

# SAVE

MONA KASTEN

# US

ROMAN

# Inhalt

Titel

Zu diesem Buch

Widmung

Playlist

Zitat

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

12

13

14

15

16

17

18

19

20

21

22

23

24

25

26

27

28

29

30

Epilog

Danksagung

Die Autorin

Die Romane von Mona Kasten bei LYX

Impressum

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

MONA KASTEN

# SAVE US

Roman



[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

## Zu diesem Buch

Ruby steht unter Schock: Sie wurde vom Maxton Hall College suspendiert, weil sie eine Affäre mit ihrem Geschichtslehrer haben soll. Von einer Sekunde auf die andere hat sich ihr Traum von einem Studium in Oxford in Luft aufgelöst. Doch das ist nicht alles: Ausgerechnet James scheint für die Fotos, die von ihr und Mr Sutton kursieren, verantwortlich zu sein. Ruby kann es nicht glauben. Sie und James haben so viel miteinander durchgestanden, so viele Hindernisse gemeinsam überwunden – würde er ihr das wirklich antun? Schnell stellt sich allerdings heraus, dass sich dahinter mehr verbirgt, als es zunächst den Anschein hat. Und während Ruby dafür kämpft, trotz allem ihren Abschluss machen zu können, droht James einmal mehr unter den Verpflichtungen gegenüber seiner Familie zu zerbrechen. Sind die Welten, in denen sie leben, doch zu verschieden? Oder können sie einander retten, auch wenn scheinbar alle Zeichen gegen sie stehen?

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

*Für Anna*

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

# Playlist

A Day to be Certain – Gersey  
You – Keaton Henson  
Surrender – Natalie Taylor  
The Tide – Niall Horan  
Dream In A Dream – TEN  
In My Blood – Shawn Mendes  
Fallin' All In You – Shawn Mendes  
The Shortchange – Thomston  
Bill Murray – Phantogram  
Critical – Jonas Brothers

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

*Doesn't today feel like a day to be certain?  
Certain, yet to decide.*

GERSEY, A DAY TO BE CERTAIN

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

# 1

Graham

Mein Großvater hat mich früher immer gefragt: Wenn der Tag kommt, an dem du alles verlierst – was wirst du tun? Ich habe nie ernsthaft über die Antwort auf diese Frage nachgedacht, sondern immer das gesagt, was mir im jeweiligen Moment als Erstes in den Sinn gekommen ist.

Als ich sechs Jahre alt war und mein Bruder meinen Spielzeugbagger absichtlich kaputt gemacht hat, war es: *Dann werde ich den Bagger reparieren.*

Mit zehn, als wir von Manchester in die Nähe von London gezogen sind, habe ich trotzig gesagt: *Dann suche ich mir eben neue Freunde.*

Und als meine Mum gestorben ist und ich als Siebzehnjähriger versucht habe, für meinen Dad und meinen Bruder stark zu sein: *Wir werden das schaffen.*

Selbst damals war Aufgeben keine Option für mich.

Doch jetzt, mit fast vierundzwanzig Jahren, in diesem Büro, in dem ich mich plötzlich wie ein Krimineller fühle, habe ich keine Antwort mehr. Meine Situation kommt mir in diesem Moment ausweglos vor, meine Zukunft ungewiss. Ich weiß nicht, wie es jetzt weitergehen soll.

Ich ziehe die quietschende Schublade des schweren Kirschholzschreibtisches auf und krame die Stifte und Notizblöcke heraus, die im vergangenen Jahr dort ihren Platz gefunden haben. Meine Bewegungen sind langsam, meine Arme bleiern. Dabei muss ich mich beeilen: Ich soll das Gebäude verlassen, bevor die Mittagspause zu Ende ist.

*Sie sind mit sofortiger Wirkung suspendiert. Ich untersage Ihnen jeglichen Kontakt zu Schülern der Maxton Hall. Sollten Sie gegen dieses Verbot verstoßen, wird Anzeige gegen Sie erstattet.*

Die Stifte fallen mir aus der Hand und landen klackernd auf dem Boden.

Verfluchter Mist.

Ich bücke mich, sammle sie auf und schmeiße sie achtlos zu den restlichen Habseligkeiten, die ich in einem Karton verstaut habe. Es ist ein

wildes Durcheinander an Notizen, Lehrbüchern, dem alten Globus meines Großvaters und Unterrichtsmaterial, das ich für morgen kopiert habe und jetzt eigentlich wegwerfen müsste, es aber nicht über mich bringe.

Ich sehe mich in dem Büro um. Die Regale sind leer geräumt, einzig ein paar Papierfetzen auf dem Schreibtisch und die verschmutzte Unterlage lassen darauf schließen, dass ich hier bis vor wenigen Stunden noch Arbeiten korrigiert habe.

*Du bist selbst schuld*, erklingt eine gehässige Stimme in meinem Kopf.

Ich reibe mir über die pochende Schläfe und kontrolliere danach ein letztes Mal alle Schubladen und Fächer im Schreibtisch. Ich sollte meinen Abschied nicht länger hinauszögern als nötig, aber es kostet mich mehr Kraft, mich von diesem Raum zu lösen, als ich gedacht hätte. Ich habe schon vor Wochen den Entschluss gefasst, mir einen Job bei einer anderen Schule zu suchen, um mit Lydia zusammen sein zu können. Doch es besteht immer noch ein gewaltiger Unterschied darin, das Arbeitsverhältnis zu eigenen Bedingungen zu verlassen oder vom Sicherheitsdienst nach draußen eskortiert zu werden.

Ich schlucke hart und nehme den Mantel von dem hölzernen Garderobenständer. Mechanisch ziehe ich ihn mir über, danach schnappe ich mir den Karton und gehe zur Tür. Ohne mich ein weiteres Mal umzusehen, verlasse ich das Büro.

In meinem Kopf überschlagen sich Fragen: *Weiß Lydia es schon? Wie geht es ihr? Wann werde ich sie das nächste Mal sehen? Was soll ich jetzt tun? Wird mich jemals wieder eine Schule als Lehrer einstellen? Was, wenn nicht?*

Doch ich kann die Antworten darauf jetzt auf keinen Fall ergründen. Stattdessen dränge ich die in mir aufsteigende Panik zurück und gehe durch den Flur in Richtung Sekretariat, um meinen Schlüsselbund abzugeben. Schüler laufen an mir vorbei, manche von ihnen grüßen mich freundlich. Ein schmerzhaftes Stechen erfüllt meinen Bauchraum. Nur mit Mühe schaffe ich es, ihr Lächeln zu erwidern. Es hat mir großen Spaß gemacht, hier zu unterrichten.

Ich biege in den Flur des Sekretariats, und mit einem Mal fühlt es sich an, als hätte mir jemand einen Eimer Eiswasser über den Kopf geschüttet. Ich bleibe so abrupt stehen, dass mich jemand von hinten anrempelt und sich murmelnd entschuldigt. Doch ich höre kaum hin – mein Blick ist auf

den hochgewachsenen, rotblonden jungen Mann gerichtet, dem ich diese ganze Situation zu verdanken habe.

James Beaufort verzieht keine Miene, als er mich erblickt. Im Gegenteil, er sieht vollkommen unbeteiligt aus – als hätte er nicht gerade mein Leben zerstört.

Ich wusste, wozu er in der Lage ist. Und mir war klar, dass es keine gute Idee ist, ihn gegen mich aufzubringen. »Er und seine Freunde sind unberechenbar«, hat Lexington mich an meinem ersten Tag an der Schule gewarnt. »Nehmen Sie sich in Acht.« Ich habe seinen Worten kaum Beachtung geschenkt, weil ich damals bereits die andere Seite der Geschichte kannte. Lydia hatte mir erzählt, wie sehr dieser Junge unter dem Erbe seiner Familie leidet, wie verschlossen er sich selbst seiner Zwillingschwester gegenüber gibt.

Im Nachhinein fühle ich mich so dumm, nicht vorsichtiger gewesen zu sein. Ich hätte wissen müssen, dass James für Lydia alles tun würde. Wahrscheinlich ist mein beruflicher Ruin in seinem Tagesablauf nicht mehr als eine Lappalie.

Neben James steht Cyril Vega, den ich glücklicherweise nie unterrichten musste. Ich weiß nicht, ob es mir gelungen wäre, eine professionelle Fassade aufrechtzuhalten. Jedes Mal, wenn ich ihn sehe, erscheint ein Bild von ihm und Lydia vor meinen Augen. Wie sie gemeinsam die Schule verlassen und in einen Rolls-Royce steigen. Wie sie miteinander lachen. Wie er sie in den Arm nimmt und tröstet, während ich das nach dem Tod ihrer Mutter nie konnte.

Nach einem kurzen Moment beiße ich die Zähne fest zusammen und setze meinen Weg fort, den Karton unter den Arm geklemmt. Ich schließe die Hand fester um den Schlüssel in meiner Manteltasche, je näher ich den beiden komme. Sie haben das Gespräch, das sie geführt haben, unterbrochen und beobachten mich, ihre Gesichter zwei harte, undurchdringliche Masken.

Vor der Tür zum Sekretariat bleibe ich stehen und wende mich an James. »Bist du jetzt zufrieden?«

Er gibt keine Reaktion von sich, was die Wut in meinem Inneren weiter hochkochen lässt.

»Was habt ihr euch dabei nur gedacht?«, frage ich und sehe ihn auffordernd an. Wieder antwortet er nicht. »Ist euch eigentlich klar, dass ihr mit euren kindischen Streichen Existenzen zerstört?«

James wechselt einen Blick mit Cyril, und seine Wangen nehmen einen leichten Rotton an – genau wie bei seiner Schwester, wenn sie wütend wird. Die beiden sehen sich so verdammt ähnlich, dabei könnten sie meiner Ansicht nach kaum unterschiedlicher sein.

»Sie sind derjenige, der sich vorher hätte Gedanken machen müssen«, speit Cyril.

Seine Augen funkeln noch wütender als die von James, und mir kommt der Gedanke, dass sie vermutlich gemeinsam den Plan entwickelt haben, mich von der Schule schmeißen zu lassen.

Cyrils Blick lässt keinen Zweifel daran, dass er derjenige ist, der von uns beiden die Macht hat. Er kann alles mit mir machen, ganz gleich, ob ich älter bin als er. Er hat gewonnen, und er weiß es auch. Der Sieg steht ihm ins Gesicht geschrieben und spiegelt sich in seiner stolzen Haltung wider.

Ich stoße ein resigniertes Lachen aus.

»Es überrascht mich, dass Sie noch lachen können«, fährt er fort. »Es ist vorbei. Sie sind entlarvt – ist Ihnen das eigentlich klar?«

Ich schließe die Hand um den Schlüsselbund, so fest, bis die kleinen Metallzähne in meine Haut schneiden. Glaubst dieser reiche Bengel wirklich, ich wüsste das nicht? Ich wüsste nicht, dass es niemanden interessieren wird, wann und wo Lydia und ich uns kennengelernt haben? Dass uns niemand glauben wird, wenn wir beteuern, uns vor meiner Zeit an der Maxton Hall bereits gekannt und geliebt zu haben? Und wir unsere Beziehung in dem Moment beendet haben, als wir wussten, dass ich ihr Lehrer sein würde? Natürlich weiß ich das. Ab sofort und für alle Zeit werde ich der widerliche Typ sein, der während seiner Anfangszeit als Lehrer eine Affäre mit einer Schülerin hatte.

Bei dem Gedanken wird mir schlecht.

Ohne die beiden eines weiteren Blickes zu würdigen, gehe ich ins Sekretariat. Ich nehme den Schlüssel aus meiner Jackentasche, knalle ihn auf den Tresen und mache auf dem Absatz kehrt. Als ich wieder an den Jungs vorbeigehe, sehe ich aus dem Augenwinkel, wie Cyril James ein Handy in die Hand drückt. »Danke dafür, Mann«, höre ich ihn sagen, dann wende ich den Blick ab und gehe, so schnell ich kann, in Richtung Ausgang. Nur am Rande nehme ich wahr, dass James hinter mir laut wird.

Jeder Schritt schmerzt, jeder Atemzug kommt mir wie eine unlösbare Aufgabe vor. Ein Rauschen tritt in meine Ohren, das nahezu alle Geräusche übertönt. Das Lachen der Schüler, ihre hallenden Schritte, das Knarzen der

doppelflügeligen Tür, durch die ich Maxton Hall verlasse und ins Ungewisse trete.

Ruby

Ich fühle mich wie betäubt.

Als die Busfahrerin mir sagt, dass wir bei der Endstation angekommen sind, weiß ich einen Moment lang überhaupt nicht, was das bedeutet – bis mir klar wird, dass ich aussteigen muss, wenn ich nicht den gesamten Weg zurück nach Pemwick fahren will. Ich habe keinerlei Erinnerung an die letzte Dreiviertelstunde, so sehr war ich in Gedanken versunken.

Meine Gliedmaßen fühlen sich schwer und kribbelig zugleich an, als ich die Stufen nach unten gehe und nach draußen trete. Ich klammere mich mit beiden Händen an den Gurten meines Rucksacks fest, als könnten sie mir Halt geben. Leider hilft mir das nicht, dieses Gefühl loszuwerden. Als wäre ich in einem Wirbelsturm gefangen, aus dem es kein Entkommen gibt, und wüsste nicht länger, wo oben oder unten ist.

Das alles kann nicht wirklich passiert sein. Ich kann nicht von der Schule geworfen worden sein. Meine Mutter kann nicht wirklich glauben, ich hätte eine Affäre mit einem Lehrer. Mein Traum von Oxford kann sich gerade nicht in Luft aufgelöst haben.

Ich glaube, ich verliere den Verstand. Mein Atem geht immer schneller, und meine Finger verkrampfen sich. Ich spüre, wie Schweiß meinen Rücken hinunterläuft, gleichzeitig habe ich auf dem gesamten Körper eine Gänsehaut. Mir ist schwindelig. Ich schließe die Augen und versuche, meine Atmung wieder einigermaßen in den Griff zu bekommen.

Als ich sie öffne, habe ich schon nicht mehr das Gefühl, mich jeden Moment übergeben zu müssen. Zum ersten Mal, seit ich aus dem Bus ausgestiegen bin, nehme ich meine Umgebung wahr. Ich bin drei Stationen zu weit gefahren und befinde mich am anderen Ende von Gormsey. Unter normalen Umständen würde ich mich furchtbar über mich selbst ärgern. Doch stattdessen fühle ich mich beinahe erleichtert, denn ich kann jetzt auf gar keinen Fall nach Hause. Nicht, nachdem Mum mich so angesehen hat.

Es gibt nur einen Menschen, mit dem ich in dieser Sekunde sprechen möchte. Einen Menschen, dem ich bedingungslos vertraue und der genau weiß, dass ich so etwas niemals tun würde.

Ember.

Ich laufe los in Richtung der örtlichen Highschool. Bis zum Schulschluss kann es nicht mehr lange dauern, denn ein paar jüngere Schüler kommen mir bereits entgegen. Eine Gruppe von Jungs versucht, sich gegenseitig von dem schmalen Gehweg in die Büsche zu schubsen. Als sie mich sehen, halten sie kurz inne und gehen dann mit gesenktem Kopf an mir vorbei, als hätten sie Angst, dass ich sie jeden Moment für ihr Verhalten zurechtweisen könnte.

Je näher ich der Gormsey Highschool komme, desto merkwürdiger fühle ich mich. Vor zweieinhalb Jahren bin ich selbst auf diese Schule gegangen. Ich vermisse die Zeit zwar nicht, aber jetzt wieder hier zu stehen, kommt mir vor wie ein Ausflug in die Vergangenheit. Nur dass sich damals niemand in meine Richtung umgedreht und mich angestarrt hat, weil ich die Schuluniform einer Privatschule trage.

Ich gehe die letzten Stufen zur Eingangstür nach oben. Die Wände des Gebäudes, die vermutlich einmal weiß verputzt waren, sind vergilbt, an den Fenstern blättert der Lack ab. Es ist nicht zu übersehen, dass in den letzten Jahren keine Gelder in diese Schule geflossen sind.

Ich schiebe mich an den Schülern vorbei, die mir aus dem Inneren entgegenströmen, und versuche, unter den vielen Gesichtern ein bekanntes zu finden. Es dauert nicht lange, bis ich ein Mädchen mit zwei eng am Kopf geflochtenen Zöpfen entdecke, das zusammen mit einem Jungen die Schule verlässt.

»Maisie!«, rufe ich ihr zu.

Maisie bleibt stehen und sieht sich suchend um. Als sie mich erkennt, hebt sie fragend die Augenbrauen. Sie bedeutet ihrem Freund, kurz zu warten, und schlängelt sich dann zu mir durch. »Ruby«, begrüßt sie mich. »Hey. Was gibt's?«

»Weißt du, wo Ember ist?«, frage ich. Meine Stimme klingt vollkommen normal, und ich frage mich, wie das sein kann, wo gerade alles in mir zerbrochen ist.

»Ich dachte, Ember ist krank«, antwortet Maisie mit gerunzelter Stirn. »Sie ist heute nicht in der Schule gewesen.«

»Was?«

Das kann nicht sein. Ember und ich haben heute früh das Haus zur selben Zeit verlassen. Wenn sie nicht in der Schule gewesen ist – wo zum Teufel ist sie hingegangen?

»Sie hat mir geschrieben, dass sie mit Halsschmerzen im Bett liegt.« Maisie zuckt mit den Schultern und wirft einen Blick über die Schulter zu ihrem Freund. »Wahrscheinlich ist sie einfach zu Hause, und ihr habt euch verpasst. Hör zu, ich habe jetzt eine Verabredung. Wäre es okay, wenn ich ...?«

Ich nicke schnell. »Klar. Danke.«

Sie winkt mir noch einmal zu, dann geht sie die Treppe nach unten und hakt sich bei ihrem Begleiter unter. Ich sehe den beiden hinterher, während meine Gedanken sich überschlagen. Wenn Ember heute Morgen Halsschmerzen gehabt hätte, hätte ich das mitbekommen. Sie sah nicht krank aus und hat sich auch nicht seltsam verhalten. Beim Frühstück war alles wie immer.

Ich krame mein Handy aus der Tasche. Drei verpasste Anrufe von James werden auf dem Display angezeigt. Ich lösche die Benachrichtigung mit heißen Wangen.

*Ich bin derjenige, der die Fotos gemacht hat*, erklingt seine Stimme in meinem Kopf, doch ich versuche, das schwere Gefühl in meiner Brust zu ignorieren. Ich gehe in meine Favoriten und klicke auf Embers Namen. Es klingelt, also ist ihr Handy nicht ausgeschaltet. Allerdings geht sie selbst nach dem zehnten Klingeln nicht ran. Ich lege auf und öffne dann eine neue Nachricht.

Bitte melde dich. Ich muss dringend mit dir reden.

Ich schicke sie ab und stopfe das Handy zurück in die Tasche meines Blazers, dann gehe ich die Treppe nach unten und drehe mich ein letztes Mal zur Schule um. Ich komme mir unglaublich fehl am Platz vor. Es besteht kein Zweifel, dass ich hier nicht mehr hingehöre. Aber dasselbe trifft jetzt auch auf Maxton Hall zu.

*Ich gehöre nirgendwo mehr hin*, schießt es mir durch den Kopf.

Mit diesem Gedanken verlasse ich das Schulgelände. Ohne darüber nachzudenken, biege ich links ab und gehe die Hauptstraße entlang in die Richtung unseres Wohnviertels, auch wenn unser Zuhause der letzte Ort ist, an dem ich jetzt sein möchte. Ich würde es nicht ertragen, wenn Mum mich noch einmal so enttäuscht ansieht, wie sie es in Lexingtons Büro getan hat.

Das, was geschehen ist, spielt sich in Dauerschleife in meinem Kopf ab. Immer und immer wieder höre ich die Stimme des Rektors. Wie er mir mit

wenigen Worten meine gesamte Zukunft genommen hat, alles, worauf ich seit Jahren hingearbeitet habe.

Während ich an einer Reihe von Cafés und kleinen Läden vorbeikomme, dringen Gesprächsfetzen der Schüler an mein Ohr, die sich vor und nach mir auf dem Heimweg befinden. Sie sprechen über Hausaufgaben, regen sich über Lehrer auf oder lachen über etwas, was in der ersten Pause passiert ist. Wie betäubt realisiere ich, dass ich niemanden mehr habe, mit dem ich solche Gespräche führen kann. Mir bleibt nichts anderes übrig, als hier langzugehen, mich von der Sonne verspotten zu lassen mit der tiefen Gewissheit, dass es in meinem Leben nichts mehr gibt. Keine Schule, keine Familie, keinen Freund.

Tränen steigen in meine Augen, und ich versuche vergeblich, sie wegzublinzeln. Ich brauche meine Schwester. Ich brauche jemanden, der mir sagt, dass alles wieder gut werden wird, auch wenn ich selbst nicht daran glauben kann.

Gerade als ich wieder mein Handy herausholen will, kommt neben mir auf der Straße ein Auto zum Stehen. Aus dem Augenwinkel kann ich erkennen, dass es ein dunkelgrünes, klappriges Gestell mit rostigen Felgen und schmutzigen Fenstern ist. Ich kenne niemanden, der ein solches Auto fährt, also gehe ich weiter, ohne ihm Beachtung zu schenken.

Doch der Wagen folgt mir. Ich drehe mich zur Seite, um ihn genauer anzusehen, als auf der Fahrerseite das Fenster heruntergekurbelt wird.

Mit dem Gesicht, das dahinter zum Vorschein kommt, habe ich auf keinen Fall gerechnet. Überrascht halte ich inne.

»Ruby?«, fragt Wren. Anscheinend sehe ich genauso schrecklich aus, wie ich mich fühle, denn Wren kneift die Augen zusammen und beugt sich ein Stück aus dem Fenster, um mich genauer ansehen zu können. »Alles okay bei dir?«

Ich presse die Lippen fest aufeinander. Wren Fitzgerald ist so ziemlich der Letzte, mit dem ich jetzt sprechen möchte. Schon gar nicht, wenn ich genauer darüber nachdenke, warum er mich so ansieht. Mit Sicherheit hat mein Rauswurf in Maxton Hall schon die Runde gemacht. Eine Woge unangenehmer Hitze überkommt mich, und ich gehe weiter, ohne ihm zu antworten.

Hinter mir wird eine Autotür zugeschlagen, kurz darauf kann ich schnelle Schritte hören. »Ruby, warte!«

Ich halte an und schließe die Augen. Dann nehme ich einen, zwei, drei tiefe Atemzüge. Ich versuche, mir nicht anmerken zu lassen, wie durcheinander ich gerade bin und was in mir vorgeht, bevor ich mich zu Wren umdrehe.

»Du siehst aus, als würdest du jeden Moment umkippen«, sagt er mit gefurchter Stirn. »Brauchst du Hilfe?«

Ich schnaube leise. »Hilfe?«, krächze ich. »Von dir?«

Daraufhin presst Wren die Lippen fest aufeinander. Er sieht kurz zu Boden, dann wieder hoch. »Alistair hat mir erzählt, was passiert ist. Das ist echt scheiße.«

Ich versteife mich und wende den Blick ab. Also ist es genau, wie ich gedacht habe. Die Sache hat sich schon in der Schule rumgesprochen. Einfach großartig. Ich betrachte die Fassade eines Fitnesscenters auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Einige Leute trainieren auf Laufbändern, andere stemmen Gewichte von sich. Vielleicht sollte ich mich darin verkriechen. Dort findet mich bestimmt niemand.

»Großartig«, murmele ich.

Ich will mich wieder von ihm wegrehen und weitergehen, doch irgendetwas lässt mich zögern. Vielleicht ist es die Tatsache, dass Wren nicht in einer Limousine hier langgefahren ist, sondern in einem Auto, das so aussieht, als würde es jeden Moment auseinanderfallen. Vielleicht ist es der Blick in seinen Augen, der ernsthaft und aufrichtig wirkt und nicht, als würde er sich einen Spaß mit mir erlauben. Vielleicht ist es aber auch die Tatsache, dass wir uns hier in Gormsey gegenüberstehen – dem letzten Ort, an dem ich mit jemandem wie Wren Fitzgerald gerechnet hätte.

»Was machst du eigentlich hier?«

Wren zuckt mit den Schultern. »Ich war zufällig in der Gegend.«

Ich hebe eine Augenbraue. »In Gormsey. Zufällig.«

»Hör zu«, wechselt Wren das Thema. »Ich weigere mich zu glauben, dass James etwas damit zu tun hat.«

»Hat er dich geschickt, um mir das einzureden?«, frage ich mit bebender Stimme.

Wren schüttelt den Kopf. »Nein. Aber ich kenne James. Er ist mein bester Freund. Er würde so etwas nicht tun.«

»Es sind Bilder, die aussehen, als würde ich mit einem Lehrer knutschen, Wren. Und James hat zugegeben, sie gemacht zu haben.«

»Vielleicht hat er sie gemacht. Aber das heißt nicht, dass er sie auch an Lexington geschickt hat.«

Ich presse die Lippen zusammen.

»James würde das nicht tun«, sagt Wren eindringlich.

»Wieso bist du dir da so sicher?«, frage ich.

»Weil ich weiß, wie James für dich empfindet. Er würde nie etwas tun, was dir schadet.«

Er sagt das mit einer solchen Gewissheit, dass meine Gedanken und Gefühle aufs Neue aufgewirbelt werden. Würde es die Dinge ändern, wenn James die Fotos nicht eingereicht hat? Aber warum hat er sie überhaupt gemacht?

»Ich will selbst wissen, was es mit der ganzen Sache auf sich hat«, sagt Wren. »Ich fahre jetzt zu ihm. Komm mit mir, Ruby. Dann kannst du dich selbst davon überzeugen.«

Ich starre Wren an. Es liegt mir auf der Zunge, ihn zu fragen, ob er den Verstand verloren hat. Doch ich zögere.

Dieser Tag hat seinen absoluten Tiefpunkt schon erreicht. Es kann nicht schlimmer werden, denn ich habe nichts mehr zu verlieren.

Ich ignoriere die Alarmglocken, die in diesem Moment in meinem Kopf zu schrillen beginnen. Ohne weiter darüber nachzudenken, gehe ich zu Wrens rostigem Wagen und steige ein.

## 2

Lydia

Die Nachricht, dass Graham suspendiert wurde, hat sich wie ein Lauffeuer in der gesamten Maxton Hall verbreitet. Es war unerträglich, vor der Schule zu stehen und darauf zu warten, dass Percy mich endlich abholt, zumal ich weder James noch Ruby erreicht habe – von Graham ganz zu schweigen. Bei dem Gedanken, wie er sich gerade fühlen muss, wird mir schlecht, und es macht mich wahnsinnig, nicht zu wissen, wie es ihm geht.

Als ich schließlich zu Hause ankomme, gehe ich direkt in mein Zimmer und versuche erneut, ihn zu erreichen. Dieses Mal nimmt er ab, und ich schnappe erleichtert nach Luft.

»Graham?«

»Ja.« Seine Stimme ist tonlos.

»Es tut mir so leid«, platze ich raus, während ich in meinem Zimmer auf und ab laufe. Mein ganzer Körper ist mit Adrenalin geladen, und mein Herz pocht schnell und heftig gegen meinen Brustkorb. »Es tut mir so leid. Das habe ich nicht gewollt.«

Ich kann Graham scharf einatmen hören. »Es ist nicht deine Schuld, Lydia.«

Doch, das ist es. Es ist meine Schuld, dass Graham und Ruby von der Schule geflogen sind. »Ich werde heute Nachmittag zu Rektor Lexington fahren und das aufklären. Alles wird wieder gut, glaub mir. Ich werde die Schuld auf mich nehmen und ...«

»Lydia«, unterbricht er mich sanft.

»Ruby ist auch suspendiert worden. Sie hat das absolut nicht verdient. Ich kann nicht zulassen, dass sie für etwas bestraft wird, was sie gar nicht getan hat.«

»Lydia, ich ...« Bevor er den Satz beenden kann, wird das Handy aus meiner Hand gerissen. Vor Schreck stoße ich einen kleinen Schrei aus und fahre herum.

Dad steht mir gegenüber und sieht mich aus kalten Augen an. Er senkt den Blick auf das leuchtende Display meines Handys. Dann hebt er einen

Finger und beendet den Anruf.

»Hey! Was ...?«, fange ich an.

»Du wirst nie wieder mit diesem Lehrer sprechen«, unterbricht mich mein Vater mit eisiger Stimme. »Hast du das verstanden?«

Ich öffne den Mund, aber die Kälte in Dads Stimme und der zornige Blick in seinen Augen halten mich davon ab, auch nur ein Wort zu sagen.

Er weiß Bescheid.

Dad weiß von Graham und mir.

Oh Gott.

»Dad ...«, flüstere ich verzweifelt.

Bei dem Wort verzieht er das Gesicht zu einer beinahe schmerzvollen Grimasse. »Wenn deine Mutter noch am Leben wäre, würde sie sich für dich schämen.«

Er sagt das so ruhig, dass es eine Sekunde dauert, bis die Worte in ihrer vollen Bedeutung zu mir durchdringen. Sie treffen mich wie ein Schlag, und ich weiche ein Stück von ihm und seinem Zorn zurück. »Lass es mich bitte erklären, Dad, es ist wirklich nicht, wie du denkst. Graham und ich kannten uns schon vorher, wir ...«

Plötzlich reißt mein Vater seinen Arm hoch und schmettert das Handy mit voller Wucht gegen die Wand. Es zersplittert in seine Einzelteile und landet in schwarzen Scherben und Plastikteilen verstreut auf dem Boden. Fassungslos starre ich ihn an.

»Ich sage es dir ein letztes Mal: Du wirst nie wieder mit diesem Mann sprechen. Hast du das verstanden?« Mittlerweile bebt seine Stimme vor Wut.

»Ich versuche doch gerade, dir zu erklären, dass es ...«

»Ich will deine Erklärungen nicht hören, Lydia«, fährt er dazwischen.

Ich hasse es, wenn er so ist. Dass er mich nicht anhören möchte, obwohl er genau weiß, dass ich etwas zu sagen habe.

»Ich habe nicht mit allen Mitteln deinen guten Ruf gewahrt, nur damit du gleich die nächste leichtsinnige Entscheidung triffst. Das wird ab sofort aufhören, verstanden?«

Es fühlt sich an, als hätte mir jemand Eiswasser ins Gesicht geschüttet. Ich brauche einen Moment, bis ich meine Stimme wiederfinde. »Was meinst du damit – meinen guten Ruf gewahrt?«

Dads Gesichtsausdruck verhärtet sich. »Ich habe dafür gesorgt, dass der Name dieser Familie nicht noch mehr Schaden nimmt. Du solltest froh

darüber sein, statt mich so anzusehen.«

Meine Kehle ist wie zugeschnürt. »Du warst das?«, krächze ich heiser.  
»Du hast die Bilder an Rektor Lexington gegeben?«

Dads kalte Augen sind auf mein Gesicht geheftet. »Ja.«

Ich habe das Gefühl, mir fehlt die Luft zum Atmen. Übelkeit steigt in mir auf, und der Raum beginnt sich zu drehen. Mit einer Hand greife ich nach dem Stuhl vor mir, um mich abzustützen.

Mein eigener Vater ist schuld daran, dass Graham seinen Job verloren hat und James' Freundin suspendiert worden ist.

»Wieso hast du das getan?«, flüstere ich.

Das Bedürfnis, ihm meine Situation zu erklären, ist zu Staub zerfallen. In mir ist nur noch Platz für Ungläubigkeit – und für unsägliche Wut, die sich von Sekunde zu Sekunde schneller in meinen Adern ausbreitet.

»Weil du diese Familie zerstören könntest – ist dir völlig egal, was du mit deinem rücksichtslosen Verhalten aufs Spiel gesetzt hast? Bedeutet dir diese Familie nichts?«, fragt mein Vater.

»Familie? Du kümmerst dich doch einen Scheißdreck um diese Familie!«, fauche ich und balle die Hände zu Fäusten. Meine Arme zittern, und ich habe das Gefühl, jeden Moment zu explodieren. »Das Einzige, was dich interessiert, ist Geld. Wie es James und mir seit Mums Tod geht, ist dir scheißegal. Und jetzt stehst du vor mir und verlangst von mir, froh darüber zu sein, dass du meinen Freund von der Schule hast schmeißen lassen?«

Dads Nasenflügel blähen sich bei dem Wort »Freund« kurz auf, ansonsten ist in seinem Gesicht keine Regung zu erkennen. »Ich würde noch mehr tun, um den Namen dieser Familie zu retten.«

Seine ruhige Stimme macht mich wahnsinnig. Mein Atem kommt immer schneller, und ich kralle die Nägel so fest in die Handinnenflächen, dass ich mit Sicherheit bald blute.

»Du solltest mir dankbar sein, Lydia«, fügt er hinzu.

Meine Wut erreicht ihren Höhepunkt. Ich kann die Worte nicht mehr zurückhalten, sie sprudeln unkontrolliert aus mir heraus. »Du hast ihn vielleicht von der Schule geworfen, aber du kannst ihn nicht aus meinem Leben streichen!«, schreie ich mit voller Kraft.

»Und ob ich das kann.« Dad dreht sich um und will das Zimmer verlassen.

Aber ich bin noch nicht fertig.

»Nein, kannst du nicht. Ich bin nämlich schwanger.«

Er bleibt auf dem Absatz stehen. Wie in Zeitlupe dreht er sich zu mir zurück. »Was?«

Ich recke das Kinn trotzig vor. »Ich bin schwanger. Von Graham.«

Es ist seltsam, seine Reaktion zu beobachten. Einen Moment lang sieht er mich nur an und blinzelt mehrmals hintereinander – wie der merkwürdig dreinblickende Mann auf diesem GIF, das seit Monaten im Umlauf ist. Dann beginnen seine Schultern zu zucken, als würde es ihm schwerfallen, eine gleichmäßige Atmung beizubehalten, und rote Flecken bilden sich auf seinen Wangen, seiner Stirn und seinem Hals.

Ich dachte eigentlich, ich hätte alle Formen von Dads Zorn bereits kennengelernt. James und ich haben früh gelernt, die kleinsten Regungen in seiner Mimik und seiner Haltung richtig zu deuten und uns rechtzeitig aus dem Staub zu machen.

Doch so wie in diesem Moment habe ich ihn noch nie gesehen.

Sein Blick liegt auf mir, eine Sekunde, noch eine, und ich mache langsam einen Schritt zurück, weil ich nicht einschätzen kann, was passieren wird. Aber zu meiner Überraschung macht Dad kehrt und verlässt mein Zimmer ohne ein weiteres Wort.

Die Tür knallt er so heftig zu, dass ich unwillkürlich zusammenzucke. Ich presse mir eine Hand auf den Brustkorb und atme tief durch. Mein Puls rast, ich kann mein Herz unter meiner Hand wummern spüren.

Keine zehn Sekunden später geht die Tür plötzlich wieder auf – so schwungvoll, dass der Knauf gegen die Wand knallt und dort mit Sicherheit eine Delle hinterlässt. Mein Vater kommt zurück ins Zimmer und baut sich vor mir auf.

»Weiß er es?«, fragt er so leise, dass ich ihn kaum verstehe.

Die Frage trifft mich völlig unvorbereitet, und ich brauche mehrere Sekunden, bis ich es schaffe, den Kopf zu schütteln. »Nein, ich ...«

»Gut«, unterbricht mich Dad. Ohne mich eines weiteren Blickes zu würdigen, schreitet er mit großen Schritten durch mein Zimmer. Er reißt die Tür zu meinem begehbaren Kleiderschrank auf und betritt den kleinen Raum. Ich höre ein lautes Rumpeln.

Ich hechte zur Tür und starre meinen Vater an, der offensichtlich gerade einen meiner großen Reisekoffer von der oberen Ablage des Schrankes heruntergezogen hat. Gerade greift er nach einer Reisetasche, die er geräuschvoll auf den Boden daneben feuert. Er tritt den Deckel des Koffers

mit dem Fuß auf und fängt anschließend an, wahllos Kleidungsstücke aus den Regalen und von den Bügeln zu reißen und sie hineinzuworfen.

»Was tust du da?«

Dad reagiert nicht. Wie im Wahn greift er nach T-Shirts, Blusen, Hosen, Unterwäsche, Taschen und Schuhen. Seine Haare stehen durch die ruckartigen Bewegungen in alle Richtungen ab, die Flecken auf seinem Gesicht und dem Hals werden immer dunkler. Selbst als der Koffer voll ist, hört er nicht auf, und die Sachen landen in einem unordentlichen Haufen auf der Tasche und dem Boden daneben.

»Dad, was machst du denn?«, schreie ich und trete einen Schritt nach vorn, um ihn dazu zu bringen aufzuhören. Ich greife nach seinem Arm, aber er reißt sich los. Die Wucht seiner Bewegung lässt mich zurücktaumeln, und nur gerade so schaffe ich es, mich mit einer Hand am Türrahmen festzuhalten.

In dem Moment platzt James ins Zimmer.

»Was ist hier los?«, fragt er. Sein Blick ist besorgt, als er mich von oben bis unten mustert, um zu sehen, ob alles in Ordnung ist. Dann entdeckt er Dad in meinem Schrank, und seine Augen weiten sich.

»Was machst du da, Dad?«, fragt er.

Dad fährt auf dem Absatz herum und deutet auf James. »Du wusstest davon?«, fragt er.

James runzelt die Stirn. »Wovon?«

»Was frage ich überhaupt. Natürlich wusste er davon«, murmelt Dad zu sich selbst. Einen Moment lang betrachtet er das Chaos, das er um sich herum angerichtet hat, dann beugt er sich runter und beginnt kurzerhand, die Klamotten, die neben dem Koffer gelandet sind, mit gewaltvollen Bewegungen in die Reisetasche zu stopfen.

»Wofür packst du meine Sachen, Dad?«, frage ich heiser.

»Du ziehst sofort aus.«

Eine Welle von Übelkeit überrollt mich. »Was?«, keuche ich.

James legt eine Hand auf meinen Rücken, wie um mir zu zeigen, dass er bei mir ist.

»Wir hatten in diesem Jahr schon mit genug Schlagzeilen zu kämpfen. Ich lasse nicht zu, dass das Wohl meines Unternehmens gefährdet wird, nur weil du so dumm bist und dich von einem Lehrer schwängern lässt!« Die letzten Worte brüllt Dad in meine Richtung.

Ich rücke näher an James heran, und seine Hand verkrampft sich an meinem Rücken. Ich kann förmlich spüren, wie viel Willenskraft es ihn gerade kostet, sich zurückzuhalten.

Seine Stimme klingt bemüht ruhig, als er versucht, auf unseren Vater einzugehen. »Du kannst nicht einfach so tun, als wäre das nicht passiert.«

Dad zerrt am Reißverschluss der Reisetasche. Ein Stück Stoff hat sich darin verkeilt, und ein unschönes Ratschen erklingt. Ich zucke zusammen.

»Und ob ich das kann«, ächzt er und schließt die Tasche mit einem heftigen Ruck. Dann wendet er sich dem Koffer zu. Er stemmt ein Knie auf den Deckel, während er den Reißverschluss zuzieht. »Du fährst zu deiner Tante. Und zwar sofort. Niemand darf von deinen ... deinen Umständen erfahren.«

Ich schnappe keuchend nach Luft. »W-was?«

»Das kannst du nicht machen«, sagt James.

Dad hält inne und sieht uns an. Es ist ein beinahe groteskes Bild, wie er da auf meinem silbernen Koffer kniet, schwer atmend, mit zerzausten Haaren und verschwitztem Hemd. »Ich bin der Einzige, der in diesem Haus noch bei Verstand ist. Glaubst du wirklich, dass ich dich so ...« Er deutet auf meinen Bauch. »... weiter diese Familie repräsentieren lasse? Hast du eine Ahnung, welches Licht das auf uns wirft? Auf *Beaufort*?«

»Darum geht es dir?« James' Stimme bebt. »Nur darum?«

»Natürlich. Worum denn sonst?«

»Es sollte dir um deine Tochter gehen, verdammt!«

Dad schnaubt. »Sei nicht so naiv, James.« Sein eiskalter Blick landet auf mir. »Du hättest dir vorher überlegen müssen, wo deine Prioritäten liegen, Lydia. So bist du für diese Familie nicht tragbar.«

Die Wände meines Zimmers bewegen sich auf mich zu. Ich schwanke gegen James und kralle mich an ihm fest.

»Du kannst Lydia nicht ins Exil schicken und so tun, als würde sie nicht existieren«, sagt James aufgebracht. Ich spüre, wie seine Hand auf meinem Rücken zittert.

Dad steht auf und reißt den Koffer hoch. Mit hochrotem Kopf nimmt er ihn am Griff, schnappt sich die Reisetasche und kommt dann mit strammen Schritten auf uns zu.

James stellt sich ihm in den Weg.

»Geh zur Seite, James.«

»Selbst wenn du Lydia wegschickst, spätestens in ein paar Monaten wird die Öffentlichkeit Wind davon bekommen. Es wird nichts ändern, du zerstörst bloß unsere Familie!«

Eine Sekunde vergeht. Dann lässt Dad die Reisetasche fallen, hebt die Hand und ...

Meine Reaktion ist instinktiv.

Ich werfe mich vor James, als Dad zuschlägt. Er trifft mich an der Wange und am Ohr, so fest, dass mein Kopf herumgerissen wird und schwarze Punkte vor meinen Augen erscheinen. In meinen Ohren ist ein Rauschen, das immer lauter und heftiger wird, und plötzlich weiß ich nicht mehr, wo oben und unten ist. Ich verliere das Gleichgewicht und versuche nach etwas zu greifen, was mich aufrecht halten kann. In dem Moment, in dem James' Arme mich auffangen, wird mir schwarz vor Augen.

Ich weiß nicht, wie viel Zeit vergangen ist, als ich wieder zu Bewusstsein komme. Sekunden oder doch Minuten? Ich glaube, ich liege auf dem Boden. Laute Stimmen dringen an meine Ohren und verstärken den Schmerz in meinem Kopf. Das Pochen in meiner Schläfe wird mit jeder Sekunde heftiger. Ich versuche, die Augen zu öffnen.

Jemand kniet neben mir und schüttelt sanft meine Schulter. James. Er sagt meinen Namen mehrmals hintereinander und klingt mit jedem Mal ein bisschen verzweifelter.

Ich blinzele, und allmählich nimmt meine Umgebung wieder feste Umrisse an. Ich liege vor der Tür meines begehbaren Kleiderschranks. James hat mich auf seinen Schoß gebettet und streichelt meine Arme. Seine Augen sind weit aufgerissen, aber als er sieht, dass ich wieder bei Bewusstsein bin, stößt er einen erleichterten Seufzer aus. Neben uns steht Dad und sieht auf uns herunter, noch immer den Koffer in einer Hand. Vielleicht bilde ich es mir ein, aber ich meine, auch in seinem Blick Erleichterung aufblitzen zu sehen. Allerdings nur für den Bruchteil einer Sekunde, denn im nächsten Moment zieht er sein Handy aus der Hosentasche, drückt eine Taste und hebt den Hörer ans Ohr.

Er sieht mir in die Augen, als er ohne jegliche Intonation sagt: »Percival? Kommen Sie bitte in den ersten Stock und tragen die Taschen aus dem Zimmer meiner Tochter in den Wagen. Lydia wird heute noch ausziehen.«

Dann wendet er den Blick von James und mir ab, steigt über die Taschen hinweg und geht aus dem Zimmer.

Es fühlt sich an, als würde jemand die Hände um meinen Hals legen und zudrücken. Ich fahre mit den Fingern vorsichtig über die Stelle, an der er mich getroffen hat, und kann die Tränen nicht länger zurückhalten.

»Es wird alles gut«, flüstert James und hält mich fest. »Mach dir keine Sorgen. Wir kriegen das hin.«

Allerdings glaube ich, dass mich mein Bruder zum ersten Mal in unserem Leben nicht vor dem beschützen kann, was auf mich zukommt.

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

# 3

Ruby

»Was hat es mit diesem Auto auf sich?«, frage ich Wren, nachdem wir ein paar Minuten lang schweigend auf der Landstraße in Richtung Pemwick gefahren sind. Das einzige Geräusch ist die Musik, die knisternd aus den Lautsprechern kommt. Vor ein paar Minuten hat es wie aus dem Nichts angefangen zu regnen, und ich rechne jeden Moment damit, dass die dünnen Scheibenwischer den Dienst einstellen. Oder abfallen. Mit jeder Bewegung quietschen sie lauter. Wren scheint sich allerdings bereits daran gewöhnt zu haben.

»Im Hause Fitzgerald hat es ein paar ... finanzielle Umstellungen gegeben«, antwortet er nach einer kurzen Pause. »Und die haben mir George beschert.«

Ich blicke mich zum wiederholten Mal im Inneren des Wagens um. Er sieht nicht aus wie ein George. Ehrlich gesagt sieht er überhaupt nicht wie etwas aus, das man auf einen Namen tauft. Die Sitze sind mit braunem Cord überzogen, der an manchen Stellen ausgebleichen ist und in den sich der Geruch von Zigarren und altem Opa hineingefressen hat. »Du hast dein Auto wirklich George getauft?«

»Nicht ich. Das war ... eine Freundin.« Wren biegt nach links ab und fummelt dann an dem Radio rum, das das einzige Teil hier drinnen zu sein scheint, das jünger als zwanzig Jahre alt ist. Allerdings hat es einen Wackelkontakt, denn Wren muss es nach jeder Abbiegung anstupsen, damit die Musik weiterläuft.

»Ah«, sage ich, woraufhin sich erneut Schweigen zwischen uns ausbreitet. Ich traue mich nicht nachzuhaken, was genau er mit »finanziellen Umstellungen« meint. Wren und ich sind quasi Fremde. Wir haben nichts gemeinsam, bis auf dieses eine Ereignis in unserer Vergangenheit und unsere Freundschaft zu James. Unruhig rutsche ich auf dem Sitz hin und her. Wieso bin ich noch gleich in seinen Wagen gestiegen?

Wren wirft mir einen Seitenblick zu, sieht aber schnell wieder auf die Straße.

»Ich wollte mich schon seit längerer Zeit mit dir unterhalten, Ruby«, sagt er plötzlich.

Unsicher sehe ich ihn an. »Wieso?«

»Weil ich mich dir gegenüber wie ein totales Arschloch benommen habe. Damals auf der Party. Ich hätte mich dafür längst entschuldigen müssen.« Wren räuspert sich und rüttelt erneut an dem Radio, obwohl wir um keine Ecke gefahren sind und die Musik nach wie vor blechern aus den Lautsprechern kommt. »Ich hätte mich nicht so benehmen dürfen. Ich war unerfahren und dumm. Jetzt im Nachhinein schäme ich mich dafür. Und es tut mir leid.«

Das ist das Letzte, womit ich gerechnet habe, und es dauert einen Moment, bis die Bedeutung seiner Worte wirklich bei mir angekommen ist. Ich schlucke schwer. Sie klingen, als würde er sie ernst meinen, aber gleichzeitig bin ich skeptisch. Menschen verändern sich nicht von einem Tag auf den anderen.

»Du hast mich damals auf Cyrils Party total vor den Kopf gestoßen, indem du mich so darauf angesprochen hast. Da kam es mir nicht so vor, als würde dir die Sache von damals leidtun«, sage ich.

»Ich weiß. Ich ... war skeptisch, weil du mit James auf dieser Party aufgetaucht bist, und wollte herausfinden, wieso. Irgendwie habe ich mich dabei total zum Idioten gemacht. So etwas wie auf der Party vor zwei Jahren würde ich nie wieder tun. Ich habe mich verändert. Ich hoffe, dir das bei Gelegenheit beweisen zu können.«

Stirnrunzelnd sehe ich aus dem Fenster. Grüne Bäume ziehen an uns vorbei, zwischendurch vereinzelt Wohnhäuser und kleinere Felder.

»Ich hätte dich damals auch ohne Alkohol geküsst«, sage ich schließlich und sehe Wren an. Er erwidert meinen Blick kurz, bevor er wieder nach vorn sieht. »Was du getan hast, war wirklich nicht in Ordnung. Du hättest mir sagen sollen, dass das nicht nur Fruchtpunsch ist.«

»Ich bereue, wie ich mich verhalten habe. Wirklich. Ich weiß, wie viel James an dir liegt, und deshalb bist du auch wichtig für mich. Ich hoffe, du kannst mir mein Verhalten irgendwann verzeihen.«

So kenne ich Wren überhaupt nicht. Was auch immer gerade bei ihm los ist – es scheint ihn dazu gebracht zu haben, über einiges nachzudenken.

»Danke für die Entschuldigung«, sage ich nach einer Weile.

Er nickt knapp und konzentriert sich wieder auf die Fahrbahn.

In der Stille, die darauf folgt, wandern meine Gedanken wie automatisch zu den Fotos und dem geschwungenen *B* auf dem Umschlag, der an Rektor Lexington adressiert gewesen ist. Ich erinnere mich an James' Blick, als er zugegeben hat, die Fotos gemacht zu haben.

Ich habe ihm vertraut. Ich habe geglaubt, sein wahres Ich zu kennen. Kann ich mich wirklich so in ihm getäuscht haben? Aber wieso sollte er mir das antun wollen? Nach allem, was wir in den letzten Monaten zusammen durchgestanden haben?

Je mehr ich darüber nachdenke, desto weniger passen die verschiedenen Puzzleteile zusammen. Diese gesamte Situation ist so unwirklich. Als ich heute Morgen aufgestanden bin, war der Plan, die nächste Veranstaltung mit dem Team zu besprechen und mit James in der Bibliothek zu lernen. Und jetzt? Jetzt sitze ich in Wren Fitzgeralds Auto, weil dieser mir seine Hilfe angeboten hat.

»Warum interessiert es dich überhaupt, ob James und ich uns vertragen?«, frage ich ihn. Mein Ton ist misstrauischer, als ich beabsichtigt habe, und ich sehe, wie sich Wrens Schultern versteifen. »Das kam falsch raus«, schiebe ich schnell hinterher. »Ich dachte nur, es nervt dich eher, dass James Zeit mit mir verbringt.«

Wren setzt den Blinker, und wir biegen auf eine weitere Landstraße ab. Jetzt sind es noch höchstens zehn Minuten, bis wir bei James sind. Als dieses Mal die Musik verstummt, lässt Wren sie ausgeschaltet.

»Es hat nichts mit dir zu tun«, sagt er nach einem Moment. »Ich konnte bloß nicht verstehen, wie wir James nach mehr als fünfzehn Jahren Freundschaft plötzlich nicht mehr wichtig sein konnten.«

»Das stimmt nicht. Eure Freundschaft bedeutet ihm mehr als alles andere.«

Wren lächelt. »Für einen kurzen Moment habe ich daran gezweifelt. Wahrscheinlich, weil ich selbst so viel um die Ohren hatte.«

Ich nicke nachdenklich.

»Und ich ...« Einen Moment lang sucht Wren nach den richtigen Worten. »Ich habe James noch nie so gesehen wie in den letzten Wochen. Die meisten Leute wissen das nicht, aber er war lange Zeit wirklich unglücklich. Sein Vater ist ein Arschloch, und obwohl James es mir gegenüber noch nie ausgesprochen hat: Hätte er eine Wahl, würde er niemals bei *Beaufort* arbeiten. Daran kann er nichts ändern, aber seit er dich kennt, ist er irgendwie ... lockerer. Ruhiger.«

Ich spüre, wie mein Gesicht warm wird.

»Ich wünsche mir, dass er glücklich ist.« Er wirft mir einen Blick zu.  
»Und du machst ihn glücklich.«

Ich suche nach den richtigen Worten, doch Wren ist noch nicht fertig.

»Als Alistair mir vorhin von der Sache mit deiner Suspendierung erzählt hat und ich dich dann in Gormsey gesehen habe, wollte ich euch einfach helfen. Ich habe hierbei keinen Hintergedanken. Ehrenwort.«

»Okay«, sage ich.

»Außerdem ...«, Wren räuspert sich. »... kann ich James mittlerweile viel besser verstehen. Vielleicht hat es auch damit was zu tun.«

Ich will ihn fragen, was er damit meint, aber in diesem Moment fahren wir auf das Grundstück der Beauforts. Wren kurbelt sein Fenster hinunter, und ich erwarte, dass er auf die Klingel an der Seite des Tors drückt, neben der sich ein kleines Display befindet, auf dem man via Kamera den jeweiligen Besucher sehen kann. Zu meiner Überraschung holt er allerdings eine Schlüsselkarte aus dem kleinen Fach über seiner Sonnenblende hervor und legt sie neben das Display auf eine glänzende schwarze Fläche. Das Tor geht langsam auf, und wir fahren die Auffahrt hoch.

Mein Magen macht einen Satz, als ich von Weitem die Limousine erkenne, die vor dem Eingang des Herrenhauses steht.

»Was ist denn da los?«, höre ich Wren murmeln.

Erst da fällt mir auf, dass der Kofferraum offen steht und Percy gerade große Taschen darin verstaut.

Ich schlucke schwer. Irgendetwas stimmt hier nicht.

Wren parkt den Wagen, und wir steigen aus. In diesem Moment erscheint Lydia im Hauseingang. Sie hat beide Hände vors Gesicht geschlagen, und ihre Schultern beben. James steht mit aschfahlem Gesicht neben ihr und hat einen Arm um ihre Schultern gelegt. Er flüstert ihr etwas ins Ohr, was Lydia dazu bringt zu nicken. Der Anblick erinnert mich an die Bilder der Beerdigung, und mich überläuft es kalt.

Wren und ich wechseln einen beunruhigten Blick, dann setzen wir uns in Bewegung. Gerade als wir an der Treppe ankommen, die zum Eingang hochführt, erscheint Mortimer Beaufort in der Haustür. Sein stählerner Blick trifft mich mit voller Wucht, doch er kann mich nicht davon abhalten, die Stufen zu Lydia nach oben zu gehen.

James' Augen weiten sich, als er mich erblickt. »Ruby«, flüstert er.

»Was –«

Ich schüttle nur den Kopf und berühre sanft Lydias Arm. »Lydia«, wispere ich.

Sie lässt die Hände sinken. Ihre Wangen sind tränenüberströmt, aber das ist nicht das Schlimmste: Rote und leicht bläuliche Flecken verfärben eine Hälfte ihres Gesichts. Mein Herz macht einen schmerzhaften Satz, und wie von selbst hebe ich den Blick zu Mr Beaufort.

Dieser verzieht keine Miene. Ich hätte nicht gedacht, dass ich diesen Mann mehr hassen könnte, als ich es ohnehin schon tue, aber in diesem Moment würde ich am liebsten auf ihn losgehen und ihn das Leid, das er James und Lydia zufügt, am eigenen Körper spüren lassen.

»Was ist passiert?«, fragt Wren neben mir und sieht zwischen James und Lydia hin und her. »Wofür sind die Koffer?«

Die beiden sehen aus, als stünden sie unter Schock.

»Lydia, es wird Zeit«, erklingt Mr Beauforts erhabene Stimme. Er geht an uns vorbei und die Stufen hinab zum Auto. Dann öffnet er demonstrativ die Tür.

»Dad weiß von der Schwangerschaft. Ich ... ich soll weg von hier«, bringt Lydia hervor. »Zu meiner Tante.«

»Schwangerschaft?«, fragt Wren stirnrunzelnd.

James' Griff um Lydias Schulter verstärkt sich.

»Ich bin schwanger«, flüstert Lydia. »Von Graham Sutton.«

Wren starrt Lydia an und öffnet den Mund, um etwas zu sagen, schließt ihn aber wieder. Offensichtlich hat es ihm die Sprache verschlagen.

»Lydia!«, donnert Mr Beaufort.

Panik wallt in mir auf, und ich blicke über die Schulter zurück zum Wagen. »Kann ich irgendetwas tun?«, frage ich. Das Gefühl von Abschied liegt in der Luft – etwas, womit ich überhaupt nicht umgehen kann. Schon gar nicht, wenn es so plötzlich über mich hereinbricht.

»Gibt es nichts, was ich machen kann?«, frage ich panisch.

Sie schüttelt nur den Kopf und wischt sich über die Wangen. »Nein. Ich ... ich melde mich bei dir, sobald ich wieder ein Handy habe.«

»Okay«, krächze ich.

Sie macht sich langsam von James los und geht die Stufen der Treppe nach unten. Noch nie in meinem Leben habe ich mich so machtlos gefühlt.

»Ruby«, sagt James leise, und unsere Blicke treffen sich. Er greift zögerlich nach meiner Hand und fährt mit dem Daumen über meinen Handrücken.

»Ich schwöre dir, dass ich diese Fotos nicht an Lexington geschickt habe.«

In meinem Kopf wirbeln die unterschiedlichsten Gedanken umher, und ich weiß nicht, worauf ich mich als Erstes konzentrieren soll. James scheint es ähnlich zu gehen.

»Ich würde dir so gern alles erklären, aber ich kann Lydia nicht allein mit Dad nach Beckdale fahren lassen.« Er drückt meine kalte Hand. »Bitte vertrau mir.«

Ich denke an das, was James und ich in den letzten Monaten aufgebaut haben. Dass wir uns versprochen haben, immer offen miteinander zu sprechen, füreinander da zu sein und nicht mehr zuzulassen, dass sich irgendetwas zwischen uns drängt.

Jetzt ist nicht der richtige Augenblick für eine Aussprache. Und auch wenn ich noch vor wenigen Stunden dachte, dass ich James nie wieder in die Augen sehen könnte, weiß ich nun, dass ich bereit bin, mir seine Erklärung anzuhören.

»Ich kann nicht ewig warten«, sage ich. »Du hast mich heute wirklich verletzt.«

»Ich weiß. Es tut mir so leid. Aber ich bitte dich – dieses eine letzte Mal«, sagt er leise.

Ich nicke und lasse dann seine Hand los.

James wendet sich an Wren. »Die anderen wissen nichts von der Schwangerschaft. Bitte behalte das für dich.«

Wren nickt knapp.

Dann geht James die Treppe hinunter und steigt zu Lydia in den Wagen. Percy schließt die Tür und geht zur Fahrerseite. Für den Bruchteil einer Sekunde treffen sich unsere Blicke über den Rolls-Royce hinweg. Percy sieht genauso traurig aus, wie ich mich fühle.

Dann steigt auch er ein, und gleich darauf startet der Wagen. Ich sehe den roten Rücklichtern nach, bis sie durch das Tor verschwunden sind, mein Puls rast wie verrückt.

»Verdammt«, sagt Wren.

Ich kann nicht anders, als stumm zu nicken.

Ein paar Minuten bleiben wir nebeneinander stehen und starren in die Richtung, in die der Rolls-Royce verschwunden ist. Dann seufzt Wren.

»Komm«, sagt er. »Bringen wir uns auf andere Gedanken.«

Alistair

Das Training heute ist richtig übel. James, Wren und Cyril tauchen nicht auf, und keiner von ihnen hat dem Coach Bescheid gegeben, was bei diesem für miese Laune sorgt. Er bellt uns Befehle zu und scheucht uns wie ein Irrer über den Platz, und als es nach eineinhalb Stunden endlich vorbei ist, mache ich innerlich drei Kreuze. Völlig durchgeschwitzt will ich zur Bank gehen, um meine Flasche zu holen, doch ich komme nicht weit.

Einer der Frischlinge rempelt mich heftig von der Seite an. Er trifft mich so unvorbereitet, dass ich ins Straucheln komme und mich nur gerade so wieder fangen kann. Als ich ihn mahnend ansehe, wirft er mir einen herausfordernden Blick zu. Das ist wirklich das Letzte, was ich jetzt brauchen kann. Ich mache einen drohenden Schritt auf ihn zu. »Hast du ein Problem, Kenton?«, frage ich.

»Wegen deiner beschissenen Clique hat der Coach uns heute gequält«, zischt er und spuckt neben mir auf den Boden.

»Und das ist meine Schuld, weil ...?«

»Du kannst dich darum kümmern, dass das nicht noch mal passiert. Es gibt nämlich noch Leute, die das hier ernst nehmen.«

Mit diesen Worten stapft er in Richtung Umkleide davon. Es kostet mich alle Mühe, ihm nicht hinterherzulaufen und zu zeigen, was ich von seiner Aufmüpfigkeit halte. Ich beiße die Zähne fest aufeinander und reiße die Verschlüsse der Handschuhe auf. Ich ziehe sie mir von den Händen und stopfe sie seitlich in meine Trainingshose.

Gegen meinen Willen wandern meine Augen zum Tor, wo Kesh gerade noch dabei ist, die Bälle einzusammeln und in einer der Kisten zu verstauen.

Normalerweise hätte ich mich bei ihm über den Frischling aufgeregt. Kesh hat die Gabe, mich in solchen Situationen wieder beruhigen zu können, einfach nur, indem er zuhört.

Wenn Kesh einem zuhört, hat man das Gefühl, ernst genommen zu werden. Er ist ruhig und besonnen, und seine Ratschläge sind gut durchdacht. Das war schon immer eine der Eigenschaften, die ich am meisten an ihm geschätzt habe, zumal ich das genaue Gegenteil von ihm bin – aufbrausend und impulsiv. Wir ergänzen uns perfekt, was auch der Grund dafür ist, dass Kesh, seit ich denken kann, mein bester Freund ist.

*War*, korrigiere ich mich in Gedanken.

Kesh *war* mein bester Freund.

Manchmal frage ich mich, ob ich mich niemals auf ihn hätte einlassen sollen. Vielleicht hätten wir unsere Freundschaft so retten können. Dann denke ich aber an unsere gemeinsamen Momente zurück und spüre ein Echo des Kribbelns und der Gefühle, die er in mir ausgelöst hat.

Doch das mit uns ist vorbei, und ich sehe auch keine Möglichkeit, unsere Fehler rückgängig zu machen. Als Kesh vor ein paar Wochen meinen Bruder angefahren hat, ist der Streit zwischen uns daraufhin eskaliert. Ich habe Kesh gesagt, dass ich so nicht mehr weitermachen kann und ich es keinen Tag länger aushalte, in der Schule so tun zu müssen, als wären wir bloß Freunde, während wir immer, wenn wir allein waren, so etwas wie ein Paar waren. Dass ich ihn auch in der Öffentlichkeit küssen und seine Hand halten möchte, wenn wir mit unseren Freunden unterwegs sind. Und ich, sollte er mir das alles nicht geben können, wieder an den Punkt zurückmöchte, wo wir uns noch vor einem Jahr befunden haben. Ich wollte, dass wir wieder beste Freunde sind. Nur beste Freunde. Mehr nicht.

Keshs Antwort war ein ruhiges »Geht klar«, welches sich einerseits wie ein Schlag ins Gesicht angefühlt, mir andererseits aber auch Hoffnung gegeben hat, dass es zumindest für unsere Freundschaft eine zweite Chance geben kann, weil wir die Dinge zwischen uns endlich geklärt haben.

Doch egal wie sehr wir uns auch bemühen, unbefangen miteinander umzugehen, fühlt es sich seitdem überhaupt nicht so an, als wäre alles wie früher. Da ist etwas zwischen uns, was ich nicht ignorieren kann, und es wird stärker, je länger ich in Keshs Gegenwart bin.

Oder je länger ich ihn anstarre, womit ich jetzt definitiv aufhören sollte. Ich wende den Blick von ihm ab und gehe zum Rand des Trainingsplatzes, wo meine Sporttasche auf der Bank liegt. Mit einer Hand hole ich die Wasserflasche, mit der anderen mein Handy heraus. Wren hat mir geschrieben.

SOS. Kann ich mit Ruby zu dir kommen? Irgendeine Scheiße ist bei den Beauforts vorgefallen, und wir könnten Ablenkung brauchen.

»Fuck«, murmle ich. Das hat jetzt gerade noch gefehlt.

»Was ist los?«, erklingt Keshs Stimme hinter mir. Er hält ein ganzes Stück Abstand, und trotzdem stellen sich meine Nackenhaare auf. Ich konzentriere mich darauf, die Antwort an Wren zu tippen, dann schiebe ich das Handy zurück in die Sporttasche.

»Wren kommt gleich mit Ruby zu mir.« Ich drehe mich zu Kesh um. Sein Blick liegt auf mir, und es kostet mich einiges an Mühe, die Reaktion zu unterdrücken, die mein Körper jedes verdammte Mal auf ihn hat.

»Ruby muss sich schrecklich fühlen«, sagt Kesh. Er nimmt seine Sachen von der Bank, und zusammen gehen wir in Richtung Umkleide. »Angeblich hatte sie was mit Sutton und ist deshalb von der Schule suspendiert worden.« Sein skeptischer Tonfall verrät mir, dass er den Gerüchten keinerlei Glauben schenkt.

»Sie hat definitiv nicht mit Sutton rumgemacht.«

Kesh sieht mich fragend von der Seite an.

»Du warst dabei, als James die Fotos gemacht hat, oder?«, frage ich. Kesh ist ein guter Beobachter. Das kann ihm eigentlich nicht entgangen sein.

»Ja, aber ich kann mir nicht vorstellen, dass er sie weitergeschickt hat. Ich glaube, da steckt mehr hinter.«

Ich brumme unschlüssig. James hat schon weitaus schlimmere Dinge getan, als ein paar Fotos weiterzuleiten, aber gleichzeitig kann ich mir beim besten Willen nicht vorstellen, dass er irgendetwas tun würde, was Ruby derart schadet.

Ich räuspere mich. »Kommst du mit zu mir?«

Kesh bleibt mitten im Flur stehen. Fragend sieht er mich an. Ein paar Strähnen haben sich aus dem unordentlichen Knoten gelöst, den er sich fürs Training immer macht. Am liebsten würde ich die Hand ausstrecken und sie hinter sein Ohr schieben. Ich unterdrücke den Impuls und umklammere stattdessen die Wasserflasche so fest mit den Fingern, dass das Plastik knackt.

»Möchtest du mich denn dabeihaben?«, entgegnet er.

Seit unserem Streit haben Kesh und ich nur selten Zeit miteinander verbracht. Ich kann mich nicht mal erinnern, wann wir das letzte Mal ein richtiges Gespräch geführt haben, ohne dass die anderen dabei waren. Sobald wir uns im selben Raum befinden, ist die Luft zwischen uns wie aufgeladen, und ich muss mich zurückziehen, aus Angst, wieder den Fehler zu begehen und mich auf das Einzige einzulassen, was Kesh mir geben kann: gestohlene Küsse im Dunkeln und ewige Geheimniskrämerei.

Doch ich habe die Hoffnung, dass bald alles wieder so ist wie früher und wir es hinbekommen, gute Freunde zu sein. Nicht mehr und nicht

weniger. Also nicke ich, auch wenn ich weiß, dass es für mein Herz vermutlich nicht besonders gesund ist, den Abend mit ihm zu verbringen.

»Je mehr Leute, desto besser.« Ich erwidere seinen Blick. Bestimmt kann er in meinen Augen erkennen, was in mir vorgeht. So etwas lernt man, wenn man lange miteinander befreundet ist, und Keshav ist ohnehin einer der empathischsten Menschen, die ich kenne.

Ich wünschte manchmal, er hätte diese Gabe eingesetzt, bevor er mir das Herz gebrochen hat.

»Dann komme ich gern mit«, sagt er leise.

»Okay.« Ich räuspere mich. »Cool.«

»Ich gehe noch duschen«, sagt Kesh und deutet auf die Kabinen am Ende des Flurs.

Ich spüre, wie mir wieder warm wird, obwohl mein Puls sich vom Training eigentlich schon halbwegs beruhigt hat.

Schnell gehe ich an ihm vorbei zu den Umkleiden. »Ich warte vor der Halle auf dich«, rufe ich über meine Schulter.

Ich spüre Keshs ruhigen, wissenden Blick den ganzen Weg über im Nacken.

Ruby sieht aus, als hätte sie einen sehr langen, anstrengenden Tag hinter sich. Bei mir angekommen, hat sie sich mit bleichem Gesicht auf meine Couch fallen lassen und seitdem nicht vom Fleck gerührt. Während wir alle Alltagskleidung tragen, steckt sie immer noch in der Schuluniform. Sie gibt einen wirklich traurigen Anblick ab. Man kann gar nicht anders, als sich um sie kümmern zu wollen.

Kesh macht mit dem Handy Musik über die Anlage an, während ich in die Küche gehe und nachsehe, was wir im Kühlschrank haben. Seit Elaine und Fred nicht mehr zu Hause leben, haben Mum und Dad einen Teil des Küchenpersonals entlassen und unsere täglichen Familienessen abgesagt. Über Letzteres bin ich nicht traurig. Meistens habe ich ohnehin nur mit verkrampften Gliedmaßen danebengesessen, während meine Eltern sich mit Fred – und vor allem über Fred – unterhalten haben.

Jetzt sehe ich meine Familie manchmal tagelang nicht, aber das macht mir nichts aus. Ich bin gern allein. So muss ich mich wenigstens nicht verstellen und meinen Eltern vorspielen, dass mich ihr Verhalten nicht verletzt.

Ich nehme eine vorgekochte Lasagne aus dem Kühlschrank und mache sie in der Mikrowelle warm. Danach hebe ich vier große Stücke auf Teller und balanciere diese zurück in mein Zimmer. Zwei stelle ich auf dem Couchtisch für mich und Ruby ab, einen reiche ich Wren, und den vierten halte ich Kesh hin, der an meinem Schreibtisch sitzt und in seinem Handy herumklickt. Anschließend gehe ich noch einmal zurück und hole Besteck und ein paar Gläser, die ich ebenfalls auf dem Tisch abstelle.

»Hier«, sage ich und halte Ruby eine Gabel hin.

»Danke.« Rubys Stimme klingt hohl.

Ich setze mich neben sie aufs Sofa und fange an, die Lasagne in mich hineinzuschaufeln. Wie immer nach dem Training fühle ich mich wie ausgehungert.

Aus dem Augenwinkel beobachte ich, wie Ruby ihre Gabel hebt und zaghaft einen Bissen nimmt, dann den Teller aber wieder zurück auf ihren Schoß sinken lässt. »Reden wir über das, was passiert ist?«, frage ich vorsichtig. »Oder ignorieren wir es und reden über etwas anderes?«

Wren, der auf dem Sessel gegenüber der Couch sitzt, hebt den Kopf und sieht Ruby an. Diese zuckt nur mit den Schultern, als wäre ihr inzwischen alles egal.

»Mortimer hat Lydia rausgeschmissen«, sagt Wren.

Kesh hebt überrascht den Kopf. »Was?«

»Ich wollte Ruby zu James fahren«, erklärt Wren. »Aber als wir dort ankamen, war der Kofferraum bis oben hin voll, und Lydia hat geweint. Dann sind alle eingestiegen und weggefahren.«

»Fuck«, stoße ich aus. »Was hat Lydia denn verbochen?«

Ruby und Wren werfen sich einen Blick zu und starren dann beide angestrengt auf ihre Teller. Offensichtlich wissen sie etwas, was niemand sonst wissen soll.

»Ich habe James schon Bescheid gegeben, dass wir hier sind«, weicht Wren meiner Frage schließlich aus. »Er kommt her, sobald er zurück ist.«

»Okay.« Ich esse den Rest meiner Lasagne, auch wenn mir bei der Vorstellung, wie es Lydia gerade gehen muss, eigentlich der Appetit vergangen ist. Als ich den Teller auf dem niedrigen Glastisch vor mir abstelle, werfe ich Ruby einen Seitenblick zu. Sie hat ihr Essen noch immer kaum angerührt und stochert stattdessen abwesend darin herum.

»Ich habe gehört, was in der Schule passiert ist«, sage ich leise.

Ruby hebt den Blick. Es ist nicht zu übersehen, wie schwer es ihr gerade fällt, die Fassung zu bewahren.

»Ich war dabei, als diese Bilder entstanden sind, Ruby«, gestehe ich. In ihren Augen blitzt Zorn auf, doch ich fahre fort, bevor sie etwas sagen kann. »James kannte dich damals noch nicht. Alles, was er mit diesen Bildern wollte, war, sich abzusichern. Aber du bist ihm mit der Zeit total ans Herz gewachsen. Ich glaube nicht, dass er für das verantwortlich ist, was heute geschehen ist.«

»Das muss ich von ihm selbst hören.«

Ich nicke. »Das kann ich verstehen.«

Stille breitet sich zwischen uns aus. Irgendwann stellt Ruby ihren Teller weg und sieht sich dann in meinem Zimmer um. Ihr Blick bleibt an einem gerahmten Bild hängen, auf dem James, Cyril, Wren, Kesh und ich abgebildet sind. Wir tragen unsere Lacrosse-Uniformen und sind von oben bis unten mit Schlamm bedeckt. Trotzdem strahlen wir, und James, der in der Mitte steht, hält den Meisterschaftspokal in die Höhe, den wir kurz zuvor zum ersten Mal gewonnen hatten. Ich kann mich noch heute daran erinnern, wie es sich angefühlt hat. Wie euphorisch wir waren.

Mein Blick zuckt zu meinem Schreibtisch und findet Keshavs, als hätte dieser nur darauf gewartet, dass ich zu ihm schaue.

Abrupt erhebe ich mich von der Couch.

»Ich brauche einen Drink«, verkünde ich und gehe ich zu der Kommode, in der ich meinen Alkoholvorrat aufbewahre. Ich hole eine halb volle Whiskeyflasche heraus und schenke drei Gläser ein. Eines stelle ich vor Wren ab, mit dem anderen gehe ich zu Kesh, der allerdings den Kopf schüttelt und auf die Wasserflasche deutet, die neben ihm auf dem Schreibtisch steht.

Unschlüssig betrachte ich die zwei Gläser in meiner Hand. Dann gehe ich damit zurück zur Couch und halte kurzerhand Ruby eines hin.

Ruby beäugt das Glas in meiner Hand. Ich gehe davon aus, dass sie ablehnen wird, aber zu meiner großen Überraschung greift sie danach. Bevor ich mit ihr anstoßen kann, legt sie den Kopf in den Nacken und trinkt es in wenigen Zügen aus.

Ich pfeife anerkennend. Ruby hält mir das Glas erneut hin und sieht erwartungsvoll zu mir hoch.

Ich zögere nur eine Sekunde, dann fülle ich es ein zweites Mal.

»Seid ihr sicher, dass das eine gute Idee ist?«, fragt Wren und sieht zwischen mir und Ruby hin und her.

Kesh schaltet in dem Moment einen Song auf seinem Handy an, dessen Beat schnell und rhythmisch ist.

»Nein«, sagen Ruby und ich gleichzeitig.

Ich lasse mich auf die Couch fallen und stoße dann mit meinem Glas gegen ihres. »Auf schlechte Ideen.«

Zum ersten Mal an diesem Nachmittag breitet sich ein leichtes Lächeln auf Rubys Lippen aus.

Ruby

Die Musik fließt durch meine Adern. Sie erfüllt mich von Kopf bis Fuß und bringt mich dazu, mich bewegen zu wollen. Ich tanze, ohne nachzudenken. Ich lasse mich einfach fallen.

Das Gefühl ist fantastisch.

Ich weiß, dass der heutige Tag schlimme Konsequenzen nach sich ziehen wird, aber das ist mir in dieser Sekunde vollkommen egal. Ich möchte nur diesen Moment genießen, solange er anhält.

Ich drehe mich einmal um mich selbst. Alistair jubelt.

»Whiskey ist toll!«, verkünde ich und wende mich Alistair zu, der ebenfalls durch das Zimmer tanzt. Er prostet mir mit der Flasche zu. Ich habe keine Ahnung, wohin sein Glas verschwunden ist.

»Wahrere Worte wurden noch nie gesprochen«, stimmt er mir zu.

»Wenn du betrunken bist, bist du wirklich weise, Ruby.«

»Entschuldigung«, sage ich. »Ich bin immer weise.«

Alistair grinst. »Auch wieder wahr.«

Ich weiß nicht, wie das passiert ist, aber in meinen Augen ist Alistair gerade der liebste Mensch der Welt. Ich fühle mich ihm mit einem Mal so verbunden. Es kommt mir vor, als hätten wir Gemeinsamkeiten, für die ich im nüchternen Zustand viel zu blind gewesen bin.

»Wren«, sage ich und hole mein Handy aus meiner Blazertasche hervor.

»Mach ein Bild von mir und Alistair.«

Ich halte ihm das Handy hin. Schmunzelnd ergreift er es.

»Fertig?«, fragt er.

»Moment«, ruft Alistair und schlingt einen Arm um mich. Zusammen strahlen wir in die Kamera. »Jetzt.«

»Eins, zwei ... drei.«

Ich löse mich aus Alistairs Umarmung, um zu Wren zu gehen und das Bild anzusehen. Es ist toll geworden, auch wenn wir anscheinend nicht wirklich stillgehalten haben und es ein bisschen verwackelt ist.

»Danke«, sage ich zu Wren und will das Handy wieder in meine Tasche gleiten lassen.

»Du hast übrigens ungefähr zweihundert Nachrichten und verpasste Anrufe«, sagt Wren leise. »Vielleicht solltest du dir die mal anschauen, bevor Leute vor Sorge um dich verrückt werden.«

Die Ernsthaftigkeit seiner Worte dringt trotz Alkohol zu mir durch, und ich halte inne. Zögerlich hebe ich das Handy wieder hoch. Das Display verschwimmt vor meinen Augen, und ich muss ein paarmal blinzeln, um erkennen zu können, was mir darauf angezeigt wird: fünf verpasste Anrufe von Ember und Lin, drei von Mum und Dad. Insgesamt sieben Nachrichten.

»Mist«, murmle ich. Ich schwanke leicht auf der Stelle, als ich versuche, die erste Nachricht mit dem Finger auszuwählen und zu öffnen.

Ich habe gehört, was passiert ist. Möchtest du reden? Soll ich vorbeikommen?

Ich schlucke schwer, als ich Lins Worte lese. Ich weiß, dass ich ihr antworten müsste, aber das kann ich gerade nicht. Zum ersten Mal seit heute Vormittag habe ich nicht das Gefühl, jeden Moment in Tränen auszubrechen. Der Alkohol hat mir dabei geholfen, diesen schrecklichen Tag zu verdrängen, und wenn ich jetzt mit Lin spreche, wird diese mit Sicherheit alles, was geschehen ist, bis ins kleinste Detail analysieren wollen. Ebenso wie Ember, die mir ebenfalls geschrieben hat.

Tut mir leid, ich war unterwegs! Was ist passiert? Und wo bist du?

Ich will mich jetzt nicht mit den Problemen beschäftigen, die mich zu Hause erwarten. Ich weiß nicht, was als Nächstes passieren wird. Und ich will es im Moment auch nicht wissen.

Ich schüttele den Kopf, und ohne die restlichen Nachrichten zu lesen, schiebe ich das Handy zurück in meinen Blazer. Ich meide Wrens nachdenklichen Blick, als ich den Blazer anschließend ausziehe und ihn auf das Sofa werfe. Danach kremple ich die Ärmel meiner Bluse hoch.

Alistair kommt auf mich zu, greift nach meiner Hand und führt mich in eine Drehung, als hätte er meinen Stimmungswechsel gespürt. Wider Willen muss ich grinsen. Er dreht mich erneut ein und erwidert mein Lächeln. Er scheint genau zu verstehen, was ich gerade brauche. Vielleicht muss er ja

auch etwas verdrängen, denke ich, als ich seinem Blick folge, der zum wiederholten Mal an diesem Nachmittag auf Keshavs Rücken gerichtet ist.

Zum ersten Mal seit einer Ewigkeit – oder vielleicht sogar zum ersten Mal überhaupt – lasse ich alles los. Ich schließe die Augen und bewege mich zur Musik. Ich halte nicht mehr an dem fest, was heute geschehen ist, und lasse mir von Alistair dabei helfen, alles zu vergessen. Irgendwann denke ich nicht einmal mehr darüber nach – meine Bewegungen geschehen wie von selbst. Nur nebenbei nehme ich Gesprächsfetzen von Wren und Keshav wahr, aber sonst ist das nur die Melodie der Musik und die Schwerelosigkeit, die mir der Alkohol gibt.

Ich weiß nicht, wie lange Alistair und ich miteinander tanzen. Ich habe jegliches Gefühl für Zeit verloren – und auch dafür, wie viel Whiskey ich insgesamt getrunken habe.

»Noch einen Schluck?«, fragt Alistair und hebt die Flasche hoch. Ich will ihm gerade mein leeres Glas hinhalten, als eine Stimme uns unterbricht.

»Was ist hier denn los?«

Ich wirble herum. In der Tür zu Alistairs Zimmer steht James. Wren muss ihn ins Haus gelassen haben, denn er taucht einen kurzen Moment später hinter ihm auf. »Ich habe damit nichts zu tun, nur damit das gleich klar ist«, murmelt er und geht an ihm vorbei zu dem Sessel, in dem er vorhin gesessen hat.

James' Blick landet auf mir, und einen Herzschlag lang sehen wir uns nur an. In seinen Augen kann ich die unterschiedlichsten Emotionen erkennen.

Schuld. Reue. Wut. Trauer. Angst.

Mein Herz zieht sich schmerzhaft zusammen. Am liebsten würde ich die Distanz zwischen uns überbrücken und ihn in die Arme nehmen. Gleichzeitig möchte ich ihn anschreien, um endlich zu erfahren, wer diese Bilder von mir und Mr Sutton bearbeitet und zu Lexington geschickt hat.

»Komm rein, Mann«, sagt Alistair, und James tritt über die Schwelle. Im Gehen öffnet er seinen Mantel und hängt diesen anschließend locker über seinen Arm. Ich erinnere mich an diesen grauen Mantel. Er hat ihn getragen, als ich ihn meinen Eltern vorgestellt habe. Die Erinnerung lässt einen Kloß in meinem Hals wachsen.

James bleibt kurz vor uns stehen. Er sieht mich an, der Blick unsicher. »Hey.«

»Hey«, antworte ich.

Seine Nase kräuselt sich leicht, und er beäugt das Glas in meiner Hand.  
»Ihr riecht nach Whiskey.«

»Dein Geruchssinn ist beeindruckend, mein Freund«, erwidert Alistair.  
»Ruby und ich haben unseren Kummer weggetrunken.«

Zu diesem Statement sagt James nichts mehr. Stattdessen neigt er den Kopf in Richtung Couch, die Augenbrauen fragend nach oben gezogen. Ich zögere nur kurz.

Die Euphorie von eben ist verpufft, der Whiskey in meinem Körper fühlt sich nicht mehr wie ein aufputschendes Elixier, sondern heiß und beinahe unerträglich in meinem Magen an.

Kesh dreht die Musik leiser, während wir uns setzen. James legt seinen Mantel auf dem Boden neben der Couch ab, lehnt sich zurück und fährt sich dann mit beiden Händen übers Gesicht. Er sieht unsagbar müde aus, als er den Kopf zu mir dreht und mich aus dunklen Augen anblickt.

»Ich habe die Bilder von dir und Sutton gemacht«, fängt er an. »Auf der Back-to-School-Party letztes Jahr. Damals kannten wir uns noch nicht.«

Ich nicke.

»Ich wusste nicht, was du mit deinem Wissen über Lydia anstellen wirst. Ich dachte, ich brauche etwas gegen dich in der Hand.«

»Welches Wissen über Lydia?«, fragt Kesh stirnrunzelnd.

James stößt einen langen Atemzug aus. »Nicht Ruby ist diejenige, die die Affäre mit Sutton hatte.«

Alistair lässt die Whiskeyflasche sinken. »Lydia und Sutton?«, fragt er ungläubig. Obwohl er mindestens doppelt so viel Alkohol wie ich im Blut haben muss, hat er erstaunlich schnell eins und eins zusammengezählt.

»Wirklich?«

»Ist dein Vater deshalb so ausgeflippt?«, fragt Keshav.

»Ja.« Eine kurze Pause. »Und weil Lydia schwanger ist.«

»James!«, platzt es aus mir heraus, weil er Lydias Geheimnis einfach so ausplaudert. Doch beinahe im selben Moment wird mir klar, dass James das niemals gesagt hätte, wenn Lydia es ihm nicht erlaubt hätte. Sie muss gewusst haben, dass er hierherkommt und mit uns darüber sprechen wird.

James legt seine Hand auf meine und hält sie fest. Sein Daumen streichelt sanft über meine Haut. »Lydia hat mich gebeten, es euch zu erzählen«, sagt er an Alistair und Kesh gewandt. »Mein Vater hat sie

rausgeschmissen und zu meiner Tante nach Beckdale geschickt.« Ich spüre, wie sich sein Körper anspannt.

»Fuck«, sagt Alistair. Er hält James die Flasche hin, doch dieser schüttelt nur den Kopf.

»Wie hat er überhaupt davon erfahren?«, fragt Wren stirnrunzelnd.

»Cyril.« James spuckt den Namen förmlich aus.

Überrascht sehe ich von unseren verschränkten Fingern auf. Diese Information ist auch für mich neu. »Was? Wann?«

»Er hat Lydia am Samstag zusammen mit Sutton gesehen. Ihr könntet euch vorstellen, wie er darauf reagiert hat, so lange, wie er Lydia schon hinterhertrauert. Ich war danach noch bei ihm, um mit ihm über die Sache zu sprechen. Da hat er mein Handy geklaut.« James schüttelt den Kopf, als könnte er es selbst nicht fassen. »Ich wollte für ihn da sein. Und er hat das schamlos ausgenutzt. Er hat die Bilder an meinen Vater weitergegeben, damit dieser dafür sorgt, dass Sutton aus Lydias Leben verschwindet.« Er sieht mich an. »Und du aus meinem.«

Das hatte das geschwungene *B* auf dem Umschlag also zu bedeuten.

Mortimer Beaufort hat die Bilder von Sutton und mir bearbeiten lassen und an Lexington geschickt, um mich und Mr Sutton loszuwerden.

»Zwei Fliegen mit einer Klappe«, sage ich heiser.

»Ich glaube das nicht«, murmelt Wren. »So tief kann Cyril nicht gesunken sein.«

»Menschen sind zu einigem in der Lage, wenn sie unglücklich verliebt sind«, erwidert Keshav mit finsterem Blick.

»Was machen wir denn jetzt?«, fragt Alistair. »Wir können doch nicht einfach zulassen, dass Lydia verbannt und Ruby von der Schule geworfen wird!«

Meine Zuneigung für Alistair wird mit jeder Sekunde größer.

»Ich muss Cyril dazu bringen, die Wahrheit zu sagen«, sagt James.

Dann dreht er sich zu mir. »Du wirst nach Oxford gehen.« Seine Stimme ist fest, als hätte er keinen Zweifel an der Wahrheit seiner Worte. »Ganz gleich, was ich dafür tun muss.«

Bevor ich etwas erwidern kann, setzt Wren hinterher: »Wir helfen dir«, woraufhin Keshav und Alistair zustimmend brummen.

Ich blicke zu James, der wiederum seine Freunde ansieht. Sein Blick ist dankbar, und ich kann das Band, das in den vielen Jahren, in denen sie sich schon kennen, entstanden ist, ganz deutlich spüren. Die vier strahlen

Zuversicht aus und bedingungslosen Zusammenhalt – und mit einem Mal erscheint mir meine Situation nicht mehr so ausweglos wie noch vor wenigen Stunden.

James

Das Pochen in meinen Schläfen ist mit den Stunden immer unerträglicher geworden. Selbst die Tablette, die Alistair im Medizinschrank seiner Mutter für mich aufgetrieben hat, hilft nicht. Im Gegenteil, ich habe das Gefühl, dass die Kopfschmerzen immer heftiger werden, je länger ich auf den Beinen bin.

*Ich will nicht gehen*, erklingt Lydias Schluchzen in meinen Ohren. Ein Echo, das mich schon seit Stunden verfolgt. *Lass nicht zu, dass er mich wegschickt, James.*

Ich presse mir die Finger auf die Nasenwurzel, um den Druck hinter meinen Augen zu lindern. Leider funktioniert auch das nicht.

Ich habe auf ganzer Linie versagt. Als Bruder und als Freund. Wenn ich könnte, würde ich anstelle von Lydia nach Beckdale gehen. Und wenn ich könnte, würde ich Ruby meinen Platz an der Maxton Hall überlassen, damit sie ihren Abschluss machen kann. Allerdings wird mir Wunschdenken in dieser Situation nicht weiterhelfen.

»James«, wispert Ruby.

»Ja?«

»Ich bin von der Schule geflogen.«

Ich senke den Blick, um in Rubys Gesicht sehen zu können. Das Licht der Straßenlaternen ist gerade hell genug, um zu erkennen, wie riesig ihre Pupillen und wie rot ihre Wangen sind. Ich habe Percy gebeten, uns am Ortseingang von Gormsey rauszulassen, in der Hoffnung, ein Spaziergang würde Ruby zumindest teilweise ausnüchtern. Wenn ich sie so, wie ich sie bei Alistair vorgefunden habe, zu Hause abgeliefert hätte, wäre ich bei ihren Eltern mit Sicherheit endgültig unten durch gewesen.

Ein leichtes Zittern geht durch ihren Körper. Ich überlege nicht lange, schlüpfe aus meinem Mantel und lege ihn um ihre Schultern. Mir fehlen die Worte. Ich kann nur über ihre Arme reiben und versuchen, sie zu wärmen.

Sie stößt einen Laut aus, der wohl als Kichern gedacht war, auf halbem Weg aber zu einem Schluchzen mutiert. »Ich. Von der Schule geflogen. Kannst du das glauben?«

Meine Brust zieht sich schmerzhaft zusammen. Nein. Ich kann es nicht glauben. Ich *will* es nicht glauben. Genauso wenig wie ich glauben will, dass das alles meine Schuld ist. Wird Ruby mir überhaupt noch in die Augen sehen können, wenn sie erst einmal ihren Rausch ausgeschlafen und realisiert hat, dass ich es war, der sie ins Unglück gestürzt hat?

»Ich habe keine Ahnung, was ich jetzt tun soll«, flüstert sie erstickt. »Mit diesem Vermerk in meiner Akte nimmt mich doch keine Schule auf. Und ohne Abschluss kann ich nicht studieren. Dann muss ich irgendeinen Job annehmen, um meinen Eltern nicht auf der Tasche zu liegen.« Sie blinzelt mehrmals, aber das bringt nichts. Die Tränen laufen ihre Wangen hinab. Ruby holt schnappend Luft, und ihr Schmerz geht direkt auf mich über.

»Es tut mir leid, dass ich dich schon wieder enttäuscht habe«, murmle ich eindringlich. Ich streiche ihr eine Haarsträhne aus dem Auge und klemme sie hinter ihr Ohr, dann fahre ich mit dem Daumen sanft über ihre Wangen und wische die Tränen dort fort. »Das, was ich bei Alistair gesagt habe, war ernst gemeint. Ich werde alles tun, damit du nach Oxford gehen kannst. Das verspreche ich dir.«

Noch nie in meinem Leben habe ich ein Versprechen so ernst gemeint wie in diesem Augenblick.

Meine Gefühle für Ruby haben sich langsam entwickelt, bis sie sich schließlich wie ein Sturm über mich erhoben haben. Masken und Fassaden existieren bei ihr nicht, sie ist der einzige Mensch, dem ich alles von mir gebe. Und das ist so beängstigend. Ich könnte es nicht noch mal ertragen, sie zu verlieren. Nicht, nachdem wir schon so große Hürden überwunden haben. Nicht, wo ich weiß, dass sie das Beste ist, was mir jemals passiert ist.

»Seit ich dich kenne, ist mein Leben so verdammt durcheinander«, sagt sie rau. »Ich weiß nicht, wie ich daran glauben soll.«

Meine Hand bebt an ihrer Wange. »Das verstehe ich. Bis du das schaffst, glaube ich einfach für uns beide daran.«

Ruby schluckt schwer. Und dann, wie in Zeitlupe, lässt sie ihren Kopf nach vorn auf mein Schlüsselbein sinken. Sie atmet tief ein, im selben Zug gleiten ihre Hände zu meinen Hüften. Sie hält sich an mir fest, als wäre ich das Einzige, was ihr in diesem Moment Halt geben kann. Ich weiß nicht, ob sie wirklich an meine Worte glaubt oder ob der Alkohol sie müde gemacht hat. Trotzdem hebe ich die Hand und streichle ihren Hinterkopf.

Wenn Ruby mir so nahe ist, fühlt es sich nicht mehr an, als würde die Last der Welt auf meinen Schultern ruhen. Vielmehr fühlt es sich so an, als würde sich die Welt in meinen Armen befinden.

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

# 5

Ruby

Ich wache von einem leisen Schnarchen auf. Mit schweren Gliedern drehe ich mich zur Seite und sehe Ember neben mir liegen. Sie hat einen Arm über dem Kopf ausgestreckt, und ihr Mund ist leicht geöffnet.

Wie ist sie in mein Bett gekommen?

Ich kann mich nicht daran erinnern, wann wir das letzte Mal zu zweit in einem Bett geschlafen haben. Früher haben wir an den Wochenenden oft Schlafanzugpartys veranstaltet und sind ohne Zähneputzen umgeben von Chipskrümeln halb aufeinander liegend eingeschlafen.

Ungefähr eine halbe Minute lang befinde ich mich in diesem seligen Stadium, in dem man zwar wach, aber noch nicht ganz bei Bewusstsein ist und die Realität einen deshalb noch nicht eingeholt hat. Doch dann bemerke ich plötzlich den schalen Geschmack in meinem Mund, und mit einem Mal prasselt die Erinnerung an den gestrigen Tag mit ganzer Kraft auf mich nieder.

Ein kalter Schauer überläuft mich, und mein Herz beginnt gegen meinen Brustkorb zu hämmern. Das ist wirklich alles passiert. Ich wurde suspendiert, und Lydia wurde zu Hause rausgeschmissen. Ich habe mit Alistair Ellington Whiskey getrunken. Dann hat James mich nach Hause gebracht und mir versprochen, dass er alles wieder in Ordnung bringt.

Wie von selbst gleitet mein Blick zur Pinnwand über meinem Schreibtisch. Ich kann von hier aus nicht lesen, was auf dem Papier mit den gewellten Ecken steht, aber ich kenne den genauen Wortlaut mittlerweile auswendig.

Eine Welle der Übelkeit überkommt mich.

»Du bist wach«, erklingt Embers vom Schlaf kratzige Stimme neben mir.

Ich bringe nur ein Brummen zustande.

Ember richtet sich auf einen Arm auf. »Wo warst du gestern? Mum und Dad sind fast durchgedreht.«

»Das könnte ich dich auch fragen«, gebe ich zurück und drehe meinen Kopf zu ihr. »Ich wollte dich von der Schule abholen, aber Maisie sagte, du wärst nicht da gewesen.«

Ember öffnet den Mund und schließt ihn wieder. Ihre Wangen werden rot, aber sie hält meinem Blick stand. Letztlich seufzt sie. »Ich habe geschwänzt, okay? Ich habe im Moment so mit Mathe zu kämpfen und einfach mal eine Pause gebraucht.«

Stirnrunzelnd sehe ich sie an. Ich kenne Ember schon ihr gesamtes Leben lang und merke ganz genau, wenn sie mir etwas verheimlicht. Ich will sie nicht drängen, schließlich ist es ihr gutes Recht, Geheimnisse zu haben. Aber ich kann auch nichts gegen die Unruhe tun, die sich in diesem Moment in mir ausbreitet. Ich richte mich ein Stück auf, doch bevor ich etwas erwidern kann, fügt sie schnell hinzu: »Bitte sag es nicht Mum und Dad.«

Ich erwidere ihren Blick und denke kurz nach.

»Komm schon, Ruby.«

»Ich werde nichts verraten«, sage ich schließlich leise. »Aber wenn du Hilfe brauchst – ob in Mathe oder was auch immer –, sagst du Bescheid, okay?«

Sie nickt. »Abgemacht.«

Danach erfüllt eine unangenehme Stille den Raum.

»Ist es wahr?«, fragt Ember schließlich zögerlich. »Bist du wirklich von der Schule suspendiert worden?«

Jetzt setze ich mich ganz auf. Schwarze Punkte treten vor meine Augen, und ich reibe mir übers Gesicht, bevor ich schließlich nicke.

Im selben Moment erklingt ein leises Klopfen an der Tür, und Mum steckt kurz darauf den Kopf ins Zimmer. Ich versuche, ihren Gesichtsausdruck zu deuten, aber sie scheint sich große Mühe zu geben, sich keine Gefühle anmerken zu lassen.

»Mum ...«, fange ich an, aber sie bringt mich mit einem Kopfschütteln zum Schweigen.

»Euer Vater und ich möchten, dass ihr nach unten kommt«, sagt sie tonlos. »Wir werden jetzt ein ernsthaftes Gespräch miteinander führen.«

Sie zieht den Kopf zurück, und wenig später kann ich sie die Treppe nach unten gehen hören. Ich reibe mir gähnend die Augen. Ember setzt sich neben mich. Ich spüre ihren Blick auf mir und, dass sie auf eine Antwort wartet.

Ohne ein weiteres Wort stehe ich auf und gehe ins Bad. Ich putze mir die Zähne akribisch, damit der schlechte Geschmack verschwindet, und wasche mein Gesicht. Danach binde ich mir einen Pferdeschwanz und richte meinen Pony so gut es geht. Als ich in mein Zimmer zurückkehre, geht Ember ins Bad. Diese Morgenroutine ist mir so vertraut, dass sich meine Hand wie von selbst zu meiner Schuluniform bewegt, als ich vor meinem Kleiderschrank stehe. Ich ziehe sie so schnell zurück, als hätte ich mich an dem dunklen Blau verbrannt. Es kostet mich mehrere tiefe Atemzüge, um die Panik zu unterdrücken, die in mir aufsteigen will, dann schiebe ich den Kleiderbügel mit der Uniform beiseite und greife nach einem schwarzen Midirock und einem lockeren beige Oberteil.

Mum und Dad sitzen bereits am Esstisch, als Ember und ich die Küche betreten. Wäre das ein normaler Morgen, würden sie uns lächelnd begrüßen. Sie würden uns über das ausfragen, was wir an diesem Tag vorhaben, und uns über ihre Pläne informieren, während wir gemeinsam frühstücken. Jetzt sehen sie uns ausdruckslos an, als wir ihnen gegenüber am Tisch Platz nehmen. Das einzige Geräusch in der Küche ist das leise Brummen der Kaffeemaschine.

Mum und Dad wechseln einen Blick und scheinen kurz stumm zu kommunizieren. Dann sieht Dad mich an.

»Was ist gestern passiert, Ruby?«, fragt er.

Irritiert sehe ich zwischen den beiden hin und her. »Mum hat dir doch bestimmt schon alles erzählt.«

»Ich möchte es trotzdem noch mal von dir hören.«

Dads Blick ist neutral, ohne die Wertung und Enttäuschung, mit der Mum mich gestern angesehen hat. Er bringt mich dazu, auf eine Delle im Esstisch starren zu wollen statt in sein Gesicht.

»Ich wurde ... ich wurde von der Schule suspendiert«, bringe ich mit Mühe hervor.

»Wieso?«

Ich beiße die Zähne fest zusammen. Eine unangenehme Gänsehaut tritt auf meine Arme, und meine Hände fühlen sich kalt und klebrig an. Noch nie habe ich mich in Gegenwart meiner Familie derart unwohl gefühlt. Am liebsten würde ich aufstehen und zurück in mein Zimmer gehen.

»Ich weiß nicht, was du von mir hören willst, Dad«, presse ich hervor. »Soll ich dir sagen, dass es wahr ist? Dass ich meine Noten für Oxford ein

bisschen aufbessern wollte und deshalb meinen Geschichtslehrer geküsst habe?«

Neben mir rutscht Ember unruhig auf ihrem Stuhl hin und her. Ich kann weder sie noch meine Eltern ansehen und lasse meinen Blick stattdessen wahllos durch die Küche schweifen. Er bleibt an der Uhr hängen, die an der Wand gegenüber hängt.

In fünf Minuten kommt der Schulbus. Normalerweise müsste ich längst an der Bushaltestelle stehen, meinen Rucksack auf dem Rücken. Stattdessen sitze ich hier in der Küche und muss mich dieser Befragung stellen.

»Nein, das möchte ich nicht von dir hören«, sagt Dad ruhig. »Ich möchte wissen, was es mit diesen Bildern auf sich hat, ja. Aber ich wünsche mir, deine Seite der Geschichte zu hören.«

Überrascht sehe ich ihn an.

»Dazu habe ich dir gestern nämlich nicht die Gelegenheit gegeben. Und das tut mir sehr leid«, setzt Mum hinterher. »Ich war überfordert mit der Situation. In diesem Büro zu sitzen und diese Fotos zu sehen ... Ich habe das geglaubt, was Mr Lexington mir erzählt hat, und habe dich dabei überhaupt nicht zu Wort kommen lassen.«

Ich halte den Atem an.

»Es tut mir leid, Ruby.«

Mit einem Mal fangen meine Augen an zu brennen. Ein Kloß bildet sich in meiner Kehle, den ich mehrmals hintereinander versuche runterzuschlucken. Es klappt nicht.

»Aber du kannst doch nicht einfach so verschwinden.« Ihre Stimme wird zu einem eindringlichen Flüstern. »Wir haben uns solche Sorgen gemacht.«

»Es war nicht in Ordnung, dass wir gestern nicht für dich da waren«, fährt Dad fort.

»Und es würde uns viel bedeuten, wenn du uns erklärst, was geschehen ist«, fügt Mum hinzu.

Egal, wie oft ich blinze, die Tränen verschwinden nicht. Zu meiner Linken hebt Ember die Hand und streichelt mir kurz den Rücken. Ich bin unglaublich froh, dass sie in diesem Augenblick bei mir ist.

Mum gießt mir eine Tasse Tee ein und schiebt sie auffordernd über den Tisch. Ich wische mir über die Wangen und lege anschließend die Hände um das warme Porzellan. Es verdrängt nach und nach die Kälte in meinen Knochen. Meine Eltern lassen mir Zeit, meine Gedanken zu sortieren. Kurz

erwäge ich, was ich ihnen erzählen kann. Ob es einen Vertrauensmissbrauch bedeutet, wenn ich meine Familie in die Geheimnisse meiner Freunde einweihe. Doch inzwischen betrifft diese Sache nicht nur Lydia und James – sie betrifft auch mich. Und egal wie wichtig mir die beiden sind, ich kann die Beziehung zu meinen Eltern nicht weiter aufs Spiel setzen.

»Es hat an dem Tag begonnen, als ich mein Empfehlungsschreiben von Mr Sutton abholen musste«, fange ich nach einigem Zögern an. »Letztes Jahr im September.«

Mum und Dad hören mir aufmerksam zu. Jetzt kommt mir die Situation nicht mehr beängstigend vor. Im Gegenteil, ich fühle mich, als befände ich mich in einem geschützten Raum, in dem endlich die Wahrheit ausgesprochen werden darf. Also rede ich weiter. »Ich dachte, wir hätten einen Termin miteinander vereinbart. Aber als ich reingegangen bin, war er nicht allein.«

Der Anfang fällt mir schwer, aber mit der Zeit kommen mir die Worte immer leichter von den Lippen. Als ich erzähle, dass Cyril und James' Vater hinter den Bildern stecken, greift Mum nach der Hand meines Dads.

»Mortimer Beaufort ist skrupellos«, erkläre ich mit rauer Stimme. »Er würde für den Ruf seiner Familie über Leichen gehen.«

»Und es ist ihm gleichgültig, ob er dabei eine andere Familie zerstört«, sagt Mum kopfschüttelnd. »Was für eine schreckliche Person.«

»Schreckliche Person? Mir würden da ein paar ganz andere Bezeichnungen einfallen«, sagt Dad, zwischen dessen Brauen sich eine steile Falte gebildet hat.

»Ich frage mich, wie so ein Monster einen herzensguten Menschen wie Lydia aufziehen konnte«, stimmt Ember zu.

Ich habe so lang am Stück geredet, dass ich ganz außer Atem bin. Ich nehme einen Schluck von meinem Tee und hoffe, dass der Kloß, der noch immer in meinem Hals sitzt, bald verschwindet.

In der Küche breitet sich Stille aus. Im Gegensatz zu vorhin ist sie aber nicht unbehaglich, sondern eher nachdenklich.

»Ich kann nicht glauben, dass du all das mit dir herumgetragen hast, ohne dich irgendjemandem anzuvertrauen«, sagt Dad schließlich. Er nimmt seine Brille ab und reibt sich die Augen.

Der Tee ist inzwischen kalt geworden, und ich stelle die Tasse wieder ab. »Ich konnte Lydias und James' Vertrauen einfach nicht missbrauchen.«

»Inzwischen geht es aber nicht mehr nur um die beiden«, spricht Ember sanft das aus, was ich gestern ebenfalls realisiert habe.

»Die Sache ist über uns hinausgewachsen. Ich habe keine Ahnung, wie ich Rektor Lexington von der Wahrheit überzeugen soll. Mr Beaufort ist Mitglied im Elternvorstand, er spendet jährlich Unmengen an Geld, genau wie Cyrils Eltern. Wenn ihr Wort gegen meines steht, ist doch klar, wem er eher glaubt.«

»Aber es muss doch noch die Originalbilder geben, oder?«, fragt Mum.

»Cyril hat sie gelöscht. Wenn sie noch existieren, dann nur bei ihm oder Mr Beaufort.«

»Selbst wenn – wie sollte Ruby nachweisen, dass es nicht diese Bilder sind, die bearbeitet wurden?«

»Es bringt alles nichts«, sagt Dad kopfschüttelnd. »Wir müssen mit deinem Rektor reden und ihm die Wahrheit sagen.«

»Nein!«, rufe ich. »Das geht nicht. Ich kann Lydia nicht verraten. Ihr Vater hat sie schon ins Nirgendwo verbannt. Was glaubt ihr, wird er tun, wenn das alles an die Öffentlichkeit gelangt?«

Ich erinnere mich an die Dinge, die James mir über seinen Vater erzählt hat. An die Kälte in Mr Beauforts Augen, an James' aufgeplatzte Lippe und die roten Flecken in Lydias Gesicht.

»Dieser Mann ist unberechenbar, Dad.«

Meine Mutter greift über dem Tisch nach meinen Händen und umfasst sie fest. »Ich finde es toll, dass du deine Freunde beschützen möchtest, Ruby, aber es geht hier um deine Zukunft.«

»Das kann ich Lydia wirklich nicht antun, Mum«, sage ich rau. »Ich muss darauf vertrauen, dass James Cyril dazu bringt, bei Lexington mit der Wahrheit über die Bilder rauszurücken.«

Mum atmet schwer aus und sieht Dad dann an. Dessen Gesichtsausdruck hat sich verhärtet.

»Wir müssen trotzdem mit diesem Rektor reden.« Ich öffne den Mund, um ihm zu widersprechen, doch er hebt die Hand. »Wir müssen ihm nichts von Lydia sagen, aber ich will, dass er die Echtheit dieser Fotos überprüfen lässt.«

Ich presse die Lippen fest aufeinander. Auch wenn es sich gut anfühlt, meinen Eltern die Wahrheit gesagt zu haben, macht es mich gleichzeitig unruhig, dass wir in Bezug auf diese Sache unterschiedlicher Meinung sind.

»Bitte, lasst James erst versuchen, mit Cyril zu sprechen, bevor wir etwas unternehmen«, flehe ich sie an.

Mum und Dad wechseln einen Blick.

»Kannst du James denn wirklich vertrauen?«, fragt Mum sanft.

»Immerhin war er derjenige, der die Bilder geschossen hat.«

Gegen meinen Willen versteife ich mich. Natürlich hat Mum recht. Objektiv betrachtet gibt es keinen Grund, warum ich mein Schicksal ausgerechnet in James' Hände legen sollte.

»Es ist nicht so, wie du denkst, Mum«, springt Ember mir unerwartet zu Hilfe. »James ist wirklich verliebt in Ruby. Er würde ihr niemals absichtlich wehtun.«

Hitze schießt in meine Wangen. Als ich Ember ansehe, zuckt diese nur mit den Schultern. »Man muss nur eine Minute in eurer Gesellschaft verbringen, um das zu merken.«

Mum sieht zu Dad, dessen Miene weiterhin alles andere als glücklich ist.

Ich halte den Atem an.

»Wir geben ihm eine Woche«, sagt Dad entschlossen. »Dann gehen wir zu Lexington. Du hast in den letzten Jahren zu viel geschuftet, um dir deine Arbeit wegen ein paar Lügen zunichtemachen zu lassen.« Dads Stimme zittert vor unterdrückter Wut, doch bevor einer von uns etwas zu seinem Entschluss sagen kann, legt er die Hände an die Räder seines Rollstuhls und fährt aus der Küche.

Mum drückt meine Hände fest. »Danke, dass du uns alles erzählt hast.« Ich schlucke schwer und nicke.

»Ich hoffe, du kannst mir verzeihen, wie ich gestern reagiert habe. Ich wusste nicht, wie ich mit dieser Situation umgehen soll.«

»Ich weiß«, wispere ich und erwidere den Druck von Mums Händen.

»Ist schon okay, Mum.«

Sie steht auf und beugt sich über mich, um einen Kuss auf meinen Kopf zu drücken. Dann folgt sie meinem Vater.

Das befreite Gefühl, das ich eben noch verspürt habe, verschwindet langsam. Stattdessen kriecht die Müdigkeit zurück in meine Glieder, und ich lasse meinen Kopf auf Embers Schulter sinken. Sie hebt eine Hand und fährt damit über mein Haar.

»Wenigstens haben sie deinetwegen nicht mitbekommen, dass ich gestern nicht in der Schule war«, murmelt sie.

Ich bringe gerade so die Kraft auf, meiner Schwester in die Seite zu boxen.

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

# 6

James

Ich hebe den Finger an die Klingel, aber ich bekomme es nicht hin, den kleinen Knopf zu drücken. Es fühlt sich an, als hätte jemand eine unsichtbare Eisenkette um mein Handgelenk geschlungen und würde mich jetzt mit aller Kraft zurückhalten.

Dabei ist es nicht das erste Mal, dass ich vor Rubys Haustür stehe. Es ist nicht mal das erste Mal, dass ich aufgeregt vor der Begegnung mit ihr und ihren Eltern bin. Doch nach allem, was in den letzten vierundzwanzig Stunden geschehen ist, habe ich keine Ahnung, was mich hinter dieser Tür erwarten wird. Wie ich Rubys Eltern unter die Augen treten und was ich zu ihnen sagen soll. Genauso geht es mir mit Ruby. Was, wenn sie doch nicht bereit ist, mir zu verzeihen, und mich wieder wegschickt?

Bei dem Gedanken zieht sich mein Magen schmerzhaft zusammen. Ich glaube nicht, dass ich schon jemals zuvor so nervös war wie in diesem Moment.

Aber es ist auch keine Option, wieder zu gehen. Ich habe Ruby ein Versprechen gegeben – und ganz abgesehen davon, würde Lin mich wahrscheinlich umbringen, wenn ich ihre Notizen nicht wie abgemacht übergeben würde.

Ich atme tief durch. Dann nehme ich meinen Mut zusammen und drücke die Klingel der Bells. Es dauert eine halbe Minute, bis die Tür langsam aufgezogen wird. Rubys Vater blickt zu mir herauf, sein Blick ist hart und herausfordernd, und die Entschlossenheit darin erinnert mich augenblicklich an Ruby. Ich muss mich räuspern.

»Hallo, Mr Bell«, sage ich.

»James«, entgegnet er tonlos. Es ist offensichtlich, dass er über meinen Besuch nicht erfreut ist.

»Ich wollte Ruby die Hausaufgaben bringen. Außerdem habe ich die Notizen der Stunden dabei, die sie heute verpasst hat«, sage ich und halte wie zum Beweis den kleinen Stapel aus Blättern hoch, den ich zusammengestellt habe.

Mehrere Sekunden vergehen, in denen Mr Bell mich wortlos mustert. Ich halte seinem Blick stand, wie ich es auch immer bei Ruby versuche.

»Komm rein«, sagt er schließlich und fährt mit seinem Rollstuhl zur Seite, damit ich ins Haus gehen kann. Ich betrete den schmalen Hausflur, wobei mir genau wie beim letzten Mal als Allererstes die Familienfotos an den Wänden ins Auge fallen.

*Wenn ich mal ein Haus haben sollte, möchte ich auch solche Fotos aufhängen*, schießt es mir durch den Kopf, und der Gedanke trifft mich so unvorbereitet, dass ich den Blick abwenden muss.

»Ruby!«, ruft Mr Bell so laut, dass ich zusammenzucke. »Du hast Besuch!«

Schritte ertönen im Obergeschoss, gefolgt von einem Knarzen, als Ruby langsam die Treppenstufen heruntersteigt. Als sie mich sieht, weiten sich ihre Augen vor Überraschung. »Hey«, sage ich leise, als sie vor mir zum Stehen kommt.

Ich weiß, dass diese Begrüßung nicht gut genug ist. Ich würde Ruby so gern mehr geben als das, aber ich kann nicht. Nicht, solange Mr Bell mich mit seinen Argusaugen beobachtet.

»James ist hier, um dir die Hausaufgaben zu bringen«, erklärt er. »Geht doch ins Wohnzimmer. Helen und ich wollten ohnehin gerade Tee machen.«

Ich sehe ihm nach, als er in der Küche verschwindet. Dann zieht Ruby meinen Blick wieder an. Sie wirkt müde und niedergeschlagen, und ich würde sie am liebsten in den Arm nehmen und nicht mehr loslassen. Aber ich weiß, dass ihr das nicht helfen, geschweige denn ihre Probleme lösen wird, also widerstehe ich dem Drang und neige den Kopf fragend zur Wohnzimmertür.

Ruby nickt und geht voran, ich folge ihr mit einigem Abstand.

»Lin und ich dachten, dass du mit Sicherheit die Notizen des Unterrichts haben möchtest, um keinen Stoff zu verpassen«, sage ich, nachdem wir uns nebeneinander aufs Sofa gesetzt haben. Ich lege den Blätterstapel auf dem Tisch ab.

»Du hast mit Lin gesprochen?«, fragt Ruby. Sie lehnt sich vor, um zu lesen, was auf dem obersten Zettel steht.

»Ja. Wir haben uns in der Mittagspause zusammengesetzt und besprochen, wer in welchem Fach für dich mitschreibt.«

Rubys Mundwinkel bewegen sich nach oben – kaum merklich, aber sie bewegen sich.

»Sie hat sich Sorgen um dich gemacht«, fahre ich fort. »Sie meinte, sie hat dich seit gestern nicht erreicht.«

»Ich wollte irgendwie mit niemandem sprechen«, sagt sie leise.

»Das kann ich verstehen.«

Wir schweigen einen Moment lang, dann hebt Ruby das erste Blatt hoch und sieht mich fragend an. »Was bedeutet das Post-it?«

Ich räuspere mich. »Jedes Fach hat eine andere Farbe«, erkläre ich. »Damit du dich schneller zurechtfindest. Lin hat mir eine Einführung in deine Farbcodes gegeben. Das ist also Mathe.«

Ruby sieht von den Zetteln zu mir und wieder zurück, und ein Teil der Trostlosigkeit verschwindet aus ihren Augen. Er wird durch etwas anderes, Wärmeres ersetzt, bis sich schließlich sogar ein leichtes Lächeln auf ihrem Gesicht ausbreitet. Sie zieht den kompletten Stapel vom Tisch und auf ihren Schoß und beginnt, die einzelnen Notizen genauer in Augenschein zu nehmen.

»Ich dachte, dass du dir am besten alles in Ruhe anguckst, und falls du Fragen hast, gehen wir es noch mal gemeinsam durch. Außer Englisch – da seid ihr bei *Anna Karenina*, womit wir noch nicht angefangen haben. Da kann Lin dir aber helfen.«

Ruby nickt abwesend und blättert weiter durch die Notizen.

»Ich hoffe, du kannst alles entziffern. Ich hab mich wirklich bemüht, aber –«

Weiter komme ich nicht. Ruby macht einen kleinen Satz auf mich zu und umarmt mich.

»Das ist so toll, danke«, sagt sie.

Ein paar der Zettel sind auf den Boden gefallen, doch in dieser Sekunde schere ich mich nicht darum. So gut es geht, erwidere ich Rubys Umarmung.

»Ich möchte Maxton Hall nicht aufgeben«, sagt sie. Ihre Stimme wird an meinem Blazer gedämpft.

»Ich weiß«, erwidere ich.

Sie schmiegt sich noch enger an mich, und ich halte sie so fest es nur geht.

»Hi, James«, erklingt plötzlich eine Stimme hinter uns. Ruby loszulassen, ist das Letzte, was ich jetzt möchte, aber Embers neckender Tonfall lässt mir keine Wahl. Ich drehe mich um. Rubys Schwester und ihre

Mutter stehen im Türrahmen zum Wohnzimmer. Ich schieße von der Couch hoch.

»Hallo, Helen«, sage ich und richte mein Jackett. »Hey, Ember.«

Einen Moment lang ist es unangenehm still zwischen uns. Dann macht Helen ein paar Schritte auf mich zu. Kurz fürchte ich, dass sie mich ohrfeigen will. Ich beiße die Zähne bereits fest aufeinander – aber dann überrascht Rubys Mutter mich.

Sie zieht mich in ihre Arme.

Einen Moment lang weiß ich überhaupt nicht, wie mir geschieht.

Helen Bell *umarmt* mich.

»Das mit deiner Familie tut mir sehr leid, James«, sagt sie leise.

Ihre Worte schnüren mir die Luft ab.

Sie lehnt sich zurück, umfasst mit ihren Händen aber weiterhin meine Oberarme. Mein Körper fühlt sich steif wie ein Brett an. Ich kann mich nicht bewegen, bekomme kein einziges Wort heraus. Ich erinnere mich an das letzte Mal, als meine Mum mich umarmt hat. Es war an meinem letzten Geburtstag, direkt beim Frühstück. Sie ist mit ausgebreiteten Armen erst auf Lydia zugegangen und hat dann mich in die Arme geschlossen.

»Wenn es irgendetwas gibt, das wir für dich und deine Schwester tun können, scheu dich nicht, es uns zu sagen«, fährt Helen fort, und ich verdränge die Erinnerung an meine Mum.

Ich habe damit gerechnet, angebrüllt zu werden. Ich habe mit Abneigung und Hass gerechnet. Damit, die Tür vor der Nase zugeschlagen zu bekommen. Und jetzt umarmt Rubys Mum mich und bietet mir Hilfe an. Mir. Obwohl ich derjenige bin, der dafür gesorgt hat, dass Ruby von der Schule geflogen ist.

Ich schlucke mühsam. In dieser Sekunde weiß ich überhaupt nichts mehr. Ich merke nur, dass es mich immer größere Kraft kostet, ihrem Blick standzuhalten und mir nicht anmerken zu lassen, wie nah mir ihre Worte gehen. Vielleicht ist das Helens ganz persönliche Waffe – Sanftmut.

»James hat mir die Notizen aus der Schule vorbeigebracht, damit ich nichts verpasse«, meldet Ruby sich irgendwann zu Wort und reißt mich damit aus meiner Starre. Hätte sie nichts gesagt, hätte ich mich vermutlich überhaupt nicht mehr bewegt und wäre den Rest des Tages wie eine Salzsäule im Wohnzimmer der Bells stehen geblieben.

Erst als Helen sich Ruby zuwendet und zum Sofa geht, schaffe ich es, wieder Luft zu holen. Ich brauche einen Moment, bis ich mich gesammelt

habe und zurück zu Ruby gehen kann, die gerade dabei ist, mit Ember die Notizen vom Boden aufzuheben.

Ember betrachtet eines der Blätter intensiv und hält es dann so, dass Ruby es sehen kann. »Die sehen aus, als hättest du sie gemacht«, sagt sie beinahe belustigt.

Ruby schenkt mir ein kleines Lächeln, das wie ein Pfeil durch mich hindurchschießt. »Ja, oder?«

Ich gehe zurück zum Sofa und setze mich wieder hin. Mein Herz rast immer noch wie verrückt, aber Rubys Nähe sorgt dafür, dass sich meine Nerven langsam wieder beruhigen.

»Ember, ich brauche mal deine Hilfe in der Küche«, sagt Helen.

Ember verdreht gespielt genervt die Augen, folgt ihrer Mutter aber, ohne zu widersprechen.

Dann sind Ruby und ich wieder allein.

Ich drehe mich in die Richtung, in die die beiden verschwunden sind.

»Du siehst aus, als hättest du einen Geist gesehen«, stellt Ruby amüsiert fest.

»Deine Mum ist ...« Ich weiß nicht, wie ich das beschreiben soll, was gerade in mir vorgegangen ist. Kopfschüttelnd lehne ich mich im Sofa zurück und lächle Ruby an.

»Ich hoffe, es ist in Ordnung, dass ich es ihnen erzählt habe.«

»Natürlich«, erwidere ich sofort. »Deine Eltern sollten die Wahrheit kennen.«

Sie atmet hörbar aus. »Ich war mir nicht sicher, ob du das so sehen würdest.«

Ich nicke. Das, was Ruby mit ihrer Familie verbindet, kenne ich so nicht. Aber ich weiß, wie wertvoll es ist. »Ich finde es toll, wie ihr miteinander umgeht. Dass du mit ihnen über so was reden kannst, ist nicht selbstverständlich. Ich wollte dich nie unter Druck setzen. Es tut mir leid.«

»Du hast mich nicht unter Druck gesetzt. Ich wollte sie bewusst aus allem raushalten – so habe ich es schon seit über zwei Jahren gemacht«, erwidert sie leise, aber eindringlich.

Ich sehe auf meine Finger.

Ich muss an das Geräusch denken, als die Hand meines Vaters auf Lydias Wange getroffen ist. Die letzte Nacht habe ich nur davon geträumt und bin immer und immer wieder davon aufgewacht.

»James?«, flüstert Ruby.

Ich betrachte die Haut, die über meinen Fingerknöcheln spannt. »Ich wünschte manchmal, bei uns wäre es auch so. Dass ich Eltern – eine Familie – hätte, mit der ich so reden kann wie du mit deiner. Ich ...« Mehr bekomme ich nicht raus.

»Ich weiß«, sagt Ruby. Sie rutscht ein Stück dichter zu mir, bis unsere Knie sachte gegeneinanderstoßen.

»Ich kann nicht glauben, dass mein Dad Lydia weggeschickt hat.« Mein Atem geht plötzlich schneller. In meiner Brust hämmert es kräftig, gleichzeitig scheint sich mein Körper zu eng für das anzufühlen, was in mir vorgeht. »Ich konnte nichts machen, um es zu verhindern. Ich konnte einfach nichts machen, Ruby.«

Ruby legt ihre Hände auf meinen geballten Fäusten ab. Ihre Berührung ist sanft und warm, genau wie ihre Stimme, als sie spricht. »Niemand hätte das verhindern können. Du hast alles getan, was du tun konntest.«

Ich schlucke schwer. Eine Million Reißzwecken scheinen in meiner Kehle zu stecken. »Es war trotzdem nicht genug. Und ... es tut mir so leid, was gestern passiert ist.«

»Das weiß ich«, gibt Ruby leise zurück. Sie drückt meine Hände, und ich hebe den Kopf, um sie ansehen zu können. Da ist Trauer in ihrem Blick, aber auch noch etwas anderes. Etwas, an dem ich mich festklammere, weil es sich vertraut und gut anfühlt.

»Für dich und Lydia da zu sein, ist momentan das Wichtigste für mich. *Ihr* seid das Wichtigste für mich.«

Ich lockere meine Hand, bis ich sie drehen und damit Rubys umfassen kann. Ich hebe sie vorsichtig an meinen Mund und drücke meine Lippen auf ihren Handrücken.

Rubys Blick wird immer wärmer. Immer lebendiger. »Ich habe kurz daran gezweifelt«, gibt sie leise zu. »Vor Lexingtons Büro.«

Ich nicke. Ja, das habe ich gesehen. Ihr ungläubiger Blick und die darin liegende Enttäuschung haben mich bis ins Mark getroffen. Ich weiß, dass ich in der Vergangenheit große Fehler begangen habe. Aber diese Fotos zu machen – so etwas ist kein Teil meines Lebens mehr. Solche Intrigen gehören nicht mehr zu dem Mann, der ich jetzt bin. Oder sein möchte.

»Ich wusste nicht einmal mehr, dass ich die Bilder überhaupt noch auf dem Handy habe.«

Ruby nickt kurz. Dann atmet sie hörbar aus. »Es wird schwer werden, Lexington von der Wahrheit zu überzeugen.«

»Wahrscheinlich schon.«

Einen Moment lang hängen wir beide unseren Gedanken nach.

»Was ist mit Lydia?«, fragt Ruby schließlich. »Was passiert jetzt?«

Ich räuspere mich. »Sie lebt bei Ophelia und bekommt Privatunterricht, damit sie ihren Abschluss machen kann. Dad hat ihr angedroht, Sutton anzuzeigen, wenn sie sich weigert.«

Ruby versteift sich, und ich kann die gleiche Wut in ihren Augen aufblitzen sehen, die ich empfinde.

»Am liebsten würde ich auch meine Sachen packen.«

»Warum machst du es nicht?«, fragt Ruby vorsichtig. »Vielleicht würde er dann zur Vernunft kommen und realisieren, dass er einen Fehler gemacht hat.«

Ich schüttele den Kopf. »Ich kann die Situation bei uns zu Hause nicht noch weiter eskalieren lassen. Wenn ich gehe, habe ich keine Chance mehr, meinen Vater davon zu überzeugen, Lydia zurückzuholen.«

Ruby runzelt die Stirn. »Dann bedeutet das ...«

»... dass ich erst einmal tue, was er will«, sage ich tonlos.

»Oh, James.«

Ich zucke mit den Schultern. Das Letzte, was ich mit meinem Besuch wollte, war, Ruby schon wieder mit meinen familiären Problemen zu belasten. Sie hat selbst genug um die Ohren, sie soll sich nicht auch noch um Lydia und mich sorgen müssen.

»Glaubst du, er wird sich irgendwann mal ändern?«, fragt Ruby und streicht mit dem Daumen über meinen Handrücken.

Ich horche in mich und überlege. Ich habe mir nie Gedanken darüber gemacht, ob mein Vater sich irgendwann mal ändern würde. Für mich war er immer nur Mortimer Beaufort – ein Geschäftsmann, der die höchsten Erwartungen an mich stellte und mich seit meiner Kindheit unter einen solchen Druck setzte, dass ich immer das Gefühl hatte, jeden Moment zu ersticken.

Ich habe regelmäßig den Traum, dass ich im Meer ertrinke und mein Vater über mir steht und mir beim Sterben zusieht. Genauso fühlt es sich im Moment an.

»Ich glaube nicht«, sage ich heiser.

Ruby rutscht noch ein Stück näher an mich heran, und ich lehne meinen Kopf an ihren. »Ich bin für dich da«, flüstert sie.

Ich kann nichts darauf erwidern. Ich schlinge bloß einen Arm um ihre Seite und ziehe sie eng an mich.

»Ich habe mir gedacht, dass ich Lydia an den Wochenenden besuchen fahre«, sage ich nach einer Weile. »Es wird ihr gut gehen bei Ophelia, das weiß ich. Aber sie kennt außer ihr niemanden in Beckdale, und ich möchte nicht, dass sie sich allein fühlt.«

Ruby sieht mich mitfühlend an, dabei ist das das Letzte, was ich wollte. Sie hat genug eigene Sorgen, und ich sollte sie nicht auch noch mit den Problemen meiner Familie belasten.

»Darf ich mitkommen?«, fragt sie nach einer Weile.

»Zu Lydia?«

Ruby nickt. Sie muss meine Überraschung spüren, denn bevor ich antworten kann, setzt sie schnell hinterher: »Irgendwann mal. Also, nur wenn du möchtest.«

»Lydia würde sich bestimmt freuen.« Ich lehne mich ein Stück zurück, um Ruby ansehen zu können, und füge leise hinzu: »Und ich mich auch.«

Ich hätte alles dafür getan, den restlichen Tag mit Ruby zu verbringen, doch es gibt eine Sache, die ich heute noch tun muss – und die ist alles andere als angenehm.

Ich parke meinen Wagen vor dem *Red Heaven* und steige aus. Es ist ungewohnt, selbst zu fahren, aber Percy hat sich am Samstag, nachdem wir aus Pemwick zurückgekommen sind, krankgemeldet und ist seitdem nicht mehr aufgetaucht. Ich kann es ihm nicht verübeln. Lydia weinend bei Ophelia abzuliefern und danach zurückzufahren, als wäre nichts gewesen, kann auch für ihn nicht leicht gewesen sein.

Ich schließe die Wagentür etwas fester als nötig und gehe dann die paar Meter zum Eingang des Clubs. Die Sonne ist inzwischen beinahe vollständig untergegangen und in der Ferne nur noch als schwaches rötliches Glühen zu erkennen.

Ich schiebe die schweren Samtvorhänge zur Seite und trete ein. Der typisch pudrig süße Geruch breitet sich in meiner Nase aus und drückt sofort auf meinen Kopf. Ich glaube, ich bin noch nie nüchtern in diesem Schuppen gewesen. Ohne den Einfluss von Alkohol kommt mir der Geruch gepaart mit dem Anblick der Poledance-Stangen, an denen Tänzerinnen in pinkfarbenem und rötlichem Licht zu einem langsamen Song mit tiefem

Bass tanzen, irgendwie surreal vor. Wie eine Welt, in der ich ein Fremder bin – und kein fester Bestandteil mehr.

»James!«, ertönt Bears dröhnende Stimme aus einiger Entfernung. Außer ihm und den Tänzerinnen ist sonst noch niemand in diesem Teil des Clubs, was mich nicht wundert. Die Hauptzeiten hier sind deutlich später.

Ich drehe mich zu ihm und sehe den Inhaber des *Red Heavens* mit ausgebreiteten Armen auf mich zukommen. Sein Name passt weder zu seiner hochgewachsenen, schlanken Statur noch zu dem maßgeschneiderten *Beaufort*-Anzug, den er trägt. »Erst Cyril, dann du. Was verschafft mir die Ehre?«

»Bear«, begrüße ich ihn und reiche ihm die Hand. Sein Händedruck ist beinahe so fest und unnachgiebig wie der meines Vaters. Ich erwidere ihn, ohne mit der Wimper zu zucken. »Ich bin wegen Cyril hier. Wo ist er?«

Ein ernster Blick tritt in Bears Augen, auch wenn das Lächeln auf seinen Lippen keinen Millimeter verrutscht. »Er ist hinten in einem der Räume und lässt es sich gut gehen.«

Ich schlucke hart. War ja klar. »Ich hoffe, er ist ansprechbar.«

Bear winkt mich nach hinten, einmal quer durch den Club. »Deiner Totengräbermiene nach zu urteilen, hat er was ausgefressen.«

Ich richte den Blick auf die schwere Tür, die in den VIP-Bereich führt, ohne Bear eine Antwort zu geben.

»Du weißt, dass ich in meinem Club keine Prügeleien dulde, James«, fährt er mit dunkler Stimme fort. »Wenn ihr Probleme miteinander klären wollt, ist das hier nicht der richtige Ort dafür.«

»Ich habe nicht vor, mich mit irgendjemandem zu prügeln«, sage ich.

»Gut«, sagt Bear nur, bevor er mir die Tür öffnet. »Er ist ganz hinten.«

Ich nicke und gehe durch den Gang zu dem Bereich, auf den Bear gedeutet hat. Ohne zu zögern, schiebe ich den Vorhang zur Seite.

Cyril sitzt auf einem der schwarzen Ledersofas. Er sieht entspannt aus, hat den Kopf in den Nacken gelegt und beobachtet die Tänzerin, die sich vor ihm zum Takt der Musik bewegt. Er sieht ihr dabei zu, wie sie beide Hände in den Haaren vergräbt und mit den Hüften kreist. Langsam bewegt sie sich nach unten –

Ich räuspere mich.

Cyril dreht den Kopf nicht zu mir, aber ich kann sehen, wie sich jeder Muskel in seinem Körper anspannt.

»Linette«, sagt er, ohne den Blick von der Tänzerin abzuwenden.  
»Können wir eine kurze Pause machen?« In seiner Stimme ist keinerlei Intonation oder Emotion auszumachen.

Linette hält überrascht inne, nickt dann aber, als sie mich im Eingang stehen sieht. Sie steigt von der kleinen Tanzfläche und wirft mir im Vorbeigehen ein Lächeln zu.

Langsam gehe ich zu dem Sofa. Ich ziehe einen der ledernen Hocker zu mir heran, sodass ich mich gegenüber von Cyril setzen kann. Dieser macht sich nicht einmal die Mühe, mich anzusehen. Stattdessen starrt er gegen die Decke, sein Blick ist trüb, als hätte er neben Alkohol noch etwas deutlich Härteres intus.

Ich erinnere mich an seine Worte von gestern. An die Provokation, die in seiner Stimme gelegen hat: *Frag ihn, Ruby. Frag ihn, wer diese Bilder gemacht hat.* Daran, wie er mir das Handy zurückgegeben und mich verhöhnt hat, indem er sich auch noch dafür bedankt hat. Es hat mich alle Kraft der Welt gekostet, mich nicht auch noch auf ihn zu stürzen und mich stattdessen umzudrehen und ihn vor Lexingtons Büro stehen zu lassen.

Ich kenne Cyril. Ihn anzugreifen wäre genau das gewesen, was er von mir gewollt hätte. Genau wie er wahrscheinlich in dieser Sekunde darauf hofft. Aber diesen Gefallen werde ich ihm nicht tun. Ich werde ihm nicht mit meiner Wut dabei helfen, seinen Schmerz zu kompensieren. Denn dass Cyril leidet, ist nicht zu übersehen. Zumindest wenn man ihn wie ich schon sein ganzes Leben lang kennt.

»Dad hat Lydia rausgeschmissen«, fange ich schließlich an.

Meine Worte haben den erwarteten Effekt: Cyril zuckt zusammen und sieht mich mit verschleiertem Blick an.

Lydia ist das Einzige, was ihn interessiert. Ich wusste, dass ich auf diese Weise zu ihm durchdringen kann.

»Er hat sie angeschrien, geschlagen und sie zu unserer Tante nach Beckdale geschickt, Cy«, fahre ich mit ruhiger Stimme fort. Ich habe mir geschworen, einen kühlen Kopf zu bewahren, aber in dem Moment, als die Erinnerung mich heimsucht, muss ich die Hände zu Fäusten ballen. Es geschieht ganz instinktiv.

In Cyrils Augen flackert etwas Dunkles auf. »Er hat gesagt, er würde dafür sorgen, dass Sutton aus ihrem Leben verschwindet«, sagt er heiser.  
»Dass wir sie beide mit einem Schlag loswerden könnten.«

Meine Nägel bohren sich in meine Handinnenflächen. »Was zum Teufel hat Ruby dir getan?«, knurre ich.

Cy stößt ein Lachen aus, aber es klingt alles andere als belustigt. Er reibt sich mit beiden Händen übers Gesicht und vergräbt sie dann in seinen dunklen Haaren. »Bevor die beiden aufgetaucht sind, war alles perfekt, Mann.«

»Überhaupt nichts war perfekt. Bevor Lydia Sutton kennengelernt hat, ging es ihr beschissen.«

Cyrils Schultern verkrampfen sich. Auch er ballt die Hände zu Fäusten. »Das stimmt nicht.«

»Vielleicht hast du sie einfach nicht so gut gekannt, wie du es dir wünschst.«

»Fuck«, stößt Cyril aus und schlägt mit einer Faust auf das Polster des Sofas. »Ich wollte nur, dass alles wieder so wird wie früher!«

»Du tust so, als ob früher alles so unfassbar toll gewesen wäre, Cy. Aber das stimmt einfach nicht.«

»Wir hatten die beste Zeit zusammen«, sagt er mit bebender Stimme. »Es hat uns nicht interessiert, was andere von uns denken. Wir waren *unbesiegbar*, James. Und jetzt ist nichts mehr davon übrig.«

Seine Wangen sind gerötet, seine Schultern heben und senken sich schnell.

Plötzlich erkenne ich, wo das Problem liegt. Während ich in Wirklichkeit nie das Leben wollte, das meine Eltern für mich geplant hatten, sah das bei Cyril anders aus. Während ich mich immer vor der Zukunft gefürchtet habe, hat Cyril sich darauf gefreut, nach Oxford zu gehen und den Weg zu verfolgen, der für ihn vorbereitet wurde. Während in mir immer der unterdrückte Wunsch nach *mehr* gebrannt hat, war Cyril zufrieden mit seinem Leben.

»Du kannst mir nicht weismachen, dass das, was du getan hast, etwas mit Freundschaft zu tun hat.«

»Natürlich habe ich das für unsere Freundschaft getan.« Jetzt sieht Cyril aus, als würde er jeden Moment aufspringen.

»Du hast das für dich selbst getan. Aus Egoismus. Weil du mit Veränderungen nicht klarkommst.«

»Das stimmt nicht«, erwidert er.

»Was hast du denn gedacht? Dass mein Vater sich über die Neuigkeiten freut?«, entgegne ich kalt.

»Er hat gesagt, er würde dafür sorgen, dass Sutton verschwindet. Mehr wollte ich doch gar nicht.«

Ich schnaube. »Du hast das Gegenteil von dem erreicht, was du wolltest. Weder Lydia noch ich können dich je wieder mit denselben Augen sehen.«

Cyril zuckt zusammen. Er sieht aus, als hätte ich ihm ins Gesicht geschlagen. »Ich ... ich wollte das nicht. Ich wusste nicht, dass er Lydia bestrafen würde.«

Ich beuge mich auf dem Stuhl nach vorn und sehe Cyril in die Augen. »Du hast den beiden Menschen wehgetan, die mir in meinem Leben am wichtigsten sind. Das werde ich niemals vergessen.«

»Ich kann nicht mehr rückgängig machen, was geschehen ist.« Seine Stimme klingt gequält, er presst die Worte förmlich hervor.

»Doch, das kannst du.«

Er schüttelt den Kopf. »Lexington glaubt mir doch kein Wort, wenn ich jetzt zu ihm gehe. Außerdem wäre mein Ruf dahin.«

Ich schlage mit voller Wucht auf den Tisch zwischen uns. Schmerz explodiert in meiner Faust und jagt meinen gesamten Arm hinauf, aber das könnte mir in dieser Sekunde nicht gleichgültiger sein.

»Dein verdammter Ruf ist mir scheißegal, Cyril! Du hast Rubys Leben mit dieser niederträchtigen Lüge ruiniert.«

Ich sehe Cyril herausfordernd an. Er erwidert meinen Blick mit harter Miene.

»Ich weiß, dass du die Originalfotos noch hast. Ich gebe dir eine Woche, damit zu Lexington zu gehen.«

»Ich –«

Ich erhebe mich und blicke von oben auf ihn herab. »Wenn du Lexington die Bilder nicht gibst, ist unsere verlorene Freundschaft das geringste deiner Probleme«, sage ich tödlich leise.

Cyril schluckt schwer. Er senkt den Blick auf seine Hände, ballt diese zu Fäusten und lockert sie wieder. Es ist nicht zu übersehen, dass er gerade einen unerbittlichen Kampf mit sich selbst führt.

Doch dabei kann ich ihm nicht helfen. Ich habe alles gesagt, was ich zu sagen hatte.

»James«, krächzt Cyril erneut mit rauher Stimme, als ich fast beim Ausgang der Lounge angekommen bin. »Ich wollte das wirklich nicht.«

Die Wut auf Cyril gepaart mit der Ungewissheit, was mit Lydia und Ruby geschehen wird, sorgt dafür, dass mir beinahe schwindelig ist. Vielleicht ist Cyril im Herzen kein schlechter Mensch, aber in diesem Moment weiß ich nicht, ob unsere Freundschaft noch zu retten ist. In dieser Sekunde schaffe ich es nicht mal, ihn anzusehen.

»Ich weiß.«

Ohne ein weiteres Wort verlasse ich den Club.

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

Graham

## BEAUFORT

Seit mehr als fünf Minuten stehe ich jetzt schon an dieser Stelle und starre auf das imposante Schild, das an der Fassade des verglasten Gebäudes prangt.

Früher bin ich hier oft vorbeigekommen, weil sich meine Theatergruppe nur zwei Straßen weiter zu ihren Proben getroffen hat. Mir war allerdings nie bewusst, dass dies der Hauptsitz der *Beaufort Companies* ist – vermutlich, weil ich mich nie sonderlich für Mode oder die großen Konzerne des Landes interessiert habe.

Ich wollte immer nur eins: Lehrer werden.

Als Lydia mir damals ihren Nachnamen verraten hat, sagte mir dieser erst einmal gar nichts. Sie musste mir auf die Sprünge helfen, damit mir klar wurde, dass der Anzug, den mein Großvater mir zu meinem Oxford-Abschluss geschenkt hat, von einer Marke ist, die ihrer Familie gehört.

Zum wiederholten Mal richte ich den Kragen meines dunkelgrünen Hemds und rücke den Träger der Umhängetasche auf meiner Schulter zurecht.

Dann werfe ich einen Blick auf meine Armbanduhr: vierzehn Uhr fünfundfünfzig. Ich atme tief durch und setze mich in Bewegung.

Gemeinsam mit zwei Geschäftsleuten in Anzügen gehe ich durch die große Drehtür und betrete die Eingangshalle des modernen Hochhauses.

Lydia hat mir einmal erzählt, dass der ursprüngliche Firmensitz von *Beaufort*, in dem sich die Hauptfiliale und die Schneiderei befinden, in den Achtzigerjahren zu klein wurde und man deshalb direkt daneben dieses Gebäude erbaut hat, in das nach und nach Marketing, Presse, Buchhaltung und die Geschäftsführung eingezogen sind. Es hat zwanzig Stockwerke und lässt keinen Zweifel daran, dass dies der Ort ist, an dem die Geschäfte des Unternehmens getätigt werden.

Meine Handinnenflächen fühlen sich kalt an, als ich direkt hinter der Tür stehen bleibe und mich umsehe. Der Boden des Empfangsbereichs

besteht aus hellem Marmor, und die Wände sind komplett aus Glas. In der Mitte der Eingangshalle ist das Emblem von *Beaufort* eingearbeitet, direkt darüber steht in einem Halbkreis der Name des Unternehmens.

»Was kann ich für Sie tun?«, fragt mich ein junger Mann, als ich schließlich an die Rezeption trete. Er hat zur Seite gegeltes Haar und trägt – genau wie fast alle hier – einen schwarzen Anzug, der so gut sitzt, dass er ihm auf den Leib geschneidert worden sein muss.

Ich habe meinen *Beaufort*-Anzug absichtlich im Schrank gelassen, aber jetzt frage ich mich, ob das vielleicht ein Fehler war. Mit meiner Jeans und dem etwas zu großen karierten Jackett komme ich mir hier drin fast wie ein Aussätziger vor.

»Mein Name ist Graham Sutton. Ich habe einen Termin bei Mr Beaufort«, erkläre ich.

Der junge Kerl zieht die Augenbrauen nach oben, beugt sich im nächsten Moment über seinen Computer und klickt ein paarmal mit seiner Maus. »Ah, da haben wir Sie.« Er tippt in rasender Geschwindigkeit auf der Tastatur, dann rollt er mit seinem Stuhl ein Stück zurück zu einem kleinen schwarzen Schrank, dessen Schublade er aufzieht. Er kommt zurück zum Tresen und hält mir ein rechteckiges weißes Schild entgegen.

*Besucherausweis* steht in klaren Buchstaben darauf, direkt darüber ist das *Beaufort*-Logo aufgedruckt und weiter unten ein schwarzer Strichcode.

»Gehen Sie auf der rechten Seite durch die Kontrolle, und halten Sie den Ausweis vor den Scanner. Sobald Sie durch sind, finden Sie die Fahrstühle auf der linken Seite. Sie müssen ins oberste Stockwerk.«

»Okay. Danke«, sage ich, nehme den Ausweis entgegen und drehe mich in die Richtung, in die er gezeigt hat.

»Viel Glück«, ruft er mir noch hinterher.

Wenn er wüsste, wie dringend ich das brauchen kann.

Mit mir steigen noch eine Frau und ein Mann in den Aufzug. Sie mustern mich eingehend, als sie sehen, in welches Stockwerk ich fahre. Ich wende den Blick ab und starre stattdessen auf meine durchgelaufenen braunen Lederschuhe.

Die Fahrt in den zwanzigsten Stock vergeht wie in Zeitlupe, dabei ist der Aufzug schwindelerregend schnell. Ich kann die ganze Zeit nur an Lydia denken. Seit fünf Tagen habe ich nichts von ihr gehört, und mittlerweile bin ich krank vor Sorge. Ich hatte den gesamten Montagabend

versucht, sie zu erreichen, doch ihr Handy war nach unserem Telefonat ausgeschaltet. Erst spät nachts habe ich eine E-Mail von ihr bekommen:

Ich bringe dir wirklich nur Probleme. Vielleicht ist es besser, wenn du mich vergisst. Es tut mir leid. – Lydia

Auf meine Antwort hat sie nicht reagiert. Ich weiß weder, wo sie ist, noch, ob es ihr gut geht. Als gestern der Anruf von Mr Beauforts Sekretärin kam, hat es sich angefühlt, als würde der Boden unter meinen Füßen nachgeben.

Wenn Lydias Vater ein Gespräch mit mir möchte, kann das nur eins bedeuten: Er weiß Bescheid. Einerseits macht mich das nervöser als an meinem ersten Unterrichtstag in Maxton Hall, andererseits bin ich darüber aber auch beinahe ... erleichtert? Die letzten Tage waren ohne Frage die schwersten in meinem bisherigen Leben. Ich habe meinen Job verloren und mit ihm wahrscheinlich meine gesamte berufliche Zukunft. Doch inmitten der Hoffnungslosigkeit ist da auch der Gedanke an Lydia. Lydia, mit der ich jetzt vielleicht eine gemeinsame Zukunft haben kann, ohne in ständiger Angst und mit schlechtem Gewissen zu leben. Es war ein hoher Preis, aber Lydia ist es wert, ihn zu zahlen.

Ich bin der Letzte, der aus dem Fahrstuhl aussteigt. Eine dunkelhaarige Frau hinter einem Empfangstresen begrüßt mich mit einem reservierten Lächeln. »Mr Sutton, nehmen Sie gern dort vorn Platz. Mr Beaufort ist gleich für Sie da.« Sie deutet auf eine Stuhlreihe am Ende des Flurs.

Ich gehe zu den Stühlen, doch anstatt mich zu setzen, stelle ich mich an die Fensterfront, die sich über die gesamte rechte Seite der Etage erstreckt und durch die man einen beeindruckenden Ausblick auf London hat. Ich betrachte die Stadt, in der ich aufgewachsen bin. Die Themse glitzert in der Frühlingssonne und vermittelt einen nahezu friedvollen Eindruck, der zu dem Tumult in meinem Inneren nicht unterschiedlicher sein könnte.

»Mr Sutton, Sie können nun reingehen«, sagt die Assistentin.

Ich räuspere mich. »Danke.«

Dann hole ich tief Luft, gehe an den Stühlen vorbei zur Tür und drücke die Klinke herunter.

Das Büro von Lydias Vater sieht genauso aus wie der Rest des Gebäudes – sauber, kühl und emotionslos. Auf der rechten Seite steht ein silberner Aktenschrank, daneben ein schlichtes graues Sofa mit

Metallfüßen. Links befindet sich ein Schreibtisch mit einer großen Glasplatte.

Mr Beaufort steht an der Fensterfront dahinter. Er hat die Hände hinter dem Rücken verschränkt und dreht sich erst um, als ich mit einem leisen Klick die Tür hinter mir geschlossen habe. Sein Blick ist kühl, als er auf mir landet.

»Setzen Sie sich, Sutton«, fordert er mich auf und deutet auf einen der Stühle, die vor seinem Schreibtisch stehen.

Kurz bin ich irritiert von der fehlenden Begrüßung, komme seiner Aufforderung aber nach. »Mr Beaufort.«

Er kommt zum Schreibtisch, setzt sich ebenfalls und legt beide Arme auf der Glasplatte vor sich ab. Seitlich steht ein großer Computer, dessen Bildschirm schwarz ist, auf der anderen Seite befinden sich mehrere Papierstapel, darunter Kataloge und Entwurfsskizzen. Mein Blick verweilt kurz darauf, dann sehe ich wieder zu Mr Beaufort.

»Sie wissen sicherlich, weshalb ich Sie hergebeten habe«, fängt er an, ohne auch nur eine einzige Regung zu zeigen.

»Ich kann es mir denken«, gebe ich zurück.

»Ich gehe davon aus, dass meine Tochter Sie über ihren Umzug in Kenntnis gesetzt hat.«

Ich erwidere seinen Blick ruhig und versuche mir nicht anmerken zu lassen, dass ich keine Ahnung habe, wovon er redet.

»Das, was geschehen ist, ist nicht mehr rückgängig zu machen. Aber ich rate Ihnen stark dazu, Ihren Oxford-Abschluss nicht für eine Beziehung zu verschwenden, die chancenlos ist.«

Die Art und Weise, wie er Lydias und meine Beziehung mit ein paar wenigen Worten vom Tisch fegt, fühlt sich an wie ein Schlag vor die Brust. Er kennt mich überhaupt nicht. Er weiß nicht, was Lydia und mich verbindet, wie sehr wir uns gegenseitig geholfen haben. Und er hat keine Ahnung, dass wir einander brauchen, jetzt mehr denn je.

Ich bin nicht mit der Erwartung hergekommen, seinen Segen zu bekommen. Kein Vater möchte, dass seine Tochter eine Beziehung mit ihrem Lehrer beginnt, das ist mir klar. Doch der Tonfall, in dem er mit mir spricht, ist respektlos, und die Tatsache, dass er versucht, mich einzuschüchtern, lächerlich. Seine Macht und sein Geld sind mir absolut gleichgültig. Er kann mir nicht sagen, was ich zu tun oder zu lassen habe, und schon gar nicht sollte er mir drohen.

»Ich bin mir nicht sicher, ob ich Ihnen folgen kann, Sir.«

»Dann möchte ich ein bisschen deutlicher werden, Mr Sutton«, sagt er schließlich. Er beugt sich vor und legt die Hände ineinander. Aus dem Augenwinkel kann ich seine weiß hervortretenden Knöchel erkennen. »Sie werden ab sofort jeglichen Kontakt zu meiner Tochter unterlassen. Sollte ich erfahren, dass Sie weiterhin mit Lydia sprechen oder auch nur ein einziges Mal in ihre Nähe kommen, Sorge ich dafür, dass Sie es bereuen.« Er sagt diese Worte mit der Ruhe und Gewissheit eines Mannes, der seinen Willen immer bekommt und keine Widerrede duldet.

Ich frage mich, ob ich vielleicht doch Angst empfinden müsste, aber stattdessen muss ich an Lydia denken. An das, was wir bereits miteinander durchgestanden haben, und das, was die Zukunft noch für uns bereithält.

Letzten Samstag, auf dem Frühjahrsball, ist mir klar geworden, dass ich mich nicht länger gegen meine Gefühle für Lydia wehren kann. Ich habe mich für sie entschieden. Dass das nicht leicht werden wird, ist mir bewusst. Ihr Vater ist vielleicht die größte Hürde, die uns im Weg steht, aber bei Weitem nicht die einzige. Doch mein Leben ist ohne Lydia farblos. Ohne sie ergibt nichts einen Sinn. Und ganz gleich, was geschehen wird – ich werde sie nicht kampflos aufgeben. Ich lasse mir Lydia nicht nehmen, und schon gar nicht von einem Vater, der ihr Leben lang nichts anderes getan hat, als sie klein zu halten, obwohl sie so groß sein könnte.

»Bei allem Respekt, aber das kommt nicht infrage, Mr Beaufort«, sage ich, meine Stimme genauso kühl wie seine.

Jetzt ist Mr Beaufort derjenige, der zweimal hintereinander blinzelt. Anscheinend ist er es nicht gewohnt, dass ihm jemand widerspricht. Der Moment dauert nur den Bruchteil einer Sekunde, dann hat er sich wieder gefasst und lehnt sich ein Stück nach hinten. Er atmet hörbar aus.

»Gut. Dann wollen wir das Ganze anders angehen.« Im nächsten Moment beugt er sich zur Seite und hebt einen Aktenkoffer auf den Schreibtisch. Er schiebt ihn mit der Öffnung nach vorn zu mir und klickt die beiden Verschlüsse auf.

Als er den Deckel hebt, beiße ich die Zähne so fest aufeinander, dass sie knirschen.

Das Gesicht der Queen lächelt mir in hundertfacher Ausführung entgegen.

Der Kragen meines Hemds fühlt sich plötzlich unerträglich eng an, und ich muss dem Drang widerstehen, ihn zu lockern. Langsam hebe ich den

Blick und starre in Mr Beauforts emotionsloses Gesicht.

»Sehen Sie das als Entschädigung für die Unannehmlichkeiten«, fährt dieser unbeirrt fort.

Mein Puls rast, und ich bemühe mich vergeblich um einen tiefen Atemzug. »Ich will Ihr Geld nicht, Mr Beaufort.«

Er hebt eine Augenbraue. »Diese Summe ist mehr als großzügig.«

»Darum geht es überhaupt nicht!«

Verdammt, ich werde laut. Eigentlich will ich das nicht, aber dieser Mann lässt mir keine Wahl. »Verstehen Sie nicht, was Sie Ihrer Tochter mit diesem Verhalten antun?«

Jetzt ist er derjenige, der die Zähne fest zusammenbeißt. »Sie sollten aufpassen, was Sie sagen«, presst er tödlich leise hervor.

Ich schüttele nur den Kopf. »Sie waren Lydias *Held*. Sie hätte alles dafür getan, von Ihnen ernst genommen zu werden und sich bei *Beaufort* einzubringen – aber für Sie gab es immer nur diesen einen vorbestimmten Weg, auf den Ihre Tochter nicht gepasst hat. Sie haben sich nie für sie interessiert. Es war Ihnen völlig egal, was ihr zugestoßen ist – Hauptsache, dieses gottverdammte Unternehmen nimmt keinen Schaden. Sie waren schon immer blind für Lydias Kummer. Dass Sie jetzt versuchen, auf diese Weise in ihr Leben einzugreifen, zeigt nur einmal mehr, dass Sie Ihre Tochter überhaupt nicht kennen.«

Mr Beaufort steht so ruckartig auf, dass sein Stuhl gegen die Glaswand hinter ihm knallt. »Sie haben keine Ahnung, wovon Sie da reden.«

Ich erhebe mich ebenfalls, um mit ihm auf Augenhöhe zu bleiben. »Sie wissen nichts von dem, was sie alles schon durchgemacht hat.«

»Ich würde alles für meine Kinder tun, egal, ob ihnen das in ihre Pläne passt oder nicht. Letzten Endes sind die Entscheidungen, die ich für sie treffe, zu ihrem eigenen Schutz. Wären Sie Vater, würden Sie das verstehen.«

Hinter mir wird die Tür geöffnet, aber es interessiert mich nicht, ob irgendjemand etwas von unserem Streit mitbekommt und ich womöglich jeden Moment vom Sicherheitsdienst nach draußen gebracht werde. Ich habe ohnehin nicht vor, jemals wiederzukommen.

»Wenn ich Vater bin, werde ich meinen Kindern zuhören«, knurre ich. »Ich werde sie fördern und sie bei allem unterstützen, was sie tun möchten. Und ich werde niemals, *niemals*, meine Ziele vor ihre stellen.«

Mr Beaufort presst die Lippen fest aufeinander. Er sieht nicht mehr mich an, sondern zum Eingang seines Büros. Irritiert drehe ich mich um.

Im Türrahmen steht James. Sein Blick wandert zwischen seinem Vater und mir hin und her – und bleibt letztlich an dem Aktenkoffer hängen, der noch immer geöffnet vor mir auf dem Schreibtisch steht.

James

Ich kann spüren, wie mir jegliche Farbe aus dem Gesicht weicht.

In Dads Büro ist es so still, dass sich jeder meiner stockenden Atemzüge ohrenbetäubend laut anhört. Ich kann nicht beschreiben, was ich in diesem Augenblick empfinde – ich weiß nur, dass es etwas ist, was seit Jahren in mir wächst und jetzt kurz davor ist, aus mir herauszubrechen.

»Das ist nicht dein Ernst, Dad«, bringe ich hervor und mache einen Schritt in den Raum hinein.

Dad sieht mich weiter an, ohne eine Regung zu zeigen.

Ich nicke auf den Koffer. »Reicht es nicht, dass du Lydia zu Ophelia verbannt hast? Tust du ihr das hier wirklich auch noch an?«

Hitze breitet sich auf meinen Wangen aus. In meinem Magen. Meinen Adern. Einfach überall. Es fühlt sich an, als würde sich alles um mich herum drehen – alles außer meinem Vater. Ich balle die Hände zu Fäusten und kann fühlen, wie sie beben. Das Zittern dringt bis in meine Knochen. Es fließt so viel geballte Wut durch meinen Körper, dass ich kaum stehen kann.

»Glaubst du, du kannst eine Summe auf den Tisch hauen, und er verschwindet für immer aus Lydias Leben? Meinst du wirklich, dass das jetzt noch funktioniert?«

»Hör auf mit diesem melodramatischen Auftritt und schließ die Tür hinter dir.« Ohne den Blick von mir zu nehmen, klappt Dad den Koffer zu. Anschließend wendet er sich wieder an Sutton. »Überlegen Sie es sich noch mal.«

»Ich brauche mir nichts zu überlegen. Wenn Sie mich herbestellt haben, um mich zu erpressen, haben Sie sich den Falschen ausgesucht.« Sutton nickt meinem Vater zu. »Guten Tag.«

Er macht kehrt und durchquert das Büro. Bei mir angekommen wird er langsamer, und einen Moment lang habe ich das Gefühl, er möchte mir etwas sagen. Doch dann atmet er hörbar aus, schüttelt den Kopf und

verlässt das Büro ohne ein weiteres Wort. Die Tür fällt laut hinter ihm ins Schloss.

Ich kann mich nicht vom Fleck rühren.

Mein Vater dagegen hebt den Koffer vom Schreibtisch, setzt ihn auf dem Boden neben sich ab und nimmt vor dem Computer Platz.

Als wäre nichts gewesen.

Die Wut in mir wird immer größer, überwältigender. Ich kann sie nicht mehr aufhalten, und nach dem, was ich eben gesehen habe, will ich das auch nicht mehr.

*Glaubst du, er wird sich irgendwann mal ändern?*, klingen Rubys Worte in meinem Kopf wider.

Ich kenne die Antwort. Ich habe sie schon immer gekannt. Ich wollte sie nur nicht wahrhaben.

Und plötzlich verstehe ich, was dieses Feuer in mir zu bedeuten hat.

Ich habe mir in den letzten Jahren den Arsch aufgerissen, um meinem Vater alles recht zu machen. Ich habe den Gedanken an eine Zukunft, die nur ihm gehört, einfach hingenommen. Damit ist jetzt Schluss.

Ich will kein Mann sein, der um jeden Preis seinen Willen bekommt und ohne Rücksicht auf Verluste durchs Leben geht. Ich dachte immer, ich habe keine Wahl. Doch die letzten Monate haben mir gezeigt, wie unberechenbar das Leben ist. Sie haben mir gezeigt, dass es für mich etwas gibt, wofür es sich zu kämpfen lohnt. Und sie haben etwas in mir geweckt, was ich noch nie zuvor hatte: Mut.

Den Mut, etwas für mich zu tun.

Den Mut, mein Leben selbst in die Hand zu nehmen.

Den Mut, mich gegen meinen Vater zu stellen.

»Es reicht.« Ich kann selbst kaum glauben, wie ruhig ich klinge.

»Was?« Dad klingt abwesend. Er tippt auf der Tastatur und sieht mich nicht einmal richtig an.

In ein paar langen Schritten durchquere ich das Büro, bis ich vor seinem Schreibtisch stehe. Erst da löst Dad den Blick von seinem Computerbildschirm.

Ich hebe die Hand und berühre den Siegelring, der an meinem linken Finger steckt. Den Ring, den ich zu jedem Meeting bei *Beaufort* trage. Als Symbol dafür, Teil dieser Familie zu sein. Dabei ist das Einzige, was er symbolisiert, der Zusammenhalt, den Dad und ich allen vorgaukeln. Ich nehme den Ring langsam ab und wiege ihn in meiner Hand. Er ist nicht

schwer, doch gleichzeitig fühlt es sich an, als würde ich die gesamte Last in meinen Händen halten, die mich die vergangenen achtzehn Jahre zu erdrücken gedroht hat.

»Ich habe es versucht, Dad«, sage ich. »Ich habe wirklich versucht, ein guter Sohn zu sein. Dich und Mum stolz zu machen. Aber ...« Ich schüttele den Kopf. Der Gedanke an Mum schmerzt. Ich weiß nicht, ob sie enttäuscht von mir wäre, wenn sie mich jetzt so sehen könnte. »Ich kann so nicht mehr weitermachen.«

Ich lege den Ring vor meinem Dad auf dem Schreibtisch ab, ohne den Blick von seinem Gesicht zu nehmen.

»Ich werde meine Anteile an *Beaufort* verkaufen.« Als ich die Hand zurückziehe, merke ich, dass ich mich so leicht wie nie zuvor in meinem Leben fühle. Es kommt mir vor, als würde eine Windbö genügen, um mich von hier zu einem anderen Ort zu tragen, weil ich alles, was mich an dieses Unternehmen und diesen Mann gebunden hat, abgelegt habe.

Mein Vater sagt nichts. Lediglich seine bitter nach unten verzogenen Mundwinkel deuten darauf hin, dass er mit dieser Situation nicht glücklich ist. Nach ein paar Sekunden wendet er sich wieder seinem Computer zu. Ich atme hörbar aus und mache kehrt.

»Wenn du das ernst meinst, brauchst du nicht mehr nach Hause zurückzukommen«, sagt Dad leise, als ich bei der Tür angelangt bin.

Ich werfe ihm einen Blick über die Schulter zu. Ich denke an meine Schwester, der ich in diesem Moment wahrscheinlich die letzte Möglichkeit nehme, aus Beckdale zurückzukehren. Ich denke an das Lächeln meiner Mum. An all das, was nicht mehr in meinem Leben existiert.

»Welches Zuhause?«, entgegne ich.

Ohne auf seine Reaktion zu warten, stoße ich die Tür mit der Hand auf.

In dieser Sekunde ist mir eines ganz klar: Es ist das letzte Mal, dass ich hindurchgehe.

Ember

Ich fühle mich den gesamten Weg zu Wrens Haus beobachtet.

Dabei weiß ich ganz genau, dass meine Angst unbegründet ist. Ruby sitzt in der Stadtbibliothek am anderen Ende von Gormsey und geht die Notizen durch, die James und Lin ihr diese Woche abwechselnd vorbeigebracht haben. Sie wird auf dem Nachhauseweg nicht einmal in die Nähe dieses Ortsteils kommen. Ich muss mir also eigentlich keine Gedanken machen.

Das mulmige Gefühl kann ich trotzdem nicht abschütteln.

Vielleicht liegt es auch daran, dass ich meine Schwester noch nie zuvor so belogen habe. Wir haben Geheimnisse voreinander, natürlich, aber nichts in dieser Größenordnung. Ich treffe mich hinter ihrem Rücken mit einem Jungen aus ihrer Schule – wenn sie herausfindet, dass ich genau das tue, wovon sie mich explizit gewarnt hat, wird sie mir das ewig vorhalten.

Und es wird sie auch nicht interessieren, dass Wren und ich nur Freunde sind – wobei ich mir nicht mal sicher bin, ob das die richtige Bezeichnung ist für das, was wir sind. Denn abgesehen davon, dass wir uns beinahe jeden Tag schreiben, kann ich die Gelegenheiten, an denen wir uns persönlich getroffen haben, an einer Hand abzählen.

Möglicherweise bin ich auch nur aufgeregt. Was, wenn ich zum falschen Haus gehe und an der falschen Tür klinge – oder noch schlimmer, mir niemand öffnet?

Doch als ich in die Straße einbiege, die Wren mir in seiner SMS genannt hat, fällt mein Blick sofort auf einen kleinen Transporter, aus dem Umzugshelfer gerade ein Sofa in ein kleines Doppelhaus tragen. Kartons stapeln sich vor der Eingangstür und auf dem Weg davor, sodass es unverkennbar ist, zu welchem Haus ich gehen muss. Noch unverkennbarer wird es, als Wren plötzlich in der Tür erscheint und einen der Kartons hochnimmt. Er trägt ein ärmelloses graues Trainingsshirt und eine schwarze Jeans, dazu Sportschuhe. Als er mich am Straßenrand entdeckt, hebt er die Hand.

Ich gehe das letzte Stück der Straße entlang, vorbei an dem kleinen Transporter und den schmalen Weg durch den Vorgarten zur Haustür, ohne den Blick von Wren zu nehmen – bis mir einfällt, dass ich ja eigentlich gerade dabei bin, die Zeit zu stoppen. Hastig schaue ich auf meine Armbanduhr.

»Es sind nur acht Minuten von meiner bis zu deiner Tür«, verkünde ich.

»Dann hat die Karten-App ganz offensichtlich gelogen«, gibt Wren zurück.

»Oder sie hat meine enorme Schnelligkeit unterschätzt.«

»Vielleicht ist die Routenberechnung auch einfach für alte Menschen mit Rollator gedacht und rechnet deshalb noch mal zehn Minuten drauf?«

Das entlockt mir ein Grinsen. Wren erwidert es zögerlich und wirft einen Blick über die Schulter. Dann dreht er sich wieder zu mir. »Komm rein.«

Ich mache einen Schritt auf das Haus zu, aber da fallen mir die vielen Kartons wieder ein, und ich bücke mich kurzerhand und hebe einen hoch, auf dem in großen schwarzen Buchstaben Wrens Name geschrieben steht.

»Ich kenne die Straße hier sogar«, sage ich, als Wren beiseitetritt, damit ich reinkommen kann. Er schnappt sich ebenfalls einen der Kartons und geht dann, ohne die Tür zu schließen, ins obere Geschoss. Die weiß lackierte Holzterasse knarrt unter meinen Füßen, als ich ihm folge. Die Stufen sind sehr schmal, und ich muss mich darauf konzentrieren, nicht danebenzutreten, was mit dem Karton auf dem Arm alles andere als leicht ist.

»Das hier ist es«, sagt Wren, als wir den ersten Raum auf der rechten Seite betreten. »Stell ihn einfach auf den Boden.«

Das Zimmer ist ungefähr so groß wie meins. Die Wände sind vergilbt und kahl, an manchen Stellen sind Risse im Putz zu erkennen, die sich mit den Jahren ausgebreitet haben müssen. Der Boden besteht aus knarrenden Dielen, die lauter als die Treppenstufen sind. Wenn man hier einen Schritt tut, hört man ihn bestimmt im halben Haus.

»Es ist ...«, fängt Wren an, und erst denke ich, er macht eine Pause, um nach dem richtigen Wort zu suchen, aber dann gibt er auf und endet mit einem Schulterzucken.

»Ich finde es süß. Man kann bestimmt tolle Dinge daraus machen. Dafür bin ich doch auch hergekommen, oder? Ich habe extra meine Renoviersachen angezogen.« Ich deute auf die graue Jogginghose und das

locker sitzende schwarze Off-Shoulder-Shirt, auf dem noch immer ein paar Spritzer Lack von Weihnachten zu sehen sind, als wir für Dad ein Gewürzregal wiederaufbereitet haben. Mein Haar habe ich zu einem hohen Pferdeschwanz gebunden, dessen Ende zwischen meinen Schulterblättern kitzelt.

»Gib mir gern was von deinem Optimismus ab«, sagt Wren und sieht sich demonstrativ noch einmal im Zimmer um. Ein Bettgestell ist bereits aufgebaut worden, ebenso ein Schreibtisch an der Wand gegenüber. Er steht unter einem Fenster, und ich nehme die drei Schritte, um einen Blick nach draußen zu werfen.

»Von hier aus hat man einen schönen Blick auf die Nachbarsgärten.« Ich grinse ihn über die Schulter hinweg an. »Du kannst sie in Zukunft wunderbar ausspionieren. Falls dir mal langweilig ist.«

»Da würden mir spontan ein paar andere Dinge einfallen, die ich tun könnte«, sagt Wren trocken.

Das Grinsen rutscht mir vom Gesicht, als ich darüber nachdenke, was er mit »anderen Dingen« wohl meinen könnte. Plötzlich habe ich Bilder vor Augen, die in diesem Moment völlig unangebracht sind.

Zu allem Überfluss merke ich auch noch, wie ich rot werde.

»Ich habe alles mitgebracht, was ich zu Hause auftreiben konnte«, sage ich schnell und lasse meine Tasche von der Schulter auf den Schreibtisch rutschen. Nach und nach hole ich Kreppband, Abdeckfolie und ein Malervlies heraus. »Hast du die Farbe besorgt?«

»Ja«, sagt Wren und deutet auf die beiden Eimer, die neben der Tür stehen. Danach tritt er neben mich und nimmt das Kreppband in die Hand. Ich betrachte ihn unauffällig von der Seite.

Obwohl wir uns erst seit Kurzem kennen und er es nie explizit gesagt hat, merke ich, wie sehr ihm dieser Umzug zusetzt. Nicht nur in diesem Moment, sondern während der gesamten letzten Wochen, in denen wir miteinander gesprochen haben.

Zunächst hat sich unser Kontakt auf die Kommentare unter meinen Beiträgen beschränkt. Wren hat sein Versprechen von der Charity-Gala eingehalten und sich meinen Blog angesehen. Plötzlich hatte ich jeden Tag mindestens einen neuen Kommentar, selbst unter meinen allerersten Eintrag hat Wren etwas gepostet. Manchmal waren es nur ein paar knappe Zeilen, andere Male hat er ganze Abhandlungen darüber geschrieben, dass er sich über die Wahrnehmung von dicken Menschen noch nie Gedanken gemacht

hat und ihm vorher nicht klar war, dass es hauptsächlich die Medien sind, die die Gesellschaft mit ihren Inhalten und Darstellungen in eine bestimmte Richtung lenken. Aus manchen seiner Kommentare haben sich Gespräche entwickelt, erst auf meinem Blog und kurz darauf über Privatnachrichten auf Instagram. Als wir schließlich Handynummern ausgetauscht haben, haben wir uns längst nicht mehr nur über *Bellbird* unterhalten, sondern über alles Mögliche. Er hat mir von den Ereignissen bei sich zu Hause erzählt, von seinem Dad, der sich solche Vorwürfe macht, dass er weder Wren noch seiner Mum mehr in die Augen schauen kann, und von seiner Angst, kein Stipendium zu bekommen und nicht nach Oxford gehen zu können. Ich habe ihm erzählt, wie schwer es mir manchmal fällt, morgens aufzustehen – nicht, weil ich zu müde bin, sondern weil ich nicht die Kraft habe, mich einem neuen Tag zu stellen – und dass ironischerweise genau das die Tage sind, an denen ich die inspirierendsten, optimistischsten Posts für meinen Blog verfasse.

Es ist schon erstaunlich, wie man mit manchen Menschen einfach klickt. Gerade wenn es Nacht ist und der Rest der Welt sich in friedlichem Schlaf befindet.

»Ich würde sagen, wir fangen damit an, die Steckdosen abzukleben«, sage ich nach einer kurzen Pause und deute auf das Kreppband in Wrens Hand.

Er brummt nur als Antwort.

Ich stoße mit der Schulter gegen ihn. Fragend sieht er mich an.

»Sei nicht so. Das macht Spaß.«

»Wenn du mein altes Zimmer kennen würdest, würdest du verstehen, wieso es mir hier nicht gefällt.«

»Fang an, die Steckdose da drüben abzukleben«, sage ich, ohne auf seine Bemerkung einzugehen. Ich schnappe mir das Malervlies und lege es an der Längsseite des Raumes aus. Ein paar hellgrüne und graue Farbspritzer von unseren ehemaligen Renovierungsarbeiten sind noch darauf zu erkennen, und ich erinnere mich an Mum, die lachend auf einer Leiter steht, und Ruby, die einen mit Farbe getränkten Pinsel wie eine Waffe auf mich gerichtet hält.

Ich riskiere einen Blick zu Wren, der gerade dabei ist, die untere Seite der Steckdose mit Kreppband zu bekleben.

»Ich weiß, wie blöd es sein muss, dass du dein Zuhause verloren hast, Wren«, sage ich. Er hält kurz in der Bewegung inne, macht dann aber

weiter, als wäre nichts gewesen. »Aber du musst es irgendwie schaffen, deine Perspektive auf das Ganze zu ändern. Sonst bekommst du irgendwann graue Haare, weil du dich so ärgerst.«

Jetzt wirft er mir einen belustigten Blick zu. »Man bekommt graue Haare, wenn man sich über etwas ärgert?«

Ich nicke und stehe dann auf, um die Abdeckfolie vom Schreibtisch zu holen. »Möchtest du der einzige achtzehnjährige Kerl im Umkreis von dreihundert Meilen sein, der graue Haare hat? Ich denke nicht.«

»Und ich dachte, das wäre gerade ein Trend. Habe ich nicht auf einem Blog mal etwas von ›Granny-Look‹ gelesen?«

Ich grinse. Auch unter diesem Eintrag hat er einen Kommentar hinterlassen. Damals war ich mit Mum und Dad in London gewesen und hatte dort auf der Straße eine junge Frau gesehen, deren Stil mir unheimlich gut gefallen hat. Sie hatte einen Blumenrock an und eine vor dem Bauch zusammengebundene Jeansbluse, aber am allerbesten fand ich ihre Frisur – zwei hochgesteckte geflochtene Zöpfe in einem silbrigen Grau und ein gerader, ausgefranster Pony. Kurzerhand hatte ich sie gefragt, ob sie Lust hätte, auf meinem Blog einen Gastauftritt zu bekommen – und sie danach ungefähr eine Stunde lang zu ihrer tollen Frisur befragt.

»Der Granny-Look ist, wenn man sich absichtlich die Haare färbt. Außerdem muss man den Look fühlen – und zwar nicht, indem man schlechte Laune hat. Dabei ist das Zimmer hier toll«, sage ich und mache eine Handbewegung, die den gesamten Raum mit einschließt. »Wir müssen nur ein bisschen Arbeit reinstecken.«

Wren steht auf und sieht mich eine Weile an. Schließlich nickt er. »Du hast recht. Tut mir leid.«

»Du brauchst dich nicht zu entschuldigen. Beeil dich lieber mit den anderen Steckdosen.«

Sein einer Mundwinkel hebt sich leicht, bevor er knapp nickt und durch den Raum zur nächsten Leiste geht. Ich decke währenddessen die Heizkörper ab, die auch schon mal bessere Tage gesehen haben.

Ich bin gerade dabei zu googeln, ob man Heizkörper auch mit normaler Wandfarbe anstreichen kann, als die Dielen vor Wrens Zimmer laut knarren.

Ich drehe mich zur Tür, in der eine hochgewachsene Frau steht, die mit Sicherheit Wrens Mutter ist. Sie hat dunkelbraune Haut, dieselben Augen wie Wren und kurzes dunkelbraunes Haar. Sie lächelt warm, als sie mich entdeckt.

»Du musst Ember sein«, sagt sie und kommt auf mich zu. Sie wirkt so ehrlich erfreut, mich zu sehen, dass ich meine Arme ausbreite und sie kurz umarme.

»Freut mich, Sie kennenzulernen, Mrs Fitzgerald«, sage ich höflich.

»Die Freude ist ganz auf meiner Seite. Und bitte, nenn mich Christine.« Sie löst sich von mir und sieht sich dann neugierig um. Ihr Blick landet auf der Abdeckfolie, die neben mir auf dem Boden liegt. »Wie ich sehe, seid ihr schon fleißig bei der Sache.«

»Ember hat große Visionen für das Zimmer«, sagt Wren vom anderen Ende des Raumes und richtet sich auf. »Brauchst du irgendwas, Mum?«

Sie schüttelt den Kopf. »Ich wollte nur Bescheid sagen, dass ich kurz einkaufen gehe. Hier soll irgendwo in der Nähe ein Tesco sein. Braucht ihr irgendwas?«

Wren denkt kurz nach. »Vielleicht Orangensaft.«

»Ist notiert. Noch etwas? Ember?«

Ich schüttele den Kopf. »Nein, danke.«

Christine nickt. Dann sieht sie noch einmal zwischen Wren und mir hin und her. »Wenn ihr Hilfe beim Streichen braucht, ruft einfach.«

»Geht klar, Mum.«

Mit einem letzten warmen Lächeln verschwindet Wrens Mum durch die Tür und lässt uns wieder allein. Ich drehe mich zu ihm um.

»Deine Mum ist wunderschön«, flüstere ich.

»Lieb, dass du das sagst. Sie war früher mal ein Model«, gibt er zurück.

»Wirklich?«

Er nickt. »Sie ist auf den Fashionweeks in Paris und Mailand gelaufen. Aber das ist schon fast zwanzig Jahre her.«

»Wow. Das muss eine tolle Zeit für sie gewesen sein«, sage ich beeindruckt.

»Ich weiß nicht«, sagt Wren und zuckt mit den Schultern. »Sie spricht nicht wirklich viel darüber.«

»Wieso nicht?«, frage ich.

Wren klebt ein letztes Stück Kreppband auf eine Steckdose, dann erhebt er sich und geht zurück zum Schreibtisch. »Ich glaube, sie vermisst ihr früheres Leben manchmal. Jedenfalls wechselt sie immer sofort das Thema, wenn die Sprache darauf kommt.«

»Oh.« Ich stelle mich neben ihn und beginne, die restlichen Sachen aus meiner Tasche zu räumen und auf dem Schreibtisch abzustellen. »Ich kenne

das von meinem Dad. Er redet auch nie über die Zeit vor dem Unfall, fast als hätte es sie nicht gegeben.«

Wren holt einen der Farbbottiche und stellt ihn auf dem Malervlies ab. Danach zieht er langsam den Deckel hoch. Ohne mich anzusehen, sagt er: »Meine Mum ist so komisch drauf im Moment.«

»Inwiefern?«

Er nimmt den Farbroller entgegen, den ich ihm hinhalte, und wendet ihn dann unschlüssig in der Hand. »Sie tut so, als würde ihr das hier alles nichts ausmachen, aber ...« Er zögert einen Moment. »Gestern habe ich sie im Badezimmer weinen gehört. Die Wände hier sind ziemlich dünn.«

Ich beiße mir von innen auf die Lippe. »Ich glaube, eine solche Umstellung ist für niemanden leicht«, sage ich leise. »Bestimmt dauert es nur ein bisschen, bis sie sich an alles gewöhnt hat.«

Einen Moment lang sagt Wren nichts. Dann atmet er ruckartig aus. »Ich hasse es, wenn meine Mum traurig ist.«

Er sieht so niedergeschlagen und so hoffnungslos aus, dass ich am liebsten zu ihm gehen und ihn umarmen würde. Doch ich rühre mich nicht vom Fleck. »Eigentlich ist es gut, wenn man weint, weil man seinen Kummer dann nicht in sich hineinfrisst.«

Wren nickt, auch wenn er nicht überzeugt aussieht.

»Vielleicht sollte sich deine Mum aufs Dach stellen und ganz laut weinen, um sich von allem loszumachen, was sie bedrückt.«

Jetzt hebt sich sein Mundwinkel ein Stück. »Dann würde sie wahrscheinlich die Nachbarn vergraulen.«

»Ein guter Einwand. Dann muss sie sich das für die Zeit aufsparen, wenn ihr so gut mit allen hier befreundet seid, dass ihr sie gar nicht mehr vergraulen könnt.«

Ich breite die einzelnen Pinsel auf dem Schreibtisch aus und nehme sie der Reihe nach hoch, um zu entscheiden, welchen ich als Erstes nehmen soll.

Nach einer Weile bemerke ich, dass Wren mich kopfschüttelnd ansieht. Sein Lächeln wird breiter.

»Was?«, frage ich.

Sein Blick gleitet über mein Gesicht, und er öffnet den Mund leicht. Nach einem Moment schließt er ihn allerdings wieder und presst die Lippen fest aufeinander.

»Nichts«, sagt er schließlich und nickt dann auf den Farbtopf. »Wollen wir anfangen?«

»Dafür bin ich hier, oder?«, sage ich, schnappe mir einen Pinsel und gehe zum Farbeimer.

Die gesamte Zeit, während wir die Wände in Wrens neuem Zimmer streichen, frage ich mich insgeheim, für welche Worte ihm gerade der Mut gefehlt hat.

Ruby

Mein Bullet Journal sieht vollkommen anders aus als noch vor einer Woche.

Während ich meinen Alltag immer auf der Basis meines Stundenplans, des Veranstaltungskomitees und der Oxford-Vorbereitung strukturiert habe, gibt es für mich jetzt keinen Grund mehr, morgens zu einer bestimmten Zeit aufzustehen oder meine Hausaufgaben zu einem bestimmten Termin fertigzustellen. Die ersten beiden Tage hat mich das völlig aus der Bahn geworfen, aber dann habe ich beschlossen, dass ich mich weigere, in einem Sumpf aus Trübsal zu versinken, und mir kurzerhand eine neue Routine erstellt.

Den Vormittag verbringe ich in Gormseys kleiner Ortsbibliothek, wo ich die Oxford-Leseliste weiter durcharbeite und gleichzeitig mit der Vorbereitung für die A-Levels anfangen. Nach Schulschluss kommen James oder Lin zu mir nach Hause und versorgen mich mit dem Lernmaterial des jeweiligen Unterrichtstages, den ich bis abends, so gut es geht, aufbereite und versuche, alles nachzuvollziehen, was besprochen wurde.

Es ist merkwürdig, nicht mehr in die Schule zu gehen. Mit jedem Tag, der vergeht, fällt es mir schwerer, diese unerträgliche Angst loszuwerden, die seit Montag immer wieder in meine Adern kriecht und mich schier zu erwürgen scheint. Sie quält mich auf jedem Weg in die Bibliothek, auf den fünfzehn Minuten zurück nach Hause. Sie ist präsent, wenn ich mit meiner Familie zusammensitze, und hindert mich daran einzuschlafen, obwohl James am Telefon ist und mit mir über alles Mögliche redet, um mich abzulenken.

Doch ich werde mich nicht geschlagen geben. Und ich weigere mich, diese Situation zu akzeptieren. James hat Cyril ein Ultimatum genannt, und solange dieses noch nicht abgelaufen ist, klammere ich mich an die Hoffnung, dass Lexington die Wahrheit erfahren und mich zurück an die Maxton Hall holen wird. Ich kann mir im Moment keine Gedanken darüber

machen, was passiert, wenn dieser Fall nicht eintritt. Wenn ich das tue, sehe ich meine Zukunft vor meinem inneren Auge wie eine Seifenblase zerplatzen. Und das ertrage ich einfach nicht.

Ember hingegen präsentiert mir jeden Tag eine neue Alternative, sollte Plan A (*Oxford. Egal wie.*) nicht funktionieren. Ihre bisherigen Favoriten sind Plan B (*Bei Alice Campbell für ein Praktikum bewerben, um später in ihrer Kulturstiftung zu arbeiten*) und Plan C (*Alles hinschmeißen und mit Ember ein Modeimperium gründen*), wobei sie über Plan C deutlich begeisterter ist, als ich es momentan noch bin.

Ich lehne mich zurück und strecke die Arme über dem Kopf aus. Die mit grauem Stoff überzogenen Stühle der Bibliothek sind das Gegenteil von bequem. Oder stabil. In den letzten drei Tagen habe ich herausgefunden, dass es genau zwei gibt, die nicht kipplern, wobei bei einem in regelmäßigen Abständen eine Schraube herausrutscht. Ich habe beim Lernen schon zweimal einen halben Herzinfarkt erlitten, weil sich aus dem Nichts die Sitzfläche verschoben hat und ich dachte, ich würde einkrachen.

Bisher ist es immer gut gegangen. Allerdings bin ich mir ziemlich sicher, dass William, ein Rentner, der die Bibliothek auch jeden Tag besucht, genau dieselben Nachforschungen über die Stühle angestellt hat. Denn immer, wenn er vor mir da ist, hat er sich den Nicht-kippel-oder-einkrach-Stuhl bereits geschnappt und beobachtet mich mit einem beinahe schalkhaften Funkeln in den Augen, wenn ich resigniert einen der anderen Stühle an meinen Tisch ziehe.

Mögen tue ich ihn trotzdem.

Als ich am Freitagvormittag zur Bibliothek komme, muss ich feststellen, dass sie wegen Inventur geschlossen ist und erst mittags wieder geöffnet wird. Das bringt mich kurz aus dem Konzept, aber schließlich setze ich mich mit meinem Buch in ein kleines Café und überbrücke die Zeit dort. Als ich um Punkt dreizehn Uhr wieder vor der Tür auftauche, wartet William dort bereits. Zum ersten Mal lächelt er mir zu, was ich abends, als ich meine Sachen zusammenpacke und mich anschließend aus der kleinen Sitzecke entferne, mit einem Winken erwidere. Glücklicherweise über diesen kleinen Erfolg mache ich mich auf den Nachhauseweg.

»Ich bin wieder da!«, rufe ich, nachdem ich die Tür aufgeschlossen habe.

»In der Küche!«, kommt postwendend Dads Antwort.

Ich schlüpfe aus meinen Schuhen und hänge die dünne Jacke an die Garderobe.

»Heute hat William mir zum ersten Mal zugelächelt«, sage ich, als ich durch den Flur gehe. »Ich glaube, er –«

Ich halte inne und blinzle.

Mein Dad ist nicht allein in der Küche.

Neben ihm an der Arbeitsfläche steht James.

Die Ärmel seines weißen Hemds sind bis zu den Ellenbogen hochgekrempt. In der einen Hand hält er eine Kartoffel, in der anderen einen Schäler. Mein Dad sitzt daneben und ist gerade dabei, eine Kartoffel in feine Scheiben zu schneiden.

Einen kurzen Moment lang bin ich mir nicht sicher, ob das die Realität oder doch nur ein sehr merkwürdiger Traum ist.

»Was ... was macht ihr denn da?«, bringe ich hervor.

»Kartoffelgratin«, gibt Dad zurück, ohne vom Schneidebrett aufzublicken.

Als ich James genauer ansehe, merke ich sofort, dass irgendetwas nicht stimmt.

Das erkenne ich in seinen Augen, seiner Haltung und der düsteren Ausstrahlung, die ihn umgibt.

»Alles okay?«, frage ich. Ich versuche, meine Stimme ruhig zu halten, aber ich kann nichts dagegen tun, dass meine Schultern sich versteifen und meine Finger sich um die Gurte meines Rucksacks verkrampfen.

James räuspert sich. Er sieht auf seine Hände, als hätte er für einen kurzen Moment vergessen, was er da eigentlich tut. Dann blickt er wieder auf. Sein Mundwinkel bewegt sich ein kleines Stück nach oben. Es ist kein richtiges Lächeln, nur ein mickriger Versuch, der ein flaes Gefühl in meinem Magen weckt.

»Ich wollte dich besuchen, aber du warst nicht da«, antwortet er und nickt dann auf Dad. »Also hat dein Vater mich als Küchenhilfe eingestellt.«

Stirnrunzelnd sehe ich zwischen Dad und James hin und her. »Ich bin auch gar nicht so schlecht wie befürchtet«, sagt James, und Dad nickt.

»Definitiv. Mittlerweile haben wir schon mehr Kartoffel als Schale.«

Unter normalen Umständen würde mich dieser Kommentar zum Grinsen bringen, doch irgendetwas sagt mir, dass an dieser Situation nichts lustig ist. Wie James dasteht – mit hochgekrempten Ärmeln und Haaren, die aussehen, als hätte er die Finger heute mehr als einmal darin vergraben.

So habe ich ihn noch nie gesehen. Normalerweise erfüllt er mit seiner Präsenz selbst die größten Räume, doch jetzt wirkt er unsicher und zögerlich. Als wüsste er selbst nicht, wo er sich gerade befindet, geschweige denn, was er als Nächstes machen soll.

»Wieso geht ihr nicht hoch und redet, bis das Essen fertig ist?«, fragt Dad unvermittelt. »Du warst mir eine große Hilfe, James, aber den Rest schaffe ich auch allein.«

Einen Moment lang zögert James, aber dann nickt er und gibt Dad den Schäler. Er legt die Kartoffel auf das Brett, dann geht er an die Spüle und wäscht sich die Hände.

Ich werfe meinem Dad ein dankbares Lächeln zu. Er erwidert es, auch wenn ich sehe, dass sein Blick besorgt ist. Ob er sich Sorgen um mich oder um James macht, weiß ich nicht.

Ich warte, bis James fertig ist, danach gehen wir zusammen nach oben in mein Zimmer. Ich lege meinen Rucksack ab und drehe mich dann zu James, der unschlüssig in der Mitte des Zimmers stehen geblieben ist.

Vorsichtig mache ich zwei Schritte auf ihn zu. Ich blicke zu ihm hoch. Er erwidert meinen Blick, und es sieht wieder so aus, als würde er versuchen, für mich zu lächeln.

»Du brauchst nicht zu lächeln, wenn dir nicht danach ist, James«, wispere ich. Ich habe Angst, dass er bei dem leisesten Geräusch verschwindet. Wahrscheinlich, weil ich ihn so noch nie erlebt habe. Ich weiß nicht, was ich machen soll. Das Einzige, was mir sinnvoll erscheint, ist, ihm Zeit zu geben.

»Ich habe es getan«, sagt er schließlich rau. Er räuspert sich. »Ich habe *Beaufort* verlassen.«

Ich brauche kurz, bis die Bedeutung seiner Worte zu mir durchdringt. »Was?«, frage ich kaum hörbar.

»Ich habe mitbekommen, wie mein Vater Sutton bestechen wollte, damit er sich von Lydia fernhält.« Er schüttelt den Kopf, fährt sich mit einer Hand durchs Haar. »Ich weiß nicht, was passiert ist, aber etwas in mir ist eingerastet. Ich habe realisiert, wie falsch das alles ist. Und dass ich so auf keinen Fall weitermachen kann.«

Beinahe wie von selbst hebe ich die Hände und lege sie an seine Hüfte.

»Ich habe ihm gesagt, dass ich nichts mehr mit *Beaufort* zu tun haben möchte und meine Anteile verkaufen werde.«

Ich halte den Atem an.

Noch vor wenigen Wochen hat James mir offenbart, dass er fürchtet, seine Mutter zu enttäuschen und ihr Lebenswerk zu zerstören, sollte es ihm nicht gelingen, in ihre Fußstapfen zu treten und *Beaufort* in ihrem Sinne weiterzuführen. Sich ganz von seinem Vater loszusagen war James' größter Traum, aber nie eine realistische Option. Egal, wie sehr ich es mir für ihn gewünscht habe. Dass er es heute getan hat – mit allen Konsequenzen, die diese Entscheidung mit sich bringen wird –, ist für mich unvorstellbar.

»Wie hat er reagiert?«, flüstere ich.

»Er hat gesagt, dass ich nicht zurück nach Hause zu kommen brauche.«

Ein schmerzhaftes Stechen macht sich in meinem Brustkorb bemerkbar, vor allem als ich sehe, wie schwer es James gerade fällt, die Fassung zu bewahren. Jegliche Farbe ist aus seinem Gesicht gewichen, und als ich seine Hände in meine nehme, sind sie eiskalt.

»Ich habe keine Familie mehr, Ruby.« Seine Stimme bricht.

Ich schlinge die Arme um ihn.

Seine Schultern beben, als er die Umarmung erwidert. Er klammert sich förmlich an mich, und ich muss unweigerlich an jenen Tag denken, als ich nach dem Tod seiner Mum zu ihm nach Hause gefahren bin und ihn im Arm gehalten habe, während er geweint hat. Genauso fühlt sich dieser Moment auch an.

Ich weiß nicht, wie lange wir so dastehen. Die einzigen Geräusche im Zimmer sind die unserer Atemzüge, die erst schnell und unregelmäßig, dann immer ruhiger kommen.

Nach einer Weile lehnt James sich ein Stück zurück und sieht mich an. Seine Wangen sind gerötet, ebenso wie seine Augen.

»Ich ... wollte nur zu dir«, sagt er rau. »Es tut mir leid, dass ich dich so überfallen habe.«

Augenblicklich schüttele ich den Kopf. »Ich bin froh, dass du gekommen bist. Ich möchte für dich da sein.«

»Als ich bei *Beaufort* durch die Tür gegangen bin ...« James atmet hörbar aus. »Ich habe mich so frei gefühlt. Als könnte ich jetzt alles tun, was ich möchte.«

Ich sehe ihn fragend an.

»So langsam realisiere ich aber, was ich da eigentlich getan habe.« Er schluckt schwer. »Und was es für mein weiteres Leben bedeutet.«

Ich greife nach James' Hand und ziehe ihn mit mir zum Bett. Nachdem wir uns gesetzt haben, drehe ich mich zu ihm, meine Finger fest mit seinen

verschränkt. »Egal, was passiert, wir stehen das gemeinsam durch.«

James sieht auf unsere Hände. Die Haare fallen ihm in die Stirn, und ich würde ihn am liebsten wieder in meine Arme ziehen.

»Brauchst du irgendetwas?«, frage ich stattdessen. »Müssen wir deinen Kram aus eurem Haus holen?«

»Nein«, sagt James und räuspert sich. »Ich habe die wichtigsten Sachen direkt geholt. Mein Auto habe ich auch mitgenommen. Und ich habe ein Konto, auf das mein Vater keinen Zugriff hat – dort ist mein Gehalt von *Beaufort* eingegangen sowie alles, was ich in den letzten Jahren gespart habe.« Er zögert. »Ich habe mir für die nächste Woche ein Hotelzimmer genommen. Ganz hier in der Nähe.«

Ich spüre, wie mir Tränen in die Augen treten. »Du brauchst nicht in ein Hotel zu gehen«, sage ich mit erstickter Stimme. »Ich bin mir sicher, dass es okay ist, wenn du erst mal hierbleibst.«

»Das kann ich nicht von euch verlangen, Ruby. Ihr habt genug um die Ohren.«

Ich schüttele den Kopf. »Ich lasse dich nicht in einem Hotel wohnen, nicht nach allem, was geschehen ist.«

James seufzt, doch bevor er etwas sagen kann, umfasse ich seine Wangen mit den Händen. »Bleib bei uns. Bei mir.«

James schließt die Augen und beugt sich vor, bis seine Stirn gegen meine gelehnt ist. Ich fahre mit den Fingern sanft über seine Haut.

»Ich liebe dich, Ruby.«

Bei seinen leisen Worten schließe auch ich die Augen.

Dieser Moment fühlt sich besonders an – wie das Ende von etwas Großem und gleichzeitig wie ein Neuanfang voller Hoffnung und Möglichkeiten. James hat diese Option verdient. Er ist der mutigste Junge, den ich kenne, und ich bin so stolz auf ihn.

Und während wir uns aneinander festhalten, flüstere ich ihm genau das immer und immer wieder ins Ohr.

Lydia

Nach einer knappen Woche in Beckdale habe ich Folgendes über meine Tante gelernt:

Bei ihr zu Hause ist immer irgendetwas los. Selbst wenn sie mal nicht da ist, begegnen einem Freunde oder Kollegen im Flur, die Papiere und Kataloge mit sich herumschleppen, zu denen sie Ophelias Meinung haben möchten.

Meine Tante gibt einem nie das Gefühl, fehl am Platz zu sein. Seit ich hier bin, hat sie mich liebevoll unter ihre Fittiche genommen und mir stets bewusst gemacht, erwünscht zu sein – selbst wenn sie gerade ein wichtiges Telefonat führt oder eine Besprechung mit einem Kollegen aus einer der Tochterfirmen von *Beaufort* hat. Ich glaube, ich könnte sogar nachts auf ihrem Bett Trampolin hüpfen und sie damit aus dem Tiefschlaf reißen, und trotzdem würde sie mich freundlich anlächeln und mir einen High five geben. So ein netter Mensch ist sie.

Was ich außerdem über sie gelernt habe, ist, dass sie ein Fan von den Jonas Brothers ist.

Ja. Meine zweiundvierzig Jahre alte Tante liebt, wie sie es nennt, »spritzige Popmusik« von den Jonas Brothers. Jedes Mal, wenn ein neuer Song von den Jungs einsetzt, starre ich ungläubig die Docking-Station an. Und dann wandert mein Blick zu Ophelia, die stets mitsummt und mindestens mit einem Fuß im Takt wippt.

»Guck nicht so«, sagt sie in dieser Sekunde, ohne den Blick von ihrem Notizblock zu nehmen. »S. O. S. ist ein Klassiker.«

Sie sagt das mit einer solchen Überzeugung, dass ich beinahe lachen muss. Schnell wende ich mich wieder meinem Zeichenblock zu.

Wir sitzen in Ophelias Büro, sie hinter ihrem Schreibtisch, ich auf einem der Sessel in der Sitzecke am anderen Ende des Raums. In den letzten Tagen habe ich ihr von hier aus beim Skizzieren zugesehen oder ihre Telefonate mitangehört und habe überrascht festgestellt, wie vollgepackt ihre normalen Arbeitstage sind.

Dass sie es im Gegensatz zu meinen Eltern schafft, nicht nur von morgens bis nachts durchzuarbeiten, sondern sich auch mal ein bisschen Freizeit zu gönnen, bewundere ich allerdings am meisten. Wenn sie lange Zeit im Büro gewesen ist, verbringt sie den Rest des Tages in ihrem Garten oder lädt ihre Freunde auf ein Glas Wein ein. Oder sie setzt sich in ihren Wintergarten und zeichnet.

»Es ist wichtig, eine Balance zwischen allem zu schaffen«, hat sie gesagt, als ich sie gefragt habe, wie sie das hinbekommt. »Beckdale gibt mir die Ruhe, die ich brauche, um wieder kreative Energie zu schöpfen.«

Ich habe lange über ihre Worte nachgedacht und frage mich, wie es sein kann, dass Dad den Kontakt zu unserer Tante so stark eingeschränkt hat. Ich erinnere mich an scheußliche Familienessen, die nie gut ausgegangen sind und nach denen Dad es immer so hat klingen lassen, als wäre Ophelia ein verrückter, unseriöser Freigeist, dem man keine wichtigen Entscheidungen überlassen darf. Langsam, aber sicher wird mir klar, dass das überhaupt nicht stimmt.

Ich blicke auf die Skizze, an der ich in der vergangenen Stunde gearbeitet habe. Mein Privatunterricht beginnt erst nächste Woche, und Ophelia hat darauf bestanden, dass ich mich tagsüber zu ihr setze und zeichne. Sie meinte, dass mich das auf andere Gedanken bringen würde. Und sie hat gesagt: »Ich fand deine Designs früher immer toll. Ich will wissen, welche Richtung dein Stil eingeschlagen hat.«

Erst hat es mich ein bisschen Überwindung gekostet, in ihrer Gegenwart zu zeichnen. Außerdem haben mir die Ideen gefehlt. Doch inzwischen fühlt es sich fast schon normal an, in dem Sessel zu sitzen und etwas auf das Papier zu kritzeln.

»Morgen kommen Ruby und James«, sage ich nach einer Weile und riskiere einen Blick zu meiner Tante. Sie trägt einen bodenlangen weißen Rock und dazu ein Jeanshemd, das sie in der Taille zusammengebunden hat. Ihre Haare hat sie in einen hohen, zerzausten Dutt gebunden, aus dem sich einige Strähnen lösen. Meine Mum wäre so niemals aus dem Haus, geschweige denn ins Büro gegangen, und doch sieht Ophelia ihr in diesem Moment so ähnlich, dass ich mich dabei ertappe, wie ich sie einen Tick zu lang anstarre.

»Ich freue mich schon, Ruby kennenzulernen«, sagt sie. Falls sie meinen Blick bemerkt hat, kommentiert sie ihn nicht. Stattdessen nimmt sie

einen Schluck aus ihrer übergroßen Kaffeetasse – und verzieht sofort das Gesicht. »Oh nein, kalt.« Sie schiebt die Tasse von sich.

»Soll ich dir einen neuen holen?«, frage ich, aber Ophelia winkt ab, bevor ich aufstehen kann.

»Nein, lass mal. Es ist sowieso schon so spät. Wenn ich jetzt noch mal mit Kaffee anfangen, liege ich wieder die halbe Nacht wach.« Sie streckt sich und erhebt sich dann von ihrem Stuhl, um zu mir zu kommen.

»Zeig mal«, sagt sie.

Ich schiebe ihr meine Skizze zu. Sie zeigt ein Etuikleid – schlicht und elegant. Es ist die Art von Outfit, die meine Mum so gut wie täglich getragen hat, und ich habe mich ihr beim Zeichnen seltsam verbunden gefühlt.

»Oh«, höre ich Ophelia neben mir sagen, und ihr Tonfall verrät mir, dass es ihr ebenfalls aufgefallen ist. »Das ist wirklich hübsch.«

Ich starre auf meine Zeichnung und vermeide es, Ophelia anzusehen.

Seit ich bei ihr bin, hat sie mich nicht dazu gedrängt, mich ihr zu öffnen. Sie hat mich nicht nach Dad gefragt und mich auch nicht auf meine Schwangerschaft angesprochen, und während ich auf der einen Seite froh bin, nicht darüber reden zu müssen, verwirrt mich ihr Verhalten auch. Sie behandelt mich, als wäre nichts gewesen, und tut so, als wäre es völlig normal, dass ich mit achtzehn Jahren Zwillinge erwarte und jetzt bei ihr wohne.

Vielleicht ist das ihre Art, mit Problemen umzugehen. Oder sie will mir nur Zeit geben, bis ich bereit bin, mit ihr zu sprechen.

»Ich bin mir mit den Farben noch nicht sicher«, sage ich schließlich. »Irgendwie fühlt sich nichts richtig an.«

Ich spüre, wie Ophelia mich eine Weile still von der Seite ansieht, schließlich streicht sie sanft über meine Schulter. »Deine Mum hat mir immer den Tipp gegeben, bei so etwas auf meinen Instinkt zu hören.«

Ich schaue die Buntstifte an, die vor mir auf dem Tisch liegen und greife nach einem hellen Grau. Unschlüssig wende ich den Stift hin und her, während ich an Mum denke und mich frage, was sie in meiner Situation gemacht hätte.

»Ich wusste gar nicht, dass du und Mum zusammen gezeichnet habt«, sage ich und sehe schließlich zu Ophelia auf.

»Ständig«, sagt diese und lässt sich auf den Sessel neben meinem fallen.

»Was denn zum Beispiel? Nur Kleidung oder auch andere Sachen?«

Ophelia lacht leise. »Hauptsächlich Kleidung. Aber deine Mum hat früher auch Comics gezeichnet. Die waren teilweise zum Totlachen.«

»Wirklich?« Das kann ich mir bei Mum überhaupt nicht vorstellen. Sie war immer so ernst und hat sich nur auf das Wesentliche konzentriert.

»Bevor sie in die Fußstapfen unseres Vaters getreten ist, war Cordelia viel unbeschwerter und hat sich auch mal einen Spaß erlaubt. Oder zwei.«

Ich versuche, mir vorzustellen, wie meine Mum damals ausgesehen haben muss: in Freizeitkleidung mit zerzausten roten Haaren, einen Skizzenblock auf ihrem Schoß. Erstaunlicherweise fällt es mir gar nicht so schwer, wie ich erwartet habe. Ein warmes Gefühl breitet sich in meinem Bauch aus, und ich muss mich räuspern, um den Kloß zu verdrängen, der sich in meinem Hals gebildet hat.

»Ich wünschte, ich hätte sie so mal erlebt.«

Inzwischen kommt mir die Musik, die noch immer laut aus den Boxen schallt, ganz falsch vor. Sie passt nicht zu diesem ernsten Gespräch.

»Es gibt Bilder aus der Zeit – sowohl von ihr als auch von den Comics. Deine Mum hat alle Fotoalben hier gelassen. Wenn du magst, kann ich sie dir raussuchen.«

»Die würde ich gern sehen. Danke«, sage ich leise.

Ophelia schiebt meinen Zeichenblock auf dem Tisch langsam hin und her.

»Wir haben uns früher immer zusammen ausgemalt, was wir eines Tages aus *Beaufort* machen möchten«, fährt sie nach einer Weile fort. »Die Skizzen, die du als junges Mädchen immer gezeichnet hast ...« Ein vorsichtiges Lächeln umspielt ihre Mundwinkel. Sie sieht kurz zu mir.

»Deine Mum und ich hatten früher dasselbe vor. Eine Frauenkollektion. Das Unternehmen in eine neue Richtung bringen.«

»Was hat sich geändert?«, frage ich.

»Sie hat Mortimer kennengelernt. Und sich von ihm und unserem Vater bequatschen lassen, bloß nicht mit der Tradition zu brechen. Ich habe noch eine ganze Zeit lang gehofft, sie würde ihre Meinung irgendwann mal ändern und mich zurück ins Boot holen, aber ...« Ophelia zuckt mit den Schultern. »Anscheinend wollte sie das dann nicht mehr.«

Einen Moment lang breitet sich Stille zwischen uns aus, und wir hören beiden den Gitarrenklängen des aktuellen Lieds zu.

Dann räuspere ich mich. »Glaubst du, dass du noch die Chance hast, das zu verwirklichen?«

»Seit Cordelia ... nicht mehr da ist, glaube ich nicht mehr daran, nein.« Sie schluckt schwer. »Wusstest du, dass mein Name nicht mal im Testament aufgetaucht ist?«

Ich hole scharf Luft. »Nein, das wusste ich nicht.«

Ich war selbst nicht anwesend, als das Testament vorgelesen wurde. Dad hat nach Mums Tod alles von unserem Anwalt regeln lassen, und das war mir auch recht so. Ich wollte nicht wissen, was meine Mum mir hinterlassen hat. Alles, was ich wollte, war, sie zurückzuhaben.

»Stattdessen hat sie Mortimer alles vermacht. Für jemanden, dem die Tradition des Unternehmens so unglaublich wichtig war, hat sie damit mit jahrzehntelanger Familiengeschichte gebrochen.«

»Wie meinst du das?«, frage ich stirnrunzelnd.

»*Beaufort* wurde seit Generationen immer an den nächsten, noch lebenden Verwandten vererbt. Bei unserem Dad war das damals Cordelia. Doch in ihrem Fall hätte das Unternehmen eigentlich an euch oder mich überschrieben werden müssen.«

»Ich kann das gar nicht glauben«, sage ich perplex. »Warum sollte sie das tun?«

»Die beiden waren über zwanzig Jahre lang ein unschlagbares Team. Wahrscheinlich wollte sie auf Nummer sicher gehen, dass es genauso weiterläuft, wie sie es sich vorgestellt haben.«

Ich will gerade etwas antworten, als ein lautes Klingeln uns zusammenfahren lässt. Ophelia macht eine Geste mit der Hand, die wohl bedeuten soll, dass unser Gespräch noch nicht beendet ist, und springt im selben Moment auf und verschwindet in Richtung Haustür.

Keine halbe Minute später höre ich sie meinen Namen durch das Treppenhaus rufen. Ich horche auf. »Ja?«

»Du hast Besuch!«

Stirnrunzelnd stehe ich auf. Ich werfe einen Blick auf meine Armbanduhr. Es ist bereits kurz nach halb acht abends. Ich frage mich, ob es Cyril sein könnte. James hat mir erzählt, dass er mit ihm über mich geredet hat.

Was, wenn er derjenige ist, der gekommen ist? Allein die Vorstellung lässt mich die Zähne fest aufeinanderbeißen und die Hand zur Faust ballen.

Langsam gehe ich die Treppe nach unten. Doch als ich unten ankomme und sehe, wer vor der Haustür steht, setzt mein Herz einen Schlag aus.

Es ist nicht Cyril.

Es ist Graham.

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

Alistair

Das Training an diesem Freitag ist der Horror.

James, Wren und Cyril tauchen schon wieder nicht auf, was nicht nur die Mannschaft in eine miese Stimmung versetzt, sondern Coach Freeman beinahe durchdrehen lässt. Wir müssen so viele Extrarunden laufen, dass ich am Ende meine Beine nicht mehr spüre und mich um ein Haar übergeben muss. Am liebsten wäre ich nach Hause gegangen, hätte mich ins Bett fallen lassen und diese ganze beschissene Woche vergessen.

Doch dann hat Roger Cree uns alle auf ein Bier ins *Black Fox* eingeladen, und da ich nicht einen weiteren Abend allein verbringen wollte, bin ich mitgegangen.

Dieses Schuljahr sollte für die Jungs und mich das beste Jahr unseres Lebens werden. Jetzt kann ich über die jugendliche Naivität, die wir im letzten Sommer an den Tag gelegt haben, nur müde lächeln. Einfach alles hat sich seitdem verändert: Wren schaut uns kaum mehr in die Augen, seit er und seine Familie umgezogen sind. Cyril war die ganze Woche nicht in der Schule. James versucht händeringend sowohl seinem Vater als auch Lydia und Ruby gerecht zu werden.

Und ich – ich habe mir das Herz von meinem besten Freund brechen lassen und muss damit jetzt klarkommen.

Kesh ist – wie der Rest des Teams – natürlich mit ins Pub gekommen. Er steht mit unserem Ersatztorwart an einem dunklen Holztisch auf der anderen Seite des Raums. Ich würde ihn so gern ignorieren, aber jedes Mal, wenn ich von dem Bier in meiner Hand aufblicke, sieht er mich aus dunklen Augen an. So, als hätte er kein einziges Mal an diesem Abend weggeschaut.

Unweigerlich muss ich an unsere Vergangenheit denken. Ich fühle Keshs Hände, seine Haut, seinen Mund, höre seine Stimme in meinem Ohr, die bedeutungslosen Worte, die er murmelt, während ich ihn mit den Händen liebevoll berühre.

Dass ich schon mein drittes Pint ausgetrunken habe, hilft mir auch nicht gerade dabei, die Gedanken zurückzudrängen.

Immer wenn ich glaube, die Erinnerung an unsere gemeinsame Zeit überwunden zu haben, reicht ein einziger Blick von Kesh, um alles in voller Intensität wieder hervorzuholen. Ich weiß nicht, wie lang das noch so weitergehen soll. Schon gar nicht, wenn Kesh und ich weiterhin versuchen, unsere Freundschaft aufrechtzuerhalten.

Ich komme einfach nicht von ihm los. Ganz gleich, wie sehr ich es versuche. Und schon gar nicht, wenn er mich über den Rand seines Glases so ansieht.

»Was ist bei James und dem Rest eurer Clique eigentlich gerade los?«, spricht Roger mich unvermittelt von der Seite an und reißt mich damit aus meinen Gedanken.

»Was?«, frage ich abwesend.

Er stellt sein Glas auf dem Tisch vor mir ab. »Es kommt mir mittlerweile so vor, als würdet ihr diese Mannschaft mit Absicht auseinanderreißen.«

Stirnrunzelnd sehe ich ihn an. »Keine Ahnung, wovon du sprichst.«

»Beaufort kommt fast gar nicht mehr zum Training, weil er lieber beim Veranstaltungskomitee herumlungert. Fitzgerald und Vega habe ich gefühlt Wochen nicht gesehen. Und von deiner Leistung brauche ich gar nicht erst anzufangen. Du weißt selbst, wie schlecht du geworden bist.«

Ich erstarre mit dem Bier in der Hand. Am liebsten würde ich es Cree über den Kopf kippen. »Was weißt du schon?«, frage ich herausfordernd. »Wenn James im letzten Term nicht vom Team suspendiert worden wäre, wärst du überhaupt nicht in die Mannschaft gekommen. Du hast keine Ahnung, was bei meinen Freunden gerade los ist, also pass lieber auf, was du sagst.«

Cree schnaubt bloß. »Ich wäre auch so in die Mannschaft gekommen. Mal ehrlich – jeder von uns hat irgendwelche privaten Probleme. Das ist noch lange kein Grund, das Training ständig zu schwänzen. Ihr nehmt euch alle viel zu wichtig, dabei seid ihr nichts weiter als verwöhnte Mistkerle, die zu viel Geld und Langeweile haben.«

Ich stehe so abrupt vom Stuhl auf, dass er hintenüberkippt. Ich mache einen Schritt auf Roger zu und will ihn gerade am Revers packen, als mich von hinten jemand an der Schulter festhält.

Ich brauche mich nicht umzudrehen, um zu wissen, wer es ist. Hätte ich ihn nicht an dem sanften, aber bestimmten Griff erkannt, hätte Kesh sich spätestens durch seinen unverwechselbaren Duft verraten. Ich liebe Keshs

Geruch. So sehr, dass ich mir sein Deo manchmal nach dem Training borge mit der Ausrede, mein eigenes vergessen zu haben – obwohl das nie stimmt.

»Lass gut sein, Alistair«, erklingt seine leise Stimme hinter mir.

Ich schüttele seine Hand ab, ohne den wütenden Blick von Cree zu nehmen. »Nimm das zurück.«

Dieser lacht humorlos auf. »Beaufort kann tagelange Dauerpartys schmeißen, aber zum Training schafft er es nicht. Ein Captain lässt seine Mannschaft nicht so hängen.«

»Du bist nicht mal ein Jahr dabei und meinst schon, dir rausnehmen zu können, über James zu urteilen? Du hast keine Ahnung, was das Team ihm alles zu verdanken hat. Ohne ihn wären wir niemals da, wo wir jetzt sind.«

Meine Stimme ist so laut, dass die Leute, die unmittelbar um uns herumstehen, ihre Gespräche unterbrechen und uns neugierig beobachten. Aber das ist mir egal. Crees Worte haben mich wütend gemacht. Und ich werde noch wütender, als Kesh mich ein weiteres Mal an der Schulter berührt.

Ich fahre zu ihm herum. »Fass mich nicht an«, knurre ich und schüttele seine Hand ab.

»Von euch beiden brauche ich gar nicht erst anzufangen«, fährt Cree erbarmungslos fort. »Ganz ehrlich, inzwischen weiß jeder, dass ihr –«

Die Panik, die in Keshs Blick aufflackert, lässt mich wie von selbst handeln: Ich drehe mich um und lasse meine Faust in Roger Crees Gesicht krachen. Ich spüre seinen Knochen unter meinen Knöcheln knirschen, als sie irgendwo zwischen Auge und Nase landen – oder vielleicht auch auf beiden. Cree geht mit einem schmerzerfüllten Stöhnen zu Boden, danach bricht Tumult aus. Die anderen Mannschaftsmitglieder bilden eine Traube um uns herum, Kenton hilft Cree hoch, und irgendwer reißt mich nach hinten. Aber ich bin noch nicht fertig. Ich will erneut auf ihn losgehen, will dafür sorgen, dass er endgültig die Klappe hält und aufhört, über die wichtigsten Menschen in meinem Leben herzuziehen.

Leider komme ich nicht weit. Kesh zerrt mich nach draußen, um die Ecke des Gebäudes und in die kleine Gasse neben der Bar. Erst dort lässt er mich los. Mit dem Rücken zu ihm bleibe ich schwer atmend und mit geballten Fäusten stehen.

»Du hättest das nicht tun müssen«, durchbricht er nach einigen Minuten das Schweigen. Von hier aus kann man die Rockmusik des Pubs noch leise vernehmen. Ich versuche, mich allein darauf zu konzentrieren und nicht auf

Kesh, der dicht hinter mir steht – oder die Tatsache, dass ich gerade einen unserer Teamkameraden geschlagen habe.

*Du hättest das nicht tun müssen.*

Wie es scheint, tun Kesh und ich ständig Dinge, die eigentlich nicht nötig sind, anstelle von dem, was wir eigentlich tun wollen.

»Keine Ahnung, was du von mir hören willst, Kesh«, sage ich. Mit einem Mal fühle ich mich völlig entkräftet. Als hätte ich alles gegeben, was ich zu geben habe.

Ich kann spüren, wie er einen Schritt näher kommt, bin mir der Wärme seines Körpers hinter mir bewusst. Ein Kribbeln jagt meine Wirbelsäule hinauf.

»Ich will gar nichts hören.« Er legt die Hand auf meinen Rücken. Zaghafter diesmal. Diese Berührung hat nichts mit seinem festen Griff von eben zu tun. Sie ist vertraut und zärtlich.

Ich schlucke trocken.

»Kesh«, sage ich warnend.

Er kommt noch näher, schiebt die Hand nach vorn über meinen Bauch. Seine Brust streift meinen Rücken, und ich halte die Luft an.

»Alistair«, raunt er zurück. Sein heißer Atem streift meine Ohrmuschel, und eine Gänsehaut breitet sich auf meinem ganzen Körper aus.

»Was machst du da?«, flüstere ich.

Niemand außer Kesh lässt mich diese nervöse Aufgeregtheit spüren, dieses stromähnliche Kribbeln, das mich von Kopf bis Fuß erfasst und mir das Gefühl gibt, schwerelos zu sein.

»Ich weiß es nicht«, gibt er zurück und streicht langsam mit der Hand über meinen Bauch.

»Ich schon«, fange ich heiser an. Kesh macht einen fragenden Laut. Kommt noch näher. »Wenn du nicht aufhörst, werde ich mich zu dir umdrehen. Ich werde dich gegen die Wand drücken und küssen. Und was dann passiert, wissen wir beide.«

»Ich glaube, du musst mir auf die Sprünge helfen«, raunt Keshav. Er schlingt den Arm fester um mich. Ich kann seine Brust an meinem Rücken fühlen, die sich immer schneller hebt und senkt – und etwas Hartes, das gegen meinen Hintern drückt. Mein Puls rast. »Was passiert dann, Alistair?«

Ich stoße ein schnaubendes Lachen aus. »Das ist ein ziemlich erbärmlicher Versuch, um sich einen Kuss zu erschleichen, Kesh.«

Dann nehme ich all meine übrig gebliebene Kraft zusammen, greife nach seinem Arm und schiebe ihn von meinem Bauch. Gleichzeitig drehe ich mich auf wackeligen Beinen zu ihm um. Wegen des Adrenalins, das noch immer durch meinen Körper schießt, ist mir schwindelig.

Ich würde so gern kehrtmachen und ihn hier stehen lassen. Ich kann mich nicht schon wieder in ihm verlieren, nicht, wenn ich genau weiß, was folgen wird.

Doch als er vorsichtig die Hand hebt und sie an meine Wange legt, kann ich mich nicht vom Fleck rühren.

»Alistair«, flüstert er.

Ich habe mich danach gesehnt, noch einmal meinen Namen aus seinem Mund zu hören. So sehr. Mein Verstand befiehlt mir, mich umzudrehen und zu gehen, bevor es zu spät ist, aber als Kesh seinen Mund auf meinen senkt, verstummen meine Gedanken und mit ihnen all die Gründe, weshalb ich das hier besser lassen sollte.

Ich kann nicht anders, als den Kuss zu erwidern.

Kesh bewegt seinen Mund auf meinem, erst zögerlich, dann ein bisschen fester und sicherer. Wie von selbst hebe ich die Hände an sein Gesicht, streiche erst über seinen Kiefer, dann über seinen Nacken, bis ich sie schließlich in seinem Haar vergrabe.

Kesh stößt ein atemloses Geräusch aus. »Das fühlt sich gut an, oder nicht?«, flüstert er dicht an meinem Mund.

Ich brumme zustimmend.

»Es könnte immer so sein.«

Der Aufprall kommt rasend schnell und trifft mich völlig unvorbereitet. Mit einem Mal wird mir bewusst, dass wir uns gerade in einer dunklen Gasse befinden und das hier so ziemlich das Gegenteil von dem ist, was ich mir von Keshav wünsche.

Hastig nehme ich meine Hände runter und mache einen Schritt von ihm weg. »Ich will nicht deine heimliche Affäre sein, Kesh. Ich weiß nicht, wie oft ich dir das noch sagen soll.«

In Keshs Augen blitzt es auf. »Ich kann nicht verstehen, warum du das mit uns unbedingt zerstören willst.«

»Du bist derjenige, der uns zerstört!« Meine laute Stimme echot in der Gasse. Ich erwarte beinahe, dass Kesh einen beunruhigten Blick über die Schulter wirft, um zu schauen, ob uns jemand gehört hat, doch er sieht nicht weg von mir.

»Dass du immer noch nicht verstanden hast, worum es geht, zeigt mir nur, wie falsch das hier alles ist«, sage ich leiser, aber nicht weniger bitter.

»Nichts ist falsch an uns«, widerspricht er.

Kopfschüttelnd sehe ich ihn an. »Kesh. Komm schon.«

»Hast du deswegen Schluss gemacht?«, fragt er. Mittlerweile klingt er so frustriert, wie ich mich fühle. »Weil du glaubst, mir bedeutet das hier nicht genauso viel wie dir?«

Ich atme resigniert aus. »Wenn man nicht mal richtig zusammen ist, kann man das auch nicht ›Schluss machen‹ nennen.«

Er schließt die Augen und nimmt zwei tiefe Atemzüge. Offensichtlich ringt er um Fassung.

»Du bist noch nicht bereit für eine Beziehung«, sage ich und spüre, wie Hitze meinen Hals hinaufkriecht. »Und das ist okay. Aber bei mir sieht das anders aus.«

Kesh macht einen Schritt auf mich zu, einen flehenden Blick in seinen Augen. So habe ihn noch nie erlebt. Er ist immer so verdammt verschlossen und zeigt niemandem – nicht mal mir –, was wirklich in ihm vorgeht. Aber in diesem Moment ist seine Verzweiflung so deutlich, so überwältigend, dass ich sie förmlich spüren kann.

»Ich weiß, wie das mit deinen Eltern war. Ich ...« Er unterbricht sich selbst und atmet ruckartig aus. »Ich habe einfach Angst.«

»Ich weiß«, krächze ich.

Mich vor meinen Eltern zu outen war das Schwierigste, was ich jemals getan habe. Aber ich hatte keine andere Wahl. Ich wollte endlich die Person sein können, die ich tief in meinem Innern schon immer war. Und dazu gehörte, diese Person meinen Eltern vorzustellen. Mir war damals gleichgültig, wie die Konsequenzen aussehen würden. Es war wie ein Befreiungsschlag.

Bis ich die Enttäuschung auf dem Gesicht meines Vaters und die Tränen in den Augen meiner Mum gesehen habe. Bis sie sich mir gegenüber ganz anders als zuvor verhalten haben und ich meine Zeit lieber bei meinen Freunden verbracht habe, weil ich es zu Hause nicht mehr ausgehalten habe.

Ich will nicht derjenige sein, der Kesh zu etwas drängt, zu dem er nicht bereit ist. Ich bin sein Freund. Ganz gleich, was zwischen uns geschehen ist – meine Aufgabe ist es eigentlich, für ihn da zu sein, egal, wie er sich

entscheidet. Selbst wenn er es seinen Eltern niemals erzählen wird, sollte ich ihn unterstützen.

Und genau da liegt das Problem.

Ich möchte mehr als heimliche Küsse und geflüsterte Versprechen, die ohnehin nicht eingehalten werden können, aber Kesh kann mir das im Moment nicht geben. Das hat mir dieser Abend einmal mehr bewusst gemacht. Diese Erkenntnis ist nicht neu, aber sie tut jedes Mal ein bisschen mehr weh. Weil er mein Freund ist und ich merke, wie ich ihn noch weiter verliere, als ich es ohnehin schon getan habe. Und vor allem, weil ich in ihn verliebt bin und nicht weiß, wie zum Teufel ich damit aufhören soll.

Bei dem Gedanken tritt ein Brennen in meine Augen. Ich schlucke schwer und blinzele mehrmals, damit es aufhört.

»Alistair ...«, raunt Kesh und macht einen Schritt auf mich zu.

Ich schüttele den Kopf und sehe nach unten auf meine Schuhspitzen.

Ich kann nicht von ihm verlangen, unsere Beziehung öffentlich zu machen.

Er kann nicht von mir verlangen, sie vor der Öffentlichkeit zu verbergen.

Das mit uns wird nie irgendwo hinführen. Das wissen wir beide.

Ich schaue wieder in Keshs Gesicht, lasse den Blick von seinen Wangenknochen über den leichten Bartschatten zu seinen Lippen wandern.

Ich sehe in seine dunklen Augen. Und dann tue ich das, was ich schon viel früher hätte tun müssen: Ich erstickte den Rest der Hoffnung im Keim.

»Vielleicht sollten wir uns in Zukunft lieber voneinander fernhalten.«

Jegliche Farbe weicht aus Keshs Gesicht. »Alistair –«

Bevor ich meine Entscheidung bereuen kann, drehe ich mich um und gehe.

Graham

Lydias Augen weiten sich, als sie mich erblickt.

»Was machst du hier?«, fragt sie kaum hörbar.

Ich öffne den Mund, um ihr zu antworten, doch nach einem kurzen Moment schließe ich ihn wieder. Ich kann nur dastehen und sie anstarren, während sich meine Finger um den Blumenstrauß in meiner Hand verkrampfen.

Ich möchte ihr so vieles sagen, doch in dieser Sekunde bringe ich nichts über die Lippen.

Vielleicht ist es die Aufregung. Oder die Tatsache, dass ich mir nicht sicher bin, ob wir noch das Gleiche wollen. Vor einer Woche dachte ich, wir hätten die Dinge zwischen uns geklärt, aber dann kam ihr Vater dazwischen, und jetzt habe ich keine Ahnung mehr, wo wir stehen.

Ich möchte endlich der Mann sein, den Lydia verdient hat. Der Mann, den sie in jenem ersten Sommer kennengelernt hat. Aber was, wenn sie mich nicht mehr möchte? Was, wenn sie zu dem Schluss gekommen ist, dass sie ohne mich viel besser dran ist?

»Ich musste dich sehen«, bringe ich nach einer Weile hervor.

Lydia starrt mich nur weiter an.

»Möchten Sie vielleicht reinkommen?«, schaltet Ms Beaufort sich ein und macht einen Schritt zur Seite.

Statt zu antworten, werfe ich Lydia einen fragenden Blick zu.

Die Sekunden, die vergehen, kommen mir wie eine halbe Ewigkeit vor. Schließlich nickt Lydia langsam. Ich räuspere mich und gehe die letzten beiden Stufen nach oben ins Haus.

»Geht doch in den Wintergarten«, sagt Ms Beaufort zu Lydia. »Ich setze so lange einen Tee für uns auf.«

Ich folge Lydia durch den Flur in ein großes Wohnzimmer und von dort durch zwei Flügeltüren in einen gemütlich aussehenden Wintergarten. Lydia drückt im Vorbeigehen auf einen Schalter, und im nächsten Moment leuchten unzählige kleine Lampen im Holzboden auf. Durch die Fenster kann ich die Landschaft sehen, die das Anwesen von Ophelia Beaufort umgibt. Ich wusste zwar aus Lydias Erzählungen, dass sie abgelegen wohnt, allerdings war mir nicht bewusst, dass sich im Umkreis von fünf Meilen außer einer kleinen Tankstelle absolut gar nichts befindet.

»Die hier sind für dich«, sage ich unbeholfen und reiche ihr die Blumen.

Lydia nimmt den roséfarbenen Strauß aus Rosen, Gerbera und Chrysanthemen entgegen und hebt ihn an ihr Gesicht. Die Andeutung eines Lächelns umspielt ihre Lippen, als sie daran riecht. Meine Kehle wird trocken, und ich frage mich, ob sie meine Geste richtig deutet. Ob sie versteht, wie viel mir dieser Moment bedeutet. Denn es ist das erste Mal, dass ich ihr ein Geschenk mache, ohne vorher einen besorgten Blick über meine Schulter zu werfen aus Angst, jemand könnte uns beobachten.

Lydia sieht den Strauß noch einen Wimpernschlag lang an, dann räuspert sie sich. »Danke.«

Danach herrscht wieder Stille. Ich will mich im Raum umsehen, aber es ist mir unmöglich, den Blick von Lydia zu nehmen. Sie trägt ein übergroßes hellblaues Hemd und eine glänzende schwarze Leggings. Ihre Haare hat sie in einem unordentlichen Knoten zusammengebunden, aus dem einige Strähnen hervorstecken oder in ihr Gesicht fallen. Sie sieht nicht aus wie die Lydia, die ich kenne, und die Tatsache, dass ich sie so noch nie erlebt habe, macht mir klar, wie wenig Zeit wir bis jetzt eigentlich miteinander hatten – und was ich alles noch mit ihr aufholen möchte.

Gerade als das Schweigen zwischen uns unerträglich zu werden droht, deutet Lydia auf die Sitzgarnitur aus dunkelbraunem Leder, die in der Mitte des Raums steht. Sie geht rüber und setzt sich. Als sie die Blumen vorsichtig auf dem kleinen Couchtisch vor sich ablegt, sehe ich, wie stark ihre Finger beben.

Ich hasse es, dass sie sich meiner wegen so fühlt.

Zögerlich gehe ich zu ihr, nehme aber nicht auf dem Sofa, sondern auf einem Sessel Platz, der schräg neben ihr steht.

»Ich habe mir solche Sorgen um dich gemacht«, sage ich leise. »Du kannst mir doch nicht so eine E-Mail schreiben und dann vom Erdboden verschwinden.«

Das Leder knatscht unter meinem Gewicht. Ich lege einen Arm auf der Lehne ab und drehe mich seitlich, damit ich Lydia direkt ansehen kann. Sie hat beide Hände flach auf den Oberschenkeln abgelegt.

»Ich weiß.«

Ich habe das Gefühl, zwischen uns steht eine dicke Betonmauer, von der wir beide nicht wissen, wie wir sie einreißen sollen. Noch vor einer Woche dachte ich, dass wir zusammen sein können, wenn ich nur endlich den Schritt wage und Maxton Hall verlasse. Plötzlich bin ich mir nicht mehr so sicher.

»Möchtest du mir erzählen, was passiert ist?«, frage ich.

Lydia weicht meinem Blick aus und sieht auf ihre Hände. Sie streicht sich über ihre Leggings, zieht ihre Bluse glatt.

»Lydia«, flüstere ich, als sie nicht antwortet. Ich sage nur ihren Namen, aber ich versuche, alles hineinzulegen: meine Gefühle für sie und das Vertrauen, das ich noch immer in uns beide habe.

Fragend hebt sie den Blick wieder. Ich kann Tränen in ihren Augen glitzern sehen.

»Du kannst mir alles sagen. Egal, was es ist. Und egal, womit dein Vater dir gedroht hat: Ich werde nicht weggehen, wenn du das nicht möchtest. Ich werde nie wieder so tun, als würden wir einander nicht kennen. Das, was ich dir auf dem Frühjahrsball gesagt habe, habe ich ernst gemeint. Ich möchte mit dir zusammen sein.«

Die ersten Tränen befreien sich aus ihren Augenwinkeln. Augenblicklich rutsche ich von der Sitzfläche des Sessels und knie mich vor sie.

Sie hält den Kopf gesenkt, Tränen laufen ihr Gesicht hinunter und tropfen auf ihre Beine. Vorsichtig strecke ich die Hand aus und streiche mit dem Daumen über ihre feuchte Wange.

»Es tut mir leid«, sagt sie mit bebender Stimme.

»Du hast dir nichts zuschulden kommen lassen«, widerspreche ich und lege die Hand nun ganz an ihre Wange.

»Ich habe dich von Anfang an in meinen Schlamassel hineingezogen. Vom ersten Augenblick an war ich nichts weiter als eine Belastung für dich. Und jetzt hast du meinetwegen deinen Job verloren. Ich mache einfach alles kaputt, Graham.«

Energisch schüttele ich den Kopf und lege auch die zweite Hand an ihr Gesicht. Ich warte, bis sie mich wieder ansieht.

»Du hast nie irgendetwas kaputt gemacht. Im Gegenteil, ich hätte mir so oder so etwas anderes gesucht. Nur weil es jetzt so gekommen ist, bedeutet das nicht zwangsweise, dass es schlecht ist.«

Lydia schüttelt nur den Kopf. Sie so zu sehen bringt mich beinahe um.

»Es tut mir leid, nicht für dich da gewesen zu sein, als du mich am meisten gebraucht hast. Wenn du mich lässt, bleibe ich jetzt immer bei dir.«

»Sag so etwas nicht«, bringt Lydia stockend hervor und sieht mich mit tränenverschleiertem Blick an.

»Ich meine es ernst«, wispere ich eindringlich und wische mit meinen Fingern weiter ihre Tränen fort. »Es gibt nichts, wovor du dich zu fürchten brauchst.«

Sie schluckt schwer. Ihr ganzer Körper spannt sich mit einem Mal an. »Doch, das gibt es.«

»Dann sprich mit mir darüber«, entgegne ich leise.

»Ich hätte es dir schon längst sagen müssen«, flüstert Lydia, und in ihren traurigen grünblauen Augen kann ich dieselbe Furcht erkennen, die sich in ihrer gesamten Haltung widerspiegelt. »Es wird ...« Sie räuspert

sich. »Es wird dein Leben noch mehr aus den Angeln heben als ohnehin schon.«

Mein Mund und meine Kehle werden trocken. Allmählich färbt ihre Panik auf mich ab, dabei kann ich mir unmöglich vorstellen, dass das, was sie mir sagen will, schlimmer als all das ist, was wir bereits zusammen durchgestanden haben.

»Was, Lydia?«

Sie sieht mich durch feuchte Wimpern hindurch an. Ich kann den Moment ganz genau erkennen, in dem sie sich dazu durchringt, die Worte auszusprechen.

»Ich bin schwanger.«

Meine Daumen erstarren an Lydias Wangen.

»Wie bitte?«, bringe ich kaum hörbar hervor.

»Ich bin schwanger«, wiederholt sie. »Mit Zwillingen.«

Ich starre zu ihr hoch. Druck baut sich in meiner Brust auf, steigt immer weiter an, bis ich das Gefühl habe, ich werde jeden Moment zerplatzen. Lydias Worte wiederholen sich in meinem Kopf, und sie fügen sich nach und nach zu einem Bild zusammen, das mir schier den Atem raubt.

»Wirklich?«, krächze ich.

Sie nickt. Ich glaube, sie atmet nicht – genau wie ich.

Die unterschiedlichsten Gefühle rasen durch mich hindurch. Ich kann sie nicht kontrollieren, genauso wenig wie die Gedanken, die sich in meinem Kopf überschlagen. Ohne zu zögern, beuge ich mich vor und drücke meine Lippen auf Lydias Stirn. Ein Schluchzen dringt aus ihrer Kehle, und ich ziehe sie an mich und halte sie fest. Es gibt keine Fragen, keine Grenzen oder irgendetwas anderes, was in dieser Sekunde für mich infrage kommt. Sanft wiege ich sie in meinem Arm.

»Ich hatte solche Angst, es dir zu sagen«, flüstert sie erstickt.

Ich schüttele nur den Kopf.

In dieser Sekunde kann ich sie nicht loslassen. Auch wenn mich diese Neuigkeit wahrscheinlich hätte aus der Bahn werfen sollen, ist gerade das Gegenteil passiert: Ich habe tief in mir gespürt, wie alles in meinem Leben von einem Moment auf den anderen an die richtige Stelle gerückt ist. Die Ungewissheit und Angst, die ich noch vor wenigen Minuten empfunden habe, sind verschwunden, stattdessen jagen jetzt Freude und Aufregung durch mich hindurch und sorgen dafür, dass mir schwindelig wird, weil ich viel zu schnell ein- und ausatme.

Ich löse mich von Lydia. Noch immer vor ihr auf dem Boden kniend, die Hände um ihre Oberarme geschlungen, sehe ich zu ihr auf und sage mit bebender Stimme: »Du hast mich gerade sehr glücklich gemacht.«

Unglaube tritt in ihre glänzenden Augen. Sie blinzelt zweimal.

Im nächsten Moment schlingt sie die Arme um meinen Hals. Ich erwidere ihre Umarmung, ziehe Lydia so nah an mich, wie es nur geht, und halte sie einfach nur fest – Sekunden, Minuten, eine Ewigkeit.

Ich kann nicht sagen, wie lange wir in dieser Position verharren, weiß nur, dass es einer der schönsten Momente meines Lebens ist.

»Ich hätte es dir schon viel früher sagen sollen«, flüstert Lydia nach einer Weile und lehnt sich ein Stück zurück, jedoch ohne die Arme von meinem Hals zu lösen.

»Seit wann weißt du es?«, frage ich.

»Seit November.«

Ich schließe kurz die Augen. »Oh Lydia.«

»Ich wusste nicht, was ich machen sollte«, flüstert sie erneut, aber ich schüttele sofort den Kopf.

»Zu wissen, dass du eine solche Angst vor meiner Reaktion hattest ...« Ich atme zitternd aus. »... macht mich fertig.« Ich sehe ihr fest in die Augen. »Es ist nämlich das Beste, was mir jemals passiert ist.«

Langsam, beinahe unmerklich, heben sich ihre Mundwinkel.

Ich fahre sanft mit der Hand über ihren Rücken.

»Ich weiß nicht, wie es jetzt weitergehen soll, Graham.«

»Ich auch nicht. Aber wir können es herausfinden. Zusammen«, sage ich. »Wir kriegen das schon hin.«

Lydia streicht mit den Fingern über meinen Nacken. Ein leichter Schauer durchläuft mich, als ihre Finger weiter nach vorn über meinen Kiefer und über die Stoppeln an meinem Kinn wandern.

»Ich bin so froh, dass du hier bist«, flüstert sie. Ihr Blick wandert kurz zu meinem Mund, dann zurück zu meinen Augen. Wieder runter. Im nächsten Moment beugt sie sich vor, ganz langsam. Ich schließe die Augen und komme ihr auf halbem Weg entgegen.

Als unsere Lippen aufeinandertreffen, ist es, als würde ein Blitz in meinen Magen einschlagen.

Es gibt unendlich viele Dinge, über die wir dringend sprechen müssen. Doch dieser Kuss wirkt wie ein Versprechen. Er verheißt, dass wir die

Vergangenheit hinter uns lassen. Und dass in diesem Moment etwas Neues für uns beginnt.

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

Ruby

Am Samstagmorgen gehe ich wie gewohnt nach unten, um Dad beim Frühstück zu helfen, werfe vorher aber einen vorsichtigen Blick ins Wohnzimmer, um zu sehen, ob James schon wach ist. Das Laken, die Bettdecke und das Kissen liegen ordentlich zusammengefaltet in der Mitte der Couch, aber von James ist keine Spur zu sehen. Ich drehe mich um und gehe zur Küche, wo ich überrascht in der Tür stehen bleibe.

James ist allein. Er steht an der Arbeitsfläche und ist gerade dabei, Orangen auszupressen. Sein Haar scheint vom Duschen noch feucht zu sein, und er trägt dunkle Jeans und ein weißes T-Shirt, das seine Schultern betont. Ich beobachte, wie sich sein Arm anspannt, als er eine Orangenhälfte auf die Presse drückt, und schlucke schwer. Es hat etwas Intimes, wie er in unserer Küche steht und Frühstück vorbereitet.

Ich glaube, ich könnte mich an den Anblick gewöhnen. Genauso, wie ich mich daran gewöhnen könnte, Abende mit ihm auf der Couch zu verbringen und bis tief in die Nacht zu reden, wie wir es gestern gemacht haben.

So leise wie möglich durchquere ich den Raum. Ich umarme James von hinten und schlinge die Arme um seinen Bauch. Er spannt sich kurz an, wahrscheinlich, weil er sich erschreckt, doch schon nach einem kurzen Moment entspannt er sich wieder.

»Guten Morgen«, flüstere ich.

James dreht sich zu mir um und lächelt schief. »Guten Morgen«, sagt er genauso leise. Dann beugt er sich zu mir und drückt sanft seine Lippen auf meine. Der Kuss schmeckt nach Orangen, und ich seufze, lehne mich gegen James, bis er mit dem Rücken gegen die Arbeitsfläche stößt. Er umfasst meine Hüfte und zieht mich noch näher zu sich.

Sein Bauch fühlt sich hart an meinem an, und ich will gerade die Hand unter sein Shirt gleiten lassen, als ich Dad in die Küche kommen höre.

James springt von mir weg, gleichzeitig greife ich Halt suchend nach vorn und stoße dabei gegen eine Karaffe, aus der augenblicklich Saft

überschwappt und in einer kleinen orangefarbenen Pfütze auf der Arbeitsfläche landet.

»Guten Morgen, ihr zwei«, sagt Dad hinter mir. Ich werfe James einen Seitenblick zu und muss die Lippen fest zusammenpressen, um nicht loszulachen. Er steht da wie ein Soldat, mit steifen Schultern und geröteten Wangen.

»Ich ... ich wollte Frühstück machen«, sagt er und deutet überflüssigerweise auf die Pfütze aus Orangensaft.

Dad nickt nur. Seine Augen funkeln amüsiert. Er weiß genau, dass James wahnsinnigen Respekt vor ihm hat – und er nutzt das schamlos aus, was gemein, aber gleichzeitig auch irgendwie lustig ist.

Der Moment dehnt sich noch mehrere Sekunden aus, bis Dad schließlich Mitleid mit James hat. »Möchtet ihr Rührei?«, fragt er.

»Gern«, sage ich, und auch James murmelt zustimmend. Danach wische ich die kleine Saftpfütze weg und fange an, den Tisch zu decken.

James macht sich währenddessen daran, die restlichen Orangenhälften auszupressen.

»Hast du gut geschlafen?«, fragt Dad ihn.

»Ja. Das Sofa ist sehr bequem. Vielen Dank noch mal.«

Dad winkt bloß ab.

Nachdem Mum nach Hause gekommen ist und wir ihr erzählt haben, was passiert ist, hat sie gar nicht nachgedacht, sondern James sofort angeboten, bei uns zu bleiben, bis sich die Sache mit seinem Vater geklärt hat. Ich habe sie dankbar angelächelt, allerdings nur bis zu dem Moment, als sie mich kurz beiseitegenommen und mir mit ernstem Ausdruck zu verstehen gegeben hat, dass sie uns vertraut und ich dieses Vertrauen besser nicht missbrauchen sollte. Danach konnte ich ihr ungefähr eine halbe Stunde lang nicht mehr in die Augen gucken.

»James und ich fahren heute nach dem Frühstück zu Lydia, Dad«, sage ich.

»Braucht ihr das Auto?«

Ich schüttele den Kopf. »Nein, wir nehmen das von James.«

»Sehr gut, deine Mum und ich wollten heute nämlich ein paar Besorgungen machen.« Dad öffnet die Schublade zu seiner Rechten und holt eine Pfanne heraus, die er vor sich auf den Herd stellt.

»Dein Vater freut sich schon die ganze Woche darauf, heute neue Messer kaufen zu gehen«, sagt Mum, die in diesem Moment die Küche

betritt. »Guten Morgen, ihr zwei.«

»Guten Morgen«, antworten James und ich gleichzeitig.

Mum zieht einen Stuhl unter dem Tisch hervor und setzt sich. Sie sieht sich in der Küche um. »Ist das etwa frischer Orangensaft?«

James nickt und hält ihr ein gefülltes Glas entgegen. »Hier.«

»Also«, sagt Mum und sieht mich mit hochgezogenen Augenbrauen an. »Daran könnte ich mich gewöhnen.«

Ohne den Blick von James zu nehmen, sage ich leise: »Ich mich auch.«

James

»Was ist deine Lieblingsfarbe?«

Ich kann nicht glauben, dass ausgerechnet das die Frage ist, die Ruby sich für mich ausgesucht hat. Im selben Atemzug wundere ich mich allerdings darüber, dass sie sie nicht viel früher schon gestellt hat – sie ist so typisch Ruby, dass ich lächeln muss.

»Wenn du so lang nachdenken musst, ist es nicht deine Lieblingsfarbe«, merkt sie an, als ich nicht sofort antworte.

Ich blicke durch die Windschutzscheibe auf die Straße vor uns. Ungefähr eineinhalb Stunden Fahrt haben wir schon hinter uns gebracht, knapp die Hälfte steht uns noch bevor. Es ist seltsam, eine so lange Strecke selbst mit dem Auto zu fahren, gleichzeitig habe ich mich selten so wohlgeföhlt wie in diesem Moment, mit Ruby neben mir.

Schon gestern Abend haben wir angefangen, uns gegenseitig Fragen zu stellen, und ich liebe es, wie unbefangen wir uns trotz allem miteinander unterhalten können.

»Grün«, sage ich schließlich.

Ich werfe einen kurzen Blick zur Seite und sehe, wie sich ihre Nase leicht kräuselt. Anscheinend ist sie nicht zufrieden mit meiner Antwort. »Es gibt Hunderttausende verschiedener Grüntöne. Du musst schon ein bisschen spezifischer werden.«

Ich zucke mit den Schultern, weil ich unmöglich »Das Grün deiner Augen« antworten kann, ohne mich direkt danach auf die Armatur des Wagens zu übergeben. Aber es ist die Wahrheit. Bevor ich Ruby kannte, hatte ich keine Lieblingsfarbe.

Jetzt schon.

»Dieses schöne Kotzgrün«, antworte ich stattdessen und nicke auf ihren Schoß, auf dem ihr Rucksack liegt. Obwohl Ruby unmöglich mehr

eingepackt haben kann als ich, der noch alle möglichen Dinge aus Lydias Zimmer geholt hat, scheint das Teil aus allen Nähten zu platzen.

»Hey! Mein Rucksack leistet mir seit Jahren gute Dienste, lass ihn in Ruhe.«

»Ember hat heute Morgen gesagt, dass du ihn schon seit dem Kindergarten benutzt.«

»Das stimmt überhaupt nicht«, sagt sie erbost. »Er ist erst sechs.«

»Vielleicht habe ich mich verhört, und sie sagte, dass der Rucksack so alt ist, dass er in den Kindergarten gehen könnte.«

Daraufhin streckt sie mir die Zunge raus. In dem Moment ist der Wunsch, sie zu küssen, so verdammt groß, dass ich das Lenkrad fester umfassen muss, um nicht nach ihr zu greifen.

Obwohl ich meine Gedanken zügeln will, gelingt es mir nicht. Auch wenn Ruby direkt neben mir sitzt – ich sehne mich nach ihr. Die letzte Nacht hat mich beinahe verrückt werden lassen. Ich habe sie damit verbracht, wach zu liegen und krampfhaft zu versuchen, *nicht* darüber nachzudenken, dass meine Freundin nur ein paar Treppenstufen von mir entfernt liegt und nichts anderes trägt als einen kurzen, gepunkteten Schlafanzug.

Für die Gedanken, die darauf gefolgt sind, werde ich in die Hölle kommen.

»Wenn du magst, kannst du die James wiederhaben«, schlage ich heiser vor, ohne den Blick von der Landstraße zu nehmen. Ich konzentriere mich auf das Röhren des Motors und die vorbeisausenden grünen Felder und Hügel.

Alles, um mich von der Tatsache abzulenken, dass meine Hose im Schritt enger geworden ist, weil sich meine Fantasie schon wieder in eine unanständige Richtung bewegt hat.

»Das wäre toll«, sagt sie, klingt dabei aber plötzlich so niedergeschlagen, dass meine schmutzigen Gedanken augenblicklich verpuffen. »Allerdings brauche ich jetzt erst mal keine Schultasche mehr.«

»Die James ist ein Allrounder. Du kannst sie für alles nehmen. Außerdem bist du spätestens übernächste Woche wieder in Maxton Hall«, sage ich bestimmt.

Das entlockt ihr immerhin ein Lächeln, und ich sehe aus dem Augenwinkel, wie sich ihre Schultern etwas entspannen.

»Du hast recht. Vielleicht ist das mit der Tasche wirklich keine schlechte Idee.«

»Meine Ideen sind nie schlecht, Ruby Bell.«

Sie schnaubt leise, und es klingt verdächtig wie ein Lachen. Triumph flutet meinen Bauchraum.

Ich bin so froh, dass wir das hier endlich haben können – einen Samstag miteinander verbringen und uns nah sein zu können, ohne dass uns jemand auseinanderreißt, sei es Cyril, mein Dad, Rubys Eltern oder sonst irgendetwas auf der Welt. Es fühlt sich an wie ein Traum, dass Ruby mich trotz allem, was geschehen ist, wieder in ihr Leben gelassen hat.

»Weißt du, was ich eben gedacht habe?«, fragt sie unvermittelt.

»Hm?«

»Es ist so merkwürdig, dich selbst fahren zu sehen«, sagt sie amüsiert. »Ich kenne dich nur essend oder trinkend auf der Rückbank eurer Limousine.«

Jetzt bin ich derjenige, der schnaubt.

»Ich wusste nicht mal, dass du ein Auto hast.«

»Ich habe es als Geschenk für meinen Führerschein bekommen«, sage ich. »Aber ehrlich gesagt stand es die meiste Zeit nur in der Garage.«

»Magst du es nicht?«, fragt Ruby und sieht sich im Inneren des schwarzen Coupés um.

»Das ist es nicht«, antworte ich etwas verspätet. »Percy hat Lydia und mich gefahren, seit wir Kinder waren. Ich kann mich kaum an Tage erinnern, an denen ich ihn nicht gesehen habe. Und jetzt ...«

»Und jetzt?«

Ich zucke mit den Schultern. »Jetzt fährt er mich nicht mehr.«

»Hast du Kontakt zu ihm?«, fragt Ruby vorsichtig, und ich schüttele den Kopf.

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Mich zu fahren war sein Job. Ich kann mir vorstellen, dass er nichts mehr von mir hören möchte.«

»Glaubst du das wirklich?«, fragt Ruby skeptisch. Als ich nur mit den Schultern zucke, sagt sie: »Er kennt dich und Lydia seit eurer Geburt. Bestimmt geht ihm das nahe, besonders nach allem, was passiert ist.«

»Meinst du?«

Sie braucht einen kurzen Moment, um nach den richtigen Worten zu suchen. »Als er mich vor ein paar Wochen nach Pemwick gefahren hat, haben wir uns kurz über deine Mum unterhalten. Es kam mir so vor, als hätte ihn ihr Tod sehr mitgenommen.«

Darüber will ich mir keine Gedanken machen. Nein – ich *kann* mir darüber keine Gedanken machen. Es kann keine weitere Person geben, um die ich mir Sorgen machen muss.

Ruby betrachtet mich eine Weile von der Seite. Ich rechne schon damit, dass sie das Thema nicht so einfach fallen lässt, aber dann legt sie nur ihre Hand über meine auf dem Schaltknüppel.

»Du siehst müde aus«, stellt sie fest. »Ist das mit dem Sofa wirklich okay für dich?«

»Es ist mehr als bloß okay«, sage ich ehrlich. Dass ich kaum ein Auge zugetan habe, war nicht die Schuld des Sofas.

»Wenn du Rückenschmerzen bekommst, kann ich auch bei Ember schlafen und dir mein Bett überlassen.«

Ich schlucke trocken. Eine Nacht in Rubys Bett, umgeben von ihrem Geruch und den Dingen, die ihr am Herzen liegen, mit dem Wissen, dass wir nur durch eine Wand voneinander getrennt sind? Ich denke nicht.

»Ich mag euer Sofa«, sage ich ein bisschen energischer, als es notwendig gewesen wäre. »Mach dir keine Gedanken. Bin nicht außerdem ich dran mit Fragen?«

»Oh. Stimmt.«

Aus dem Augenwinkel kann ich sehen, wie Ruby sich ein Stück aufrichtet. Ich muss mir ein Lächeln verkneifen.

»Okay ... Was ist dein Lieblingstier?«

»Pinguine«, sagt Ruby, ohne nachzudenken.

»Pinguine?«

Sie nickt. »Eindeutig, ja. Sie sehen aus, als würden sie kleine Fracks tragen. Außerdem sind sie total romantisch und leben für immer mit ihrem Partner zusammen, wenn sie ihn einmal gefunden haben.«

»Wirklich?«

»Ja, ist das nicht interessant? Wobei – ehrlicherweise muss man dazu sagen, dass sie sich einen neuen Partner suchen, wenn sie ihren alten nach der Winterzeit nicht wiederfinden. Aber sonst leben sie monogam. Und sie machen sich gegenseitig Geschenke. Das ist echt niedlich.«

»Geschenke? Was denn zum Beispiel?«

»Kleine Kieselsteine. Die sind eigentlich unter dem Eis begraben. Und es ist total anstrengend, einen freizuschaukeln. Von daher ist das ein großer Liebesbeweis, wenn du als Pinguin einen gebracht bekommst.«

Ich werfe Ruby einen Seitenblick zu. »Ich glaube, ich verstehe, was du an ihnen toll findest.«

»Ember und ich haben mal eine Dokumentation über ein Pinguinpärchen angeguckt. Wir mussten beide heulen.«

Ich schüttele lachend den Kopf.

»Ich bin wieder dran«, sagt Ruby. »Nenn mir einen Ort, an dem du gern geküsst werden möchtest.«

Mein Lachen ist einem sanften Lächeln gewichen. »Das ist keine Frage.«

Sie seufzt. »Wo möchtest du gern geküsst werden?«

»Von dir? Überall.«

»James«, ermahnt sie mich, aber als ich einen Blick in ihre Richtung werfe, kann ich sehen, dass sie lächelt.

»Lass mich kurz nachdenken.«

Es gibt so viele Orte, an die ich noch mit Ruby gehen möchte, so vieles, was wir noch nicht miteinander geteilt haben und was ich noch in Zukunft mit ihr erleben möchte.

Die Vorstellung unserer gemeinsamen Zukunft lässt mein Herz schneller schlagen. Ich sehe es ganz deutlich vor mir: Ruby und ich in einer Wohnung, in der wir zusammenleben, ein Kuss, der alltäglich ist und trotzdem romantisch. Er steckt voll tiefer Gefühle und einer Vertrautheit, die über Jahre hinweg gewachsen ist. Das Bild jagt einen angenehmen Schauer durch meinen Körper.

Einen solchen Kuss möchte ich.

Doch ich weiß, dass jetzt nicht der richtige Zeitpunkt ist, um ihr etwas so Bedeutendes mitzuteilen.

»Das mit überall war ernst gemeint«, sage ich nach einer Weile. »Aber ich hätte nichts gegen einen Kuss in einer Bibliothek einzuwenden. Umgeben von Büchern, heimlich, aber gleichzeitig in der Öffentlichkeit ... ich glaube, das hätte was.«

»Hm.«

»Du klingst nicht zufrieden mit meiner Antwort.«

»Ich habe nur irgendwie erwartet, dass du so etwas sagst wie ›Auf einer Jacht bei Sternenregen‹ oder so.«

»Auf einer Jacht bei Sternenregen? Ist das dein Ernst?«  
Sie boxt mir leicht gegen den Oberarm. »Was weiß ich, was in deinem Kopf vor sich geht.«

»Was würdest du denn antworten?«, frage ich.  
Sie denkt eine Zeit lang nach. Ich spüre den Moment, in dem sie sich für eine Antwort entscheidet. Die Atmosphäre im Auto ist von einer Sekunde auf die andere viel geladener.

»Ich möchte noch mal in Oxford geküsst werden«, sagt sie leise.  
Augenblicklich muss ich an unsere gemeinsame Nacht in Oxford denken. Wie Ruby mich angeschrien und anschließend gepackt hat. Wie wir durch die Tür getaumelt und aufs Bett gefallen sind. Die Art, wie sie ihre Hände in meinem Haar vergraben hat.

Ich muss mich räuspern. »Ein Kuss in Oxford«, sage ich rau. »Ist notiert.«

In diesem Moment nehme ich mir fest vor, ihr diesen Wunsch zu erfüllen.

Ruby

»Hier haben wir immer Fangen gespielt«, erzählt James, als wir aus dem Auto gestiegen sind und den breiten Kiesweg vom Parkplatz zur Eingangstür entlanglaufen.

»Hier kann man ja für einen Marathon trainieren«, sage ich und sehe mich staunend um.

Rechts und links von uns erstreckt sich eine breite Wiese, auf der mehrere Kirschbäume stehen, die zwar größtenteils noch kahl sind, hier und da aber schon grüne Blätter tragen. Das Grundstück von Ophelias Landsitz ist enorm, ganz zu schweigen von dem Herrenhaus, das vor uns aufragt. Es ist ein Bau aus dem achtzehnten Jahrhundert, das dem Zuhause der Beauforts nicht unähnlich ist, durch die vielen Beete und blühenden Sträucher, die um die Mauern herum gepflanzt wurden, aber viel freundlicher und einladender wirkt.

»Früher waren wir total oft hier, aber in den letzten Jahren ist das immer weniger geworden«, sagt James. »Mum hat mal erzählt, dass Ophelia überhaupt nicht glücklich war, als ihr dieses Grundstück überschrieben wurde, weil das auch bedeutete, dass sie sich von da an aus den Angelegenheiten von *Beaufort* raushalten musste. Ich erinnere mich noch an Familienessen, auf denen sie versucht hat, Mum und Dad zu überreden, sie wieder mit an Bord zu holen. Einmal ging es so weit, dass sie weinend den Raum verlassen hat, weil die Situation eskaliert ist. Danach sind wir kaum mehr hergekommen und haben sie nur noch bei uns zu Hause oder zu geschäftlichen Terminen in London gesehen.« Ich werfe James einen Seitenblick zu. »Das muss schrecklich sein, wenn man sich gern einbringen möchte, aber so kompromisslos ausgegrenzt wird.«

Einen Moment lang gehen wir schweigend nebeneinanderher, dann atmet James hörbar aus. »Einerseits habe ich richtig schöne Erinnerungen an diesen Ort, andererseits muss ich an die Momente denken, in denen Dad und Ophelia sich gegenseitig fertiggemacht haben. Ich weiß gerade nicht, wie ich mich fühlen soll.«

James starrt gedankenverloren geradeaus. Ich kann sehen, dass er versucht, sich nicht anmerken zu lassen, wie nahe ihm diese gesamte Situation geht. Aber er kann mir nichts vormachen, und das weiß er auch.

Als wir vor der beeindruckenden Tür zum Stehen kommen, greife ich nach seiner Hand und lächle ihn aufmunternd an.

Er erwidert mein Lächeln, atmet tief durch und betätigt die Türklingel.

In dem Moment, in dem ich den lauten Gong durch das Innere des Hauses schallen höre, merke ich plötzlich, wie aufgeregt ich bin. Ich habe die ganze Zeit über James und Lydia nachgedacht und dabei verdrängt, dass ich ihre Tante überhaupt nicht kenne.

*Hoffentlich ist sie nett, denke ich.*

Wenn James in den letzten Tagen über seine Tante gesprochen hat, war nicht zu überhören, dass sie ihm wichtig ist. Ich glaube, ich würde es nicht ertragen, wenn mich ein weiterer Teil der Beaufort-Familie nicht ausstehen könnte – noch dazu einer, auf dessen Meinung James große Stücke hält.

Die Tür öffnet sich mit einem lauten Knarren, und ich halte die Luft an.

»James, Ruby«, ruft eine Frau in einem dunkelgrünen Jumpsuit und strahlt uns an. Sie sieht Cordelia Beaufort zum Verwechseln ähnlich. Nur wenn man genauer hinsieht, erkennt man die Unterschiede zwischen ihr und James' Mutter. Ihr Gesicht wirkt weicher und jünger, was vor allem durch das breite Lächeln deutlich wird, mit dem sie uns begrüßt. »Wie schön, dass ihr es geschafft habt.«

James macht einen Schritt nach vorn und umarmt Ophelia kurz. »Das ist Ruby«, sagt er dann. Er legt eine Hand auf meinen unteren Rücken.

»Ruby, das ist meine Tante Ophelia.«

»Ich freue mich sehr, dich endlich kennenzulernen, Ruby«, sagt Ophelia und hält mir die Hand zum Schütteln hin.

Dankbar ergreife ich sie. »Geht mir genauso«, gebe ich zurück.

Ophelia winkt uns ins Haus. »Kommt rein, das Frühstück steht schon für euch bereit.«

Wir folgen ihr durch einen langen Flur, und ich sehe mich neugierig um. Auch innen wirkt das Haus einladend und fröhlich, mit abstrakten, modernen Bildern und bunten Tapeten. Ich fühle mich hier augenblicklich wohl.

»Ich habe gehört, dass du gern Mangas liest, Ruby«, sagt Ophelia plötzlich, und ich sehe sie überrascht an.

»Ja, das stimmt«, antworte ich.

»Schaust du auch Animes?«, fragt Ophelia.

Ich schließe zu ihr und James auf und nicke. »Ich liebe Animes.«

»Ich habe eine Schwäche für Animationsfilme und wollte mich bald mal an Animes probieren. Das ist leider etwas, was bisher total an mir vorbeigegangen ist. Vielleicht kannst du mir ja ein paar empfehlen.«

Ich strahle sie an. »Das würde ich liebend gern.«

»Du musst vorsichtig sein, wenn du Ruby um so etwas bittest, Ophelia. Sie wird dir eine Liste machen, die länger ist als eine Marathonstrecke.«

»Hey!«, sage ich empört.

James grinst bloß.

»Dann hätte ich ordentlich was zu tun. Tu dir also keinen Zwang an, Ruby«, sagt Ophelia und wirft mir ein Lächeln über die Schulter zu.

Wir gehen bis zum Ende des Flurs, dann öffnet Ophelia eine große dunkle Tür auf der linken Seite und deutet uns an, zuerst durchzugehen. Ich betrete das gemütliche Esszimmer – und komme zu einem abrupten Stopp, als ich sehe, wer an dem üppig gedeckten Tisch sitzt.

Ich bin darauf gefasst gewesen, den Tag damit zu verbringen, eine tieftraurige Lydia zu trösten. Als ich sie das letzte Mal gesehen habe, wirkte sie verzweifelt und hoffnungslos.

Worauf ich nicht gefasst gewesen bin, ist Lydia strahlend am Frühstückstisch sitzen zu sehen. Nicht nur strahlend – lachend. Und genauso wenig bin ich darauf gefasst gewesen, meinen Geschichtslehrer neben ihr zu sehen, der ihr mit der Hand sanft über den Rücken streicht.

»Hallo, ihr beiden«, sagt James, als wäre er, im Gegensatz zu mir, nicht überrascht über den Anblick.

Lydia und Mr Sutton fahren zu uns herum. Im nächsten Moment springt Lydia auf. Sie fällt James um den Hals und drückt ihn fest. Er schlingt beide Arme um sie und schließt die Augen.

»Danke, dass du ihm gesagt hast, wo ich bin«, wispert Lydia.

»Ich habe gehofft, dass er zu dir kommt«, flüstert James zurück, so leise, dass ich seine Worte kaum verstehe. Auf jeden Fall bringen sie Lydia zum Lächeln. Nach einem kurzen Moment löst sie sich von ihm und kommt zu mir, um auch mich zu umarmen.

»Es tut so gut, dich zu sehen«, sage ich.

»Gleichfalls«, gibt sie zurück und drückt mich ein bisschen fester.

»Setzt euch«, sagt Ophelia und deutet auf die beiden Gedecke, die noch unbenutzt aussehen. »Ich mache uns schnell noch eine neue Kanne Tee.«

Als ich mich nicht sofort in Bewegung setze, nimmt Lydia meine Hand und zieht mich mit sich zum Tisch. »Ihr kennt euch ja alle«, sagt sie und sieht zwischen James, Mr Sutton und mir hin und her.

»Äh, ja«, sage ich, während James nickt. Wir nehmen gegenüber von Lydia und Mr Sutton Platz, und dann wird es merkwürdig still zwischen uns. Ich kann gar nicht anders, als meinen ehemaligen Geschichtslehrer anzustarren. Ganz gleich, was ich über seine und Lydias Beziehung weiß – es ist absolut merkwürdig, ihn in Jeans und T-Shirt zu sehen.

»Guten Morgen, ihr zwei«, bricht Mr Sutton schließlich das Schweigen.

»Guten Morgen, Mr Sutton«, gebe ich automatisch zurück, versteife mich aber gleich darauf. Ich klinge, als wäre ich in der Schule. Oh Mann.

Mr Sutton verzieht leicht gequält das Gesicht. »Vielleicht nennst du mich ab jetzt am besten Graham, Ruby. Ich bin nicht mehr dein Lehrer.«

Ich denke kurz nach. »Vermutlich werde ich Sie nie anders nennen können. Oder vielleicht mehrere Jahre dafür brauchen«, sage ich schließlich.

Seine Mundwinkel zucken leicht. »In Ordnung.«

»Worauf wartet ihr?«, fragt Ophelia, als sie mit einer Kanne Tee in der Hand zurück in den Raum kommt. Sie schenkt unsere Tassen ein und setzt sich dann ans Kopfende des Tisches. »Bedient euch.«

Ich weiß nicht, womit ich gerechnet habe, aber nicht damit, dass die Stimmung beim Frühstück derart locker und entspannt sein würde. Ich beobachte, wie Mr Sutton – Graham – Lydia einen Korb mit Toast reicht und Ophelia James eine Ladung Rührei auf den Teller schaufelt, und muss dabei an das eine Abendessen denken, dass ich in Gegenwart von James' und Lydias Vater verbracht habe. Der Unterschied zu der Atmosphäre hier könnte nicht größer sein.

Ich glaube, James scheint ähnlich verwirrt zu sein wie ich, denn es dauert ein paar Minuten, bis ich merke, dass sich seine Schultern langsam entspannen.

»Ich muss dir etwas erzählen«, sagt er nach einer Weile an Lydia gewandt.

Diese hält mit dem Messer in der Butter inne. »Das klingt ernst.«

James zögert, dann nickt er. Schließlich erzählt er, was am Tag zuvor passiert ist.

Als er fertig ist, hat Lydia vor Wut rote Wangen bekommen, und Ophelia schüttelt fassungslos den Kopf.

»Dad hat wirklich den Verstand verloren«, sagt Lydia.

Ophelia wischt sich die Hände an einer Stoffserviette ab, die sie dann neben ihrem Teller ablegt. »Das ist typisch Mortimer. Wenn ihm was nicht ins Bild passt, wird er es los. Nur deshalb bin ich hier in Beckdale gelandet.«

Schweigen breitet sich zwischen uns aus. Keiner rührt sein Essen mehr an.

»Ruby«, sagt Lydia nach einem Moment. Sie sieht zu Graham und dann wieder zu mir. »Graham und ich haben uns gestern Abend unterhalten. Über Maxton Hall. Und wir sind zu dem Schluss gekommen, dass wir Rektor Lexington von unserer Beziehung erzählen werden. Morgen.«

Ich starre sie ungläubig an. »Was? Seid ihr verrückt? Ich ...«

»Es ist die einzige Möglichkeit«, unterbricht sie mich.

»Dein Vater hat dich hierhergeschickt, um deinen Zustand geheim zu halten. Du kannst doch jetzt nicht nach Maxton Hall laufen und es ausgerechnet dem Schulleiter erzählen!«

Lydia schüttelt den Kopf. »Es ist mir egal, was mein Dad will. Ich kann nicht von dir verlangen, für meinen – unseren – Fehler bestraft zu werden.«

Ich sehe ungläubig zwischen ihr und Graham hin und her. Dann drehe ich mich zu James.

»Was ist mit Cyril?«, frage ich ihn. »Du hast ihm bis Montag gegeben, Lexington die Wahrheit zu sagen.«

James nickt. »Warte noch, Lydia. Wenn Cyril die Originalbilder rausrückt, muss niemand bestraft werden.« Er wendet sich an Graham. »Und du wirst nicht suspendiert.«

Graham schüttelt den Kopf. »Ich werde ohnehin nicht an die Maxton Hall zurückgehen.« Sein Blick gleitet zu Lydia, und er lächelt leicht. »In nächster Zeit möchte ich erst mal nur für Lydia da sein. Und dann sehen wir weiter«, fügt er hinzu.

»Was Cyril getan hat ...« Lydia schluckt. »Ich hätte nie gedacht, dass er zu so was in der Lage ist. Und ich weigere mich, Rubys Schicksal in seine Hände zu legen.«

Bei ihren Worten breitet sich eine Gänsehaut auf meinen Armen aus.

»Lydia ...«, fängt James an, doch sie schüttelt den Kopf.

»Mein Entschluss steht fest.«

James presst die Lippen aufeinander und erwidert ihren Blick. Nach ein paar Sekunden atmet er hörbar aus. »Es ist deine Entscheidung.«

»So habe ich mir das alles nicht vorgestellt«, sage ich leise.

»Ich weiß zu schätzen, was du für mich getan hast, Ruby«, sagt Lydia und greift über den Tisch hinweg nach meiner Hand. Aber damit muss jetzt Schluss sein. Gleich morgen werde ich Rektor Lexington einen Besuch abstatten.«

»Woher um Himmels willen weißt du, wo er wohnt?«, frage ich, mein Herz klopft rasend schnell. Es fühlt sich an, als würde sich tatsächlich bald etwas ändern. Als würde ich bald nicht mehr in der Schwebe stehen und meine Zukunft weiter zerbröseln sehen.

»Das weiß ich nicht.« Lydia sieht zwischen James und mir hin und her, und ein beinahe hinterlistiges Lächeln macht sich auf ihren Lippen breit. »Aber zum Glück weiß ich, wo und mit wem Lexington seine Freizeit verbringt.«

James

Vorschnelle Handlungen sind Teil des Erwachsenwerdens. Ich bin bereit, das Ganze zu vergessen, wenn du am Montag um fünfzehn Uhr zu unserem Vorstandsmeeting erscheinst. Der Termin ist in deinem Kalender eingetragen. Enttäusche mich nicht.

Herzliche Grüße  
Mortimer Beaufort

Ich lösche die Mail meines Vaters, ohne zu antworten. Mein Puls ist in die Höhe geschossen, als ich sie in meinem Posteingang gesehen habe, doch jetzt kann ich darüber nur den Kopf schütteln. Er hat nicht mal Zeit für eine Begrüßung und benutzt seine offizielle Signatur – selbst in E-Mails an seine Kinder. Um ehrlich zu sein, wundert es mich nicht, dass er denkt, meine Entscheidung wäre aus dem Moment heraus entstanden. Er hat schließlich alle Anzeichen jahrelang ignoriert, die darauf hingedeutet haben, dass ich mit *Beaufort* nichts zu tun haben möchte.

Dass er mir jetzt schreibt, nicht um mich zurück nach Hause zu holen, sondern um sein Gesicht vor dem restlichen Vorstand zu wahren, bestätigt mich nur weiter darin, richtig gehandelt zu haben.

Und irgendwann wird es auch nicht mehr wehtun. Da bin ich mir ganz sicher.

Ich lege das Handy neben mir aufs Bett und sehe mich in dem Raum um, in dem Ophelia Ruby und mich untergebracht hat. Es ist das Gästezimmer, in dem Lydia und ich früher immer geschlafen haben, wenn wir zu Besuch waren. Schon damals haben wir die zusammengewürfelte Einrichtung bewundert, die zu unserer in Pemwick nicht unterschiedlicher hätte sein können: von der Blumentapete über das Boxspringbett bis hin zu den schweren, viel zu langen Samtvorhängen. Es macht teilweise den Eindruck, als hätte Ophelia Dinge von der Straße mitgenommen und

anschließend bei sich im Haus untergebracht. Nichtsdestotrotz habe ich mich immer wohlgefühlt.

Das Vibrieren meines Handys reißt mich aus den Gedanken. Der Eingang einer neuen E-Mail wird mir angezeigt, und als ich den Namen des Absenders sehe, spannt sich zum zweiten Mal an diesem Abend jeder Muskel in meinem Körper an.

Sie ist von Cyril.

Zögerlich entsperre ich das Display.

Es tut mir leid.

Mehr nicht. Ich schlucke hart und öffne den Anhang. Nach und nach werden die Fotos geladen, die ich damals von Ruby und Mr Sutton gemacht habe. Es sind die Originale, das erkenne ich sofort. Ruckartig atme ich aus, auch wenn sich mein Magen beim Anblick der Bilder plötzlich flau anfühlt.

Ich erinnere mich noch genau, was ich gedacht und empfunden habe, als ich sie gemacht habe. Ich wusste nicht, was für ein Mensch Ruby ist, und wollte Lydia beschützen und dafür sorgen, dass ihr nie wieder so wehgetan wird wie damals. Es war mir egal, welche Konsequenzen es nach sich ziehen würde, wenn die Bilder an die Öffentlichkeit gerieten.

Mit dem Handy in der Hand gehe ich zu der schmalen Tür, die ins angrenzende Badezimmer führt. Ich klopfe.

»Kannst reinkommen«, sagt Ruby.

Ich öffne die Tür. »Du wirst nicht glauben, was –«, fange ich an, doch die Worte bleiben mir im Hals stecken.

Ich dachte, Ruby hätte geduscht und wäre schon fertig. Doch stattdessen sitzt sie in der großen Eckbadewanne. Ihre Haare hat sie zu einem Knoten hochgebunden, aus dem einzelne Strähnen herausgefallen und nass geworden sind und sich jetzt in ihrem Nacken wellen. Ich schlucke schwer, als mein Blick sich selbstständig macht und weiter nach unten wandert. Auf ihren nackten Schultern glitzern Wassertropfen, und obwohl die Badewanne mit Schaum geradezu überläuft, kann ich ihre Haut an manchen Stellen hindurchscheinen sehen.

»Ist alles in Ordnung?«, fragt Ruby stirnrunzelnd und richtet sich ein Stück auf.

Ich muss mich räuspern. »Cyril hat mir die Originale der Bilder geschickt«, krächze ich schließlich und hebe das Handy hoch.

»Wirklich?«, bringt Ruby ungläubig hervor und beugt sich ein Stück vor, um das Display besser sehen zu können. »Ich hatte die Hoffnung schon fast aufgegeben.«

»Ich sagte doch, dass wir das wieder hinbekommen«, sage ich rau. Ich bin viel zu abgelenkt vom Anblick ihres nassen Körpers, um auch nur einen einzigen klaren Gedanken fassen zu können. Ich räuspere mich erneut.

»Was machen wir jetzt?«, fragt sie nach einer Weile. Ich realisiere, dass ihre Stimme genauso heiser klingt wie meine eigene.

Wahrscheinlich sollte ich jetzt besser gehen.

»Ich gebe sie Lydia. Am besten mache ich das gleich. Wir können nachher darüber sprechen. Ich wollte dich nicht stören. Entspann dich noch.« Ich drehe mich um und will gerade wieder durch die Tür gehen, als Rubys Stimme mich innehalten lässt.

»James?«, fragt sie kaum hörbar. Dennoch durchfährt es mich wie ein Blitz.

Mit einem fragenden Laut drehe ich mich wieder zu ihr. Ihre Wangen sind gerötet, und sie räuspert sich.

»Möchtest du ... möchtest du nicht hierbleiben?«

Ich schlucke trocken und öffne den Mund, aber mir hat es die Sprache verschlagen.

Rubys Gesicht wird noch röter. »Du musst auch nicht. Ich –«

Das befreit mich aus meiner Starre. »Natürlich möchte ich bei dir bleiben«, sage ich und lasse langsam die Hand vom Knauf sinken. »Wenn ich darf?«

Sie nickt. Nur einmal, ein entschlossener Blick in den Augen.

Noch mal braucht sie mich nicht zu fragen.

Ich ziehe die Tür ins Schloss und drehe den Schlüssel um. In dem Moment, in dem das Klicken ertönt, rückt alles in den Hintergrund: mein Vater, Cyril, die Maxton Hall. Alles außer Ruby, die keine zwei Meter von mir entfernt nackt in der Badewanne sitzt und mich abwartend ansieht.

Es ist das erste Mal seit einer halben Ewigkeit, dass wir allein sind. Im Gegensatz zu heute Morgen kann jetzt niemand in den Raum kommen und dafür sorgen, dass wir gehetzt auseinanderspringen. Hier gibt es nur noch sie und mich.

Ohne den Blick von Ruby zu nehmen, lege ich das Handy auf dem Waschtisch ab. Dann senke ich die Hände zum Saum meines Shirts und

ziehe es langsam über den Kopf. Ich lasse es auf den Boden fallen und streife anschließend meine Socken ab. Als ich meinen Gürtel öffne, verdunkelt sich Rubys Blick. Sie lässt ihn an meinem Körper hinabwandern und folgt meinen Bewegungen, während ich mich erst aus der Hose und dann aus den Boxershorts schäle.

Jetzt kann ich mich nicht mehr vor ihr verstecken. Und in dieser Sekunde will ich das auch überhaupt nicht – auch wenn die Art, wie sie ihre Unterlippe zwischen die Zähne zieht, dafür sorgt, dass noch mehr Blut in Richtung meiner Leistengegend schießt.

Ohne länger zu zögern, steige ich zu Ruby in die Badewanne. Das Wasser ist noch warm, so warm sogar, dass leichter Dampf an den Stellen aufsteigt, wo ich den Schaum mit meinem Körper verdränge. Ruby sieht mir unablässig dabei zu, wie ich einmal ganz eintauche und dann langsam zu ihr komme, bis ich beide Arme zu ihren Seiten auf dem Wannenrand abstützen kann. Ein leichtes Lächeln umspielt ihre Mundwinkel.

»Hey«, raune ich.

»Hi«, gibt sie genauso leise zurück. Sie hebt die nassen Hände und umschließt damit mein Gesicht. Mit den Daumen streicht sie über meine Wangen. Ich schließe die Augen und beuge mich vor, um sie zu küssen. Ruby seufzt leise, als unsere Lippen aufeinandertreffen. Ihr Griff verfestigt sich, und sie zieht mich noch näher zu sich. Ihre Brüste streifen meine Haut, und ein Kribbeln jagt meine Wirbelsäule hinauf.

»Danke, dass du heute mitgekommen bist«, sage ich zwischen zwei Küssen.

Ruby lässt die Hände an meinem Gesicht hinabgleiten und legt sie auf meiner Brust ab. »Ich gehe überall mit dir hin, James.«

Mein Herz klopft rasend schnell, und als ich die Augen wieder öffne, liegt Wärme und Zuversicht in Rubys Blick.

Jedes Mal, wenn sie mich so ansieht, wünsche ich mir nichts mehr, als der Mensch zu werden, den sie verdient hat.

»Und ich gehe überall mit dir hin.«

Ruby schlingt die Arme um meinen Hals. Ich umschließe ihren nackten Rücken und ziehe sie fest an mich. Wasser schwappt aus der Badewanne auf den Boden, aber das ist uns egal.

Als wir uns diesmal küssen, hören wir eine ganze Weile nicht damit auf.  
Lydia

»Sollen wir wirklich nicht mit reinkommen?«, fragt Graham zum dritten Mal an diesem Vormittag.

Ich drehe mich zu ihm und greife über die Mittelkonsole des Wagens nach seiner Hand. Dann schüttele ich langsam den Kopf.

»Nein. Das hier ist etwas, was ich allein machen muss.«

Er runzelt die Stirn, offensichtlich unglücklich mit meiner Entscheidung.

»Es fühlt sich an, als würden wir dich in die Höhle des Löwen schicken«, sagt Ruby von der Rückbank. Im Spiegel kann ich sehen, dass sie vor Aufregung ganz blass ist.

»Was soll denn noch passieren?«, frage ich, während ich mich abschnalle. »Ich wurde bereits zu Hause rausgeschmissen. Auf die Maxton Hall gehe ich nicht mehr zurück. Es wird schon schiefgehen, Ruby. Vertrau mir.«

James öffnet den Mund, und auch Graham sieht so aus, als würde er etwas sagen wollen, aber ich gebe ihnen keine Gelegenheit dazu. Entschlossen öffne ich die Tür des Wagens und steige aus. Ohne zurückzublicken, überquere ich den Parkplatz des Golfresorts und gehe zum Eingang. Ich lasse die Sonnenbrille auf der Nase, als die Schiebetüren auseinandergehen und ich das Foyer betrete. An der Rezeption wird mir freundlich zugewinkt. Keine Ahnung, ob der junge Mann mich erkennt, aber sein Blick wandert zu meinem Bauch und verweilt dort eine Sekunde lang. Sein Lächeln verrutscht nicht – dafür ist er zu geübt darin –, aber trotzdem erkenne ich den Moment, in dem er realisiert, was die Wölbung zu bedeuten hat.

Das dunkelblaue Kleid mit breitem Schulterausschnitt, für das ich mich heute Morgen entschieden habe, schmiegt sich wie eine zweite Haut an meinen Körper und lässt keine Fragen offen, was meinen Bauch betrifft. Es ist das erste Mal seit Monaten, dass ich etwas Figurbetontes trage, und ich muss mich erst noch an das Gefühl gewöhnen, mich nicht mehr vor der Außenwelt zu verstecken.

Ich lächle dem Rezeptionisten zu, bevor ich die Halle in langen Schritten durchquere und nach hinten in den Restaurantbereich gehe, in dem sich Dad und seine Freunde normalerweise nach ein paar Runden Golf aufhalten. Als Kind hat er mich und James oft mit hierher genommen. Nicht, weil er uns das Golfen beibringen wollte, sondern um vor seinen Freunden mit uns anzugeben, wenn diese ihrerseits ihre Kinder mitgebracht

hatten. Ich erinnere mich an die Gespräche, die sie über unsere Köpfe hinweg geführt haben, und daran, wie Alistair, James und ich Verstecken auf dem riesigen Gelände gespielt haben, damit uns nicht ganz so langweilig war.

Die Absätze meiner Schuhe lassen ein Klacken auf dem glänzenden Marmorboden ertönen, als ich das Restaurant betrete. Ich erkenne meinen Vater bereits von Weitem. Er und einige andere Männer sitzen an einem runden Tisch bei den großen Fenstern, durch die man Aussicht auf die sattgrünen Hügel und den kleinen See des Golfplatzes hat. Je näher ich komme, desto deutlicher kann ich ihre Stimmen hören. Jemand macht einen Witz, der meinen Dad den Kopf in den Nacken legen und laut lachen lässt. Ein Geräusch, das mir fremd vorkommt, weil ich es schon seit einer Ewigkeit nicht mehr von ihm gehört habe.

Ich atme ein letztes Mal tief durch, dann trete ich an den Tisch. Sofort liegen fünf Augenpaare auf mir, und das Lachen meines Vaters erstirbt jäh.

»Was machst du denn hier?«, fragt er. Sein Blick bleibt an meinem Bauch hängen, und jegliche Farbe weicht ihm aus dem Gesicht. Hektisch sieht er zu seinen Freunden, und ich rechne beinahe damit, dass er jeden Moment aufsteht, um meinen Körper mit seinem zu verdecken.

»Ich bin nicht deinetwegen hier«, antworte ich mit fester Stimme.

Ich bin stolz darauf, wie kühl ich klinge, obwohl sich meine Brust beim Anblick meines Dads heftig zusammenzieht. Das Bild von ihm, wie er mein Handy gegen die Wand schmeißt und anschließend wie ein Besessener anfängt, meinen Kleiderschrank auseinanderzureißen, tritt mir vor Augen. Flüchtig berühre ich die Wange, an der mich seine Hand getroffen hat.

Dad muss auch daran denken. Ich sehe es in seinen Augen, in die ein kurzes schmerzhaftes Flackern tritt. Doch es verschwindet genauso schnell, wie es gekommen ist.

Ich reiße meinen Blick von ihm los und wende mich stattdessen an den Mann, der ihm gegenüber sitzt.

»Mr Lexington, hätten Sie vielleicht eine Sekunde Zeit?«, frage ich.

Der stahlharte Blick des Rektors geht von mir zu meinem Dad und zurück. Ohne die randlose Brille und den Anzug, den er in der Schule trägt, sieht er aus wie ein anderer Mensch.

»Wenn Sie einen Termin möchten, Ms Beaufort, melden Sie sich bitte morgen früh im Büro«, sagt er schließlich.

Ich schüttele den Kopf. »Die Angelegenheit ist dringend.«

Anscheinend hört er, wie ernst es mir ist, denn er sieht mich abwägend an. Dann landet sein Blick auf meinem Bauch. Eine lange Pause entsteht, in der ich den Atem anhalte.

Schließlich nickt er. »In Ordnung.«

Er schiebt den Stuhl zurück und steht auf.

Ich sehe zu Dad. Er sitzt stocksteif auf seinem Platz, sein Wasserglas fest umklammert, und zeigt keinerlei Regung, als Lexington die Initiative ergreift und mich in Richtung des Foyers führt.

Dort angekommen deutet er auf die Sitzgelegenheiten, die in der Mitte des Foyers aufgestellt sind. Ich schüttele den Kopf. Für das, was ich ihm zu sagen habe, muss ich stehen bleiben. Das hier wird kein gemütliches Gespräch.

»Mr Lexington, ich muss mit Ihnen über die Suspendierung von Ruby Bell sprechen«, fange ich an und sehe ihm dabei fest in die grauen Augen.

Er blinzelt perplex. »Ms Beaufort«, sagt er. »Ich kann wirklich nicht über die Angelegenheiten anderer Schülerinnen mit Ihnen sprechen. Das verstehen Sie sicher.«

»Sie haben am Montag einen großen Fehler begangen. Und ich möchte das wieder in Ordnung bringen.«

»Ich weiß nicht, wovon Sie sprechen.« Er redet nach wie vor in einem ruhigen Tonfall, aber ich habe die pochende Vene an seiner Schläfe längst bemerkt.

»Nicht Ruby ist diejenige, die eine Affäre mit Graham Sutton hatte – das war ich.«

Lexingtons Augen weiten sich. »Ms Beaufort –«, fängt er an, doch ich unterbreche ihn.

»Falls Sie mir nicht glauben ...« Ich stemme die Hände in die Hüften. »Den Beweis dafür können Sie hier sehen«, sage ich mit einem Nicken auf meinen Bauch.

Lexington sieht nach unten, dann wieder in mein Gesicht. Er räuspert sich energisch, holt tief Luft und wiederholt das Ganze noch einmal.

»Auf den Bildern war eindeutig Ms Bell zu erkennen.«

»Die Bilder wurden bearbeitet. In Wirklichkeit haben Ruby und Graham sich nur über die Veranstaltung unterhalten.«

Ich greife in meine Handtasche, hole mein Handy heraus und rufe die Bilder auf, die James mir gestern Abend noch geschickt hat. Dann halte ich Lexington das Display entgegen.

Er kneift die Augen zusammen und lehnt sich nach vorn. Ich kann dabei zusehen, wie sich sein Gesichtsausdruck von skeptisch über ungläubig in zutiefst betroffen verwandelt. Kopfschüttelnd reibt er sich mit dem Finger über die Nasenwurzel. »Himmelherrgott, Mortimer, was hast du getan?«, murmelt er so leise, dass ich es kaum verstehen kann.

»Mein Vater wollte mich schützen. Auf seine eigene verschrobene Weise«, sage ich automatisch. Keine Ahnung, wieso ich das Gefühl habe, mich für meinen Dad rechtfertigen zu müssen.

Lexington sieht mich nachdenklich an. Eine steile Falte hat sich zwischen seinen Brauen gebildet. »Ich bin seit über zwanzig Jahren Rektor dieser Schule, aber so etwas ... so etwas habe ich noch nie erlebt.«

»Ich bin bereit dazu, eine schriftliche Aussage zu machen. Graham ebenfalls. Wir werden alles dafür tun, damit Ruby ihren Abschluss machen kann. Sie soll nicht für unseren Fehler bestraft werden, Sir«, sage ich energisch.

Lexington nickt. »Ms Bell kann am Montag wieder in die Schule kommen. Ich werde unverzüglich ihre Mutter kontaktieren.«

»Es tut mir leid, dass ich Sie am Wochenende damit überfallen habe«, sage ich. »Aber ich konnte das keine Sekunde länger für mich behalten.«

»Danke für Ihre Ehrlichkeit. Das kann nicht leicht für Sie gewesen sein.«

Ich nicke nur und halte ihm meine Hand hin.

»Ich wünsche Ihnen alles Gute, Ms Beaufort«, sagt Lexington und schüttelt sie einmal kurz.

Dann mache ich auf dem Absatz kehrt und durchquere das Foyer. Draußen angekommen, atme ich tief durch und schließe kurz die Augen. Die Sonne kitzelt mich an der Nase, und ein Gefühl von unermesslicher Euphorie ergreift mich.

Ich gehe über den Parkplatz zurück zu den anderen. Inzwischen sind Ruby, James und Graham ausgestiegen. Graham lehnt mit in den Taschen vergrabenen Händen am Wagen, Ruby steht dicht an James gelehnt, der ihr gerade etwas ins Ohr wispert. Als sie mich entdeckt, hält sie inne, ihr Blick fragend.

Ich lächle ihr siegessicher zu.

Im nächsten Moment löst Ruby sich von meinem Bruder und kommt mit schnellen Schritten auf mich zu.

»Ich bin die Beste!«, rufe ich ihr entgegen und reiße die Arme in die Höhe.

Ungläubig sieht sie mich an. Den letzten Abstand zu ihr überbrücke ich im Laufschrift. Ich fasse Ruby bei den Schultern und strahle sie an.

»Deine Suspendierung ist mit sofortiger Wirkung aufgehoben«, sage ich.

Ruby japst. »Nein.«

Ich nicke. »Doch.«

»Nein!« Im nächsten Moment fällt sie mir um den Hals. Sie drückt mich so fest, dass ich kaum Luft bekomme.

»Danke«, schluchzt sie. »Danke, danke, danke.«

Ich erwidere ihre Umarmung fest. Für einen kurzen Moment schließe ich die Augen und genieße dieses Gefühl. Ich habe endlich ausgesprochen, was ich so lange geheim gehalten habe. Zum ersten Mal bin ich offen mit meiner Schwangerschaft umgegangen – und zwar ohne mich zu schämen. Und ich habe meiner Freundin geholfen. Ich kann mir nicht vorstellen, mich jemals in meinem Leben besser zu fühlen als in diesem Moment.

»Ich habe dich lieb, Ruby«, sage ich leise.

»Ich dich auch. Und wie«, gibt sie zurück.

Ich öffne die Augen, ohne mich von Ruby zu lösen, und blicke James an. An seinem schiefen Lächeln erkenne ich, dass er mindestens genauso berührt ist wie Ruby und ich in dieser Sekunde.

Dann lasse ich meinen Blick zu Graham schweifen. In seinen Augen liegen die Versprechen der vergangenen Nächte. Zum ersten Mal habe ich das Gefühl, dass wirklich alles gut werden wird. Ganz gleich, wie lang es dauert.

Ruby

Als ich am Montagmorgen in die Schule fahre, fühlt es sich an, als hätte ich mir das Chaos der vergangenen Woche nur eingebildet. Auf meinem Schoß liegt mein Bullet Journal, in dem ich mit einem schwarzen Stift die Linie einer neuen Überschrift nachzeichne: Montag. Ich achte akribisch genau darauf, die Bleistiftlinie nicht zu übermalen, die ich zu Hause bereits vorgezeichnet habe. Als ich fertig bin, betrachte ich die Seite, und ein Lächeln breitet sich auf meinem Gesicht aus. Die Farben sind zurück in meinem Leben.

Für diesen Tag sind in Türkis, Pink, Lila und einem Mintgrün, das ich noch nie zuvor benutzt habe, folgende Punkte eingetragen:

Erster Schultag nach der Suspendierung!

Mich von Lin auf den neuesten Stand bringen lassen, was die Planung für das Bonfire angeht (+ ihr dabei mehrmals sagen, wie sehr ich sie vermisst habe)

Über Embers Blogpost lesen und die Anfragen vom Wochenende bearbeiten (+ ihr schwesterliche Liebe schenken und so vielleicht rausbekommen, mit wem sie heimlich so viel Zeit verbringt)

Kochen mit James (<3)

Seit gestern Abend hat James eine eigene Farbe in meinem Bullet Journal. Der Blick, mit dem er mich angesehen hat, als ich ihm das verkündet habe, jagt mir auch jetzt, Stunden später, noch eine Gänsehaut über den Körper. Ebenso wie die Erinnerung an seine Lippen, die auf meinem Hals hoch- und runtergewandert sind, oder an seine Hände, die sich behutsam unter meinen Pullover geschoben haben und mir Laute entlockt haben, die ich versucht habe, in meinem Kissen zu ersticken.

»Bist du dir sicher, dass es eine gute Idee ist, das im Bus zu machen?«, fragt James und reißt mich aus meinen Gedanken.

Ich spüre, wie mein Gesicht warm wird, und räuspere mich. »Du unterschätzt meine Fähigkeiten.«

Er beäugt das schwarze Buch auf meinem Schoß. »Ich möchte nur nicht, dass du übermalst. Letzte Woche hast du mich danach mit einem Stift abgeworfen.«

»Das war eine Ausnahme. Die Seite hat mich frustriert. Außerdem war letzte Woche auch ... letzte Woche«, erkläre ich und fahre den unteren Schnörkel des Gs nach. »Diese Woche wird alles besser.«

In diesem Moment hält der Bus so abrupt an einer Haltestelle, dass ich nach vorn rutsche und mich am Sitz vor mir abstützen muss, um mir nicht die Nase zu brechen. Erschrocken blicke ich auf mein Bullet Journal: Ein schwarzer Strich geht quer über meine frisch gestaltete Seite.

»Argh! Nein!« Vorwurfsvoll sehe ich zum Busfahrer. Der schert sich nicht um meinen Blick, schließt die Tür vorn und gibt wieder Gas. »Das ist nur, weil du mit dabei bist, James. Ich habe schon unendlich viele Seiten im Bus gestaltet – so was ist mir noch nie passiert.«

»Jetzt tust du so, als hätte ich darauf bestanden, dass wir mit dem Bus fahren«, erwidert er trocken. »Mit dem Auto wären wir in der Hälfte der Zeit an der Schule gewesen.«

»Ich wollte zur Feier des Tages den Bus nehmen.« Ich deute mit dem Stift auf James. »Du hättest liebend gern mit dem Auto fahren können.«

»Erstens wollte ich dich nicht allein fahren lassen. Und zweitens hast du das Talent, langweilige Dinge wie eine Busfahrt total entspannend und schön klingen zu lassen, auch wenn das überhaupt nicht der Fall ist.«

Er sieht mir einen Moment lang dabei zu, wie ich versuche, aus dem schwarzen Strich eine halbwegs ästhetische Blumenranke zu machen. Dann streicht er mir mit einer Hand die Haare aus dem Gesicht und hinters Ohr.

»Ich könnte mich an das hier gewöhnen«, sagt er leise.

Ich drehe den Kopf zu ihm. »Ans Busfahren?«

Er lächelt mich an. »Auch daran. Aber eigentlich meinte ich, morgens mit dir aufzuwachen.«

Ich spüre, wie meine Wangen warm werden. Er lässt es klingen, als würden wir im selben Bett schlafen, dabei haben wir das seit jener Nacht in Ophelias Gästezimmer nicht mehr getan.

»Wobei bei euch im Haus alle total irre sind. Helen war heute um vier Uhr wach, und ich finde es wirklich nicht normal, wie energiegeladen Ember morgens um sechs schon ist.«

»Mum hat seit ein paar Wochen einen neuen Chef, ich glaube, sie will extra sicher sein, dass sie nicht zu spät kommt. Und Ember ...«, sage ich

und schüttle den Kopf. »Ich weiß nicht, wie sie das macht. Sie trinkt noch nicht mal Kaffee.«

»Verrückt.«

Genauso verrückt ist es, wie normal es sich anfühlt, mit James über meine Familie zu sprechen.

»Ich finde es schön, dass du bei uns bist«, sage ich nach einer Weile.

James sieht mich von der Seite an, sein Blick warm. Dann legt er einen Arm um meine Schulter und zieht mich an sich.

Die Fahrt zur Schule vergeht viel zu schnell und langsam zugleich. Kurz vor der Endhaltestelle stehe ich auf und hangele mich von Stange zu Stange, während ich James hinter mir stolpern hören kann. Es kostet mich einiges an Willenskraft, mir mein Grinsen zu verkneifen.

An der Haltestelle angekommen, merke ich, wie aufgeregt ich bin und wie schnell mein Herz schlägt. Es fühlt sich fast wie mein erster Schultag an. Doch als ich aussteige und sehe, wer auf mich wartet, verharre ich auf der Stelle.

»Überraschung!«, ruft Lin und breitet die Arme aus.

Meine Freundin ist nicht allein.

Das gesamte Veranstaltungskomitee ist mit ihr zur Bushaltestelle gekommen und strahlt mich an. Sogar Camille, auch wenn sie die Arme vor der Brust verschränkt hält.

Bevor ich überhaupt richtig realisiere, was gerade geschieht, ist Lin bei mir und nimmt mich fest in den Arm.

»Ich bin so froh, dass du wieder da bist«, sagt sie mit bebender Stimme. Als sie sich von mir löst, sieht es beinahe aus, als hätte sie Tränen in den Augen. »Ich wüsste nicht, wie ich das restliche Schuljahr ohne dich überstanden hätte.«

»Und ich weiß nicht, wie wir das restliche Schuljahr nur mit Lin als Chefin hätten überleben sollen«, geht Jessalyn dazwischen und schließt mich ebenfalls in die Arme. »Sie hat uns *geknechtet*, Ruby. Die Woche kam mir vor wie ein ganzer Term.«

»Sie wollte nur, dass für Rubys Rückkehr alles perfekt ist«, meint Kieran, der mich ebenfalls kurz umarmt. Er lächelt mich schüchtern an. »Schön, dass du wieder da bist, Ruby. Du hast uns allen gefehlt.«

»Was er gesagt hat«, fügt Doug hinzu.

»Es war merkwürdig ohne dich«, sagt nun auch Camille. Sie streicht sich das Haar hinters Ohr und atmet dann theatralisch aus. »Gut, dass du

wieder da bist.« Schließlich kommt auch sie zu mir und nimmt mich in den Arm.

Nachdem sie sich von mir gelöst hat, bin ich völlig überwältigt. Mein ganzes Team ist hier, um mich zu begrüßen. Es scheint, als hätte ich ihnen ernsthaft gefehlt. Ein Kloß bildet sich in meinem Hals, der auch nach mehrmaligem Schlucken nicht verschwinden möchte.

Zu Beginn meiner Schulzeit hätte ich nie gedacht, an der Maxton Hall einmal in eine solche Situation zu geraten. Ich habe gedacht, es wäre besser, mich unterhalb des Radars meiner Mitschüler zu bewegen, um mich nicht angreifbar zu machen. Alles, was ich vor Augen hatte, war mein Ziel, einen Abschluss zu machen – und sonst nichts. Jetzt gerade merke ich, wie falsch das war. Und dass ich möglicherweise eine ganze Menge schöner Momente verpasst habe.

»Sollen wir los?«, fragt Camille und deutet in Richtung Haupteingang.  
»Das Assembly geht gleich los.«

Ich nicke. Während wir uns mit unserer kleinen Gruppe auf den Weg zur Boyd Hall machen, hake ich mich bei Lin unter. Sie lehnt den Kopf zur Seite und an meine Schulter. »Das wurde aber auch Zeit.«

»Finde ich auch«, sage ich. »Du musst mir alles erzählen.«

Während ich zwischen ihr und James die Schule betrete, spüre ich die Blicke der Leute auf mir. Köpfe drehen sich nach mir um, und gedämpftes Gemurmel dringt an mein Ohr.

Es könnte mir nicht gleichgültiger sein.

»So gut hat mir die Lasagne noch nie geschmeckt«, verkünde ich und schiebe mir eine weitere volle Gabel in den Mund.

»Die Lasagne schmeckt genauso schlecht wie sonst auch. Du siehst nur gerade alles durch eine rosarote Brille, weil du eine Woche beurlaubt warst«, gibt Lin zurück und betrachtet die Portion auf ihrem eigenen Teller mit einem skeptischen Naserümpfen.

»Deine Ansprüche sind einfach viel zu hoch.«

»Und deine sehr, sehr niedrig, wenn dir das da wirklich schmeckt. Ich meine, was ist das? Spinat? Zerkochter Brokkoli? Man kann es nicht erkennen.«

Ich kaue und seufze selig. Lin sieht mich währenddessen nur kopfschüttelnd an.

»Ich habe dich echt vermisst, Ruby.«

»Ich dich auch. Ich habe alles hier vermisst. Sogar die stinkige Umkleide nach dem Sportunterricht.«

Wieder rümpft Lin die Nase. »Du setzt mich mit einer Umkleide nach dem Sportunterricht auf eine Ebene. Ich sollte beleidigt sein, aber dafür freue ich mich heute einfach zu sehr.«

Daraufhin kann ich nur grinsen.

Nach dem Essen bringen wir unsere Tablettts weg. Bevor ich durch die Tür nach draußen gehe, sehe ich mich nach James um, der mit Kesh, Alistair und Wren an seinem üblichen Tisch bei den Fenstern sitzt. Die vier sehen ernst aus und unterhalten sich über den Tisch gebeugt, die Köpfe zusammengesteckt. Ich frage mich, ob James ihnen gerade erzählt, was am Wochenende geschehen ist. Dass er nicht mehr bei seinem Vater lebt und auch nichts mehr mit *Beaufort* zu tun hat. Und dass Cyril ihm am Samstag die Originalbilder geschickt hat.

Wenn ich darüber nachdenke, was sich seit September für diese Clique alles verändert hat, werde ich richtig wehmütig. James hat mir erzählt, was ursprünglich ihr Plan für dieses Jahr war: Spaß, Party, alles, ohne sich Sorgen oder Gedanken um die Zukunft zu machen. Stattdessen ist für sie alle genau das Gegenteil passiert.

Mein Blick verweilt auf Cyrils Platz, der die gesamte Mittagspause über leer geblieben ist. Obwohl ich ihm niemals verzeihen werde, was er getan hat, kommt mir das Bild doch ganz falsch vor.

»Hast du eigentlich noch mal mit Cyril gesprochen?«, frage ich Lin, als wir schließlich durch die Tür nach draußen gehen.

Mit einem Mal wirkt ihr Gesicht angespannt. Sie streicht sich eine schwarze Haarsträhne hinters Ohr. »Nein. Und nach dem, was er dir angetan hat, habe ich auch nicht vor, je wieder mit ihm zu sprechen.«

Ein flaues Gefühl macht sich in meinem Magen breit. Cyril hat etwas Unverzeihliches getan, aber dennoch keimt fast so etwas wie Mitgefühl in mir auf. Es kann nicht leicht sein, erst das Herz gebrochen zu bekommen und im Anschluss alle Freunde zu verlieren.

»Wieso fragst du?«, will Lin wissen.

»Ach, nur so«, gebe ich zurück und versuche, das komische Gefühl in meinem Magen zu ignorieren.

»Bist du heute eigentlich gut mitgekommen?«, fragt Lin, nachdem wir eine Weile schweigend nebeneinanderher gegangen sind.

»Ja, dank deiner und James' Notizen.« Ich lächle sie dankbar an.  
»Wirklich, die haben mir das Leben gerettet.«

»Kein Problem.«

»Ich möchte mich irgendwie revanchieren«, sage ich. »Auch für die ganze Arbeit, die du mit dem Veranstaltungskomitee hattest.«

Lin winkt ab. Dann grinst sie mich von der Seite an. »Wenn ich mal suspendiert werden sollte, weil man mir eine Affäre mit irgendeinem Lehrer andichtet, kannst du für mich einspringen.«

Ich haue nach ihr, aber sie weicht lachend aus.

»Übrigens«, sagt sie, als wir zusammen die Bibliothek betreten. »Wie du in Geschichte vorhin total übertrieben hast. Der Neue war total überfordert, weil du dich so oft gemeldet hast.«

Mit »der Neue« meint Lin unseren neuen Geschichtslehrer. Er ist extra für den letzten Term als Ersatz für Mr Sutton aus dem Ruhestand zurückgekehrt. Es war interessant, aber auch komisch, Unterricht bei jemandem zu haben, der nicht Mr Sutton ist.

»Gibt es noch irgendetwas, was ich für das Meeting wissen müsste?«

»Oh!«, entfährt es Lin. Sie hält zwischen zwei Regalen inne und sieht mich aus großen Augen an. »Ich glaube, Camille und Doug sind zusammen«, flüstert sie mir zu.

»Was?«

»Ich habe keine Ahnung, wann das passiert ist, und anscheinend ist es auch nicht offiziell, aber ich habe letzte Woche gesehen, wie sie sich auf einem der hinteren Parkplätze ziemlich lange umarmt haben. Sie sahen super vertraut miteinander aus, haben sich an den Händen gehalten und so.«

»Camille und Doug«, murmle ich. »Wer hätte das gedacht?«

»Es war schon süß«, sinniert Lin und schließt mit ihrer Chipkarte die Tür zum Gruppenraum auf. »Hast du deinen Schlüssel eigentlich schon wieder?«

Ich schüttele den Kopf. »Leider noch nicht. Ich hätte heute morgen eigentlich zu Lexington gemusst, aber ich habe das irgendwie nicht über mich gebracht.«

»Soll ich mitkommen?«, fragt Lin nach kurzem Zögern, während wir nach vorn gehen und unsere Sachen ablegen.

»Würdest du das wirklich tun?«

»Klar. Ich hätte auch Angst, ihm nach so einer Sache noch mal gegenüberzutreten.«

»Am liebsten würde ich ihn nie wieder sehen, ehrlich gesagt.« Ich erinnere mich an die Enttäuschung, die ich empfunden habe, als er mich ohne jegliche Emotion im Blick und ohne sich meine Seite der Geschichte anzuhören, von dieser Schule geworfen hat.

»Hauptsache, du bist wieder hier«, sagt Lin. »Wenn du möchtest, gehe ich gern mit.«

Ich dränge die Wut zurück, die beim Gedanken an letzte Woche in mir aufkeimt, und lächle Lin dankbar an. »Du bist die Beste, danke.«

Nach und nach schlendern die anderen in den Raum, alle außer James, der an einer von Coach Freeman einberufenen Krisensitzung des Lacrosse-Teams teilnehmen muss. James hat gesagt, ich solle mir keine Sorgen machen, aber ein mulmiges Gefühl bereitet mir der Gedanke trotzdem.

»Fangen wir an?«, fragt Lin und sieht sich in der Runde um. »Ich hatte letzte Woche ein Gespräch mit Lexington. Er hat uns eine ganze Reihe von Vorgaben gegeben, an die wir uns dieses Mal beim Bonfire halten müssen. Im letzten Jahr ist wirklich einiges schiefgelaufen.«

»Ja«, sagt Camille naserümpfend. »Es waren viel zu viele betrunken.«

»Ich habe gehört, dass Lexington in einen Haufen Kotze getreten ist«, fügt Doug hinzu. »Wahrscheinlich hat er nur deshalb mit der Genehmigung gezögert.«

»Dieses Jahr wäre es uns eigentlich am liebsten, wenn überhaupt niemand kotzt«, sage ich. »Wir müssen deshalb doppelt so viele Lehrer einteilen als sonst, damit sie die Leute im Auge behalten.«

Ein zustimmendes Brummen geht durch den Raum.

»Ruby und ich haben vorhin überlegt, dass wir die Tanz-AG fragen könnten, ob sie vielleicht einen Auftritt machen will. Vielleicht bekommen wir die Leute damit schneller auf die Tanzfläche. Was meint ihr?«

»Nur, wenn vorher genau abgesprochen wird, welche Choreo sie tanzen. Die machen manchmal echt komische Sachen«, gibt Jessalyn zu bedenken. Sie nimmt den Bleistift, der hinter ihrem Ohr klemmt, und wendet ihn in den Händen hin und her. »Wisst ihr noch bei der Frühjahrsaufführung? Sie haben versucht, so zu tanzen wie Maddie Ziegler, aber das hat überhaupt nicht funktioniert. Schon gar nicht mit so vielen Leuten.«

»Wer ist Maddie Ziegler?«, fragt Doug.

»Die Tänzerin in den Videos von Sia«, antwortet Jessalyn.

»Jessa hat recht«, wirft Lin nachdenklich ein. »Bei der Performance hatte ich echt Angst. Wir sollten auf jeden Fall vorher klären, was wir uns für den Auftritt wünschen.«

»Das kann ich gern übernehmen«, sagt Jessalyn, und ein zustimmendes Raunen geht durch die Runde.

»Super, danke. Kieran, hast du dich schon um die Musikanlage gekümmert?«, fragt Lin.

»Ja«, antwortet dieser. »Alles schon mit Hausmeister Jones geklärt.«

»Ihr seid schon richtig weit«, sage ich lächelnd. Ich schaue auf die Liste der To-dos, die vor Lin und mir auf dem Tisch liegt. »Die Holzlieferung am Freitag kann ich annehmen. Dann kann ich auch aufpassen, dass alles gleich an die richtige Stelle gebracht wird und nicht wie im letzten Jahr einfach vor der Schule abgeladen wird. Wisst ihr noch?«

»Oh Gott, ja«, stöhnt Camille. »Und dann mussten wir das Holz selbst schleppen. Ich habe mir damals einen Splitter eingefangen.«

»Ich auch ungefähr zehn Stück«, meint Lin.

»Wer hat eigentlich den Termin bei der Feuerwehr?«, fragt Jessalyn plötzlich und richtet sich etwas auf.

»Natürlich Ruby und ich«, gibt Lin mit wackelnden Brauen zurück.

»Unfair!«, ruft Jessalyn, sieht aber aus, als müsste sie jeden Moment lachen.

»Das ist der Vorteil, wenn man die Leitung des Teams übernimmt«, sagt Kieran. »Man kann sich eben die Aufgaben raussuchen, die am coolsten sind. Wobei ich nicht genau verstehe, wieso ihr alle so scharf darauf seid, euch ein Gespräch über Notfallmaßnahmen anzuhören.«

»Hast du noch nie *Chicago Fire* geguckt? *Scharf* ist das Stichwort, Kieran«, sagt Jessalyn.

Ein Lachen geht durch die Runde.

In diesem Moment bin ich so froh, wieder hier zu sein, dass ich das Gefühl habe zu träumen.

Als James und ich zurück nach Hause kommen, hängt noch keine einzige Jacke an der Garderobe.

»Ember?«, rufe ich durchs Haus.

Keine Antwort.

»Ich glaube, wir sind allein«, sage ich stirnrunzelnd an James gewandt, während wir unsere Schuhe von den Füßen streifen und dann in die Küche

gehen.

»Du wirkst fast, als würdest du es schlimm finden, mit mir allein zu sein. Ich weiß nicht, ob ich mir deshalb Sorgen machen sollte.«

Ich werfe ihm ein schmales Lächeln zu und trete ans Waschbecken, um mir die Hände zu waschen. »Das ist es nicht. Ich mache mir nur Sorgen um Ember. Sie ist in letzter Zeit so oft weg und macht ein riesiges Geheimnis daraus, wo sie hingehet. Dabei sagen wir uns eigentlich immer alles.«

James tritt neben mich und hält seine Hände nach mir unter den heißen Wasserstrahl. Eine nachdenkliche Falte hat sich zwischen seinen Brauen gebildet. »Auf mich wirkt sie recht glücklich.«

Ich halte inne und suche nach den richtigen Worten, um meine Gedanken und Gefühle zu formulieren. »Ich kann es nicht richtig beschreiben, aber mein Bauchgefühl sagt mir, dass irgendetwas bei ihr los ist. Und in der Regel kann ich mich immer auf mein Bauchgefühl verlassen.«

»Hast du schon mal probiert, mit ihr zu sprechen?«

Ich zucke unschlüssig mit den Schultern. »Wir haben uns in den letzten Monaten öfter wegen Maxton Hall gestritten, und da habe ich gemerkt, dass sie das Gefühl hat, ich würde sie bevormunden. Dabei möchte ich das gar nicht. Ich möchte, dass wir Freundinnen sind, die sich alles erzählen können. Gerade mit Hinblick darauf, dass ich bald wegziehe.«

»Probier es doch mal aus. Vielleicht wartet sie ja drauf, dass du auf sie zugehst.«

»Mhm«, mache ich. Ich öffne den Kühlschrank und werfe einen unschlüssigen Blick ins Innere. »Wahrscheinlich hast du recht.«

James berührt mich an der Schulter und drückt kurz zu.

»Wir haben noch ein bisschen Risotto übrig. Ist das okay für dich?«, frage ich ihn und spüre sein Nicken, als er noch näher kommt. Seine Haare kitzeln meine Wange. Er steht so dicht bei mir, dass ich seine Brust in meinem Rücken spüre.

»Das ist sogar etwas, was ich machen kann«, sagt James und nimmt mir die Schüssel aus der Hand. Als wäre es selbstverständlich, geht er zu einem der Schränke und holt eine Pfanne heraus. Anschließend zieht er eine Schublade auf, wühlt kurz darin herum und bringt dann einen Pfannenwender zum Vorschein. Danach füllt er das übrig gebliebene Risotto aus der Schüssel in die Pfanne und stellt diese auf dem Herd ab.

Ich sehe ihm eine Weile dabei zu, wie er das Risotto immer mal wieder mit dem Pfannenwender umrührt, und kann mir das Lächeln, das sich dabei auf mein Gesicht stiehlt, nicht verkneifen. Ich finde es niedlich, wie wohl er sich in unserer Küche fühlt.

Als ich mich zu den Hängeschränken umdrehe, um Teller für uns beide rauszuholen, steht James blitzschnell mit dem Wender in der Hand vor mir. Er hält ihn auf mich gerichtet wie eine Waffe. »Ich mache das schon.«

Ich hebe entwaffnet die Hände und mache ihm Platz, damit er das Geschirr rausholen kann. Anschließend lehne ich mich rücklings gegen die Arbeitsfläche und schaue ihm dabei zu, wie er die Teller neben dem Herd platziert und nach wenigen Minuten das Essen auffüllt.

Mit unseren Tellern und Besteck bewaffnet machen wir uns auf den Weg nach oben in mein Zimmer. Ich stelle den Laptop auf dem Nachttisch ab und drehe ihn so, dass James und ich den Bildschirm beide gut sehen können. Wir haben auf der Busfahrt hierher beschlossen, *The Alienist* weiterzuschauen, also rufe ich die Folge auf, bei der wir am Abend zuvor abgebrochen haben, und drücke auf Start. Dann setze ich mich auf den Boden, sodass ich mich neben James an das Bett lehnen kann.

James reicht mir meinen Teller, und ich mache mich über mein Risotto her.

»Dein erster Schultag war ein voller Erfolg, oder?«, fragt James, als die gruselige Titelmelodie des Intros beginnt.

»Ich bin so froh. Du kannst es dir gar nicht vorstellen«, sage ich mit vollem Mund.

»Man hat dir angesehen, wie glücklich du bist. Den ganzen Tag über. Dein Strahlen hat die ganze Schule erhellt.«

Ich wende ihm den Kopf zu und grinse ihn von der Seite an. »Die ganze Schule erhellt? Du Charmeur.«

James lächelt bloß am Rand seines Wasserglases, den Blick auf den Laptop geheftet. Wir essen, während wir Daniel Brühl, Dakota Fanning und Luke Evans dabei zuschauen, wie sie einen blutrünstigen Mörder im viktorianischen New York jagen, und ich kann nicht glauben, wie normal und wie richtig es sich anfühlt, mit James hier zu sitzen.

Nach dem Essen lehne ich meinen Kopf gegen seine Schulter und schmiege mich an ihn. Er legt eine Hand auf meinen Oberschenkel und streichelt ihn gemächlich. Es tut gut, ihm so nah zu sein. Zum ersten Mal seit Langem komme ich richtig zur Ruhe – und James scheint es ähnlich zu

gehen. Als die Folge zu Ende ist, würde ich am liebsten die Augen zumachen und neben ihm einschlafen.

Aber ich habe noch eine ganze Reihe von To-dos, die nach dem heutigen Schultag in meinem Bullet Journal auf mich warten, und auch wenn es mir noch nie so schwergewollt ist, mich zu meinen Hausaufgaben aufzuraffen, stehe ich schließlich auf. James streckt sich mit einem Seufzen, und als ich meine Notizen aus dem Rucksack hole und nacheinander auf meinem Schreibtisch ausbreite, kann ich ihn verhalten lachen hören. Ich werfe ihm einen Blick zu, und er grinst mich an.

»Lin und ich können bei deinem Farbsystem nicht mithalten«, sagt er mit einem Nicken auf die vielen Arbeitsblätter, die ich noch während der Schulstunden mit Textmarkern und Post-its bearbeitet habe.

»Nein, ihr habt das super gemacht.« Ich fische auch meine Federtasche und mein Bullet Journal aus dem Rucksack und versuche, mir dann über alles einen Überblick zu verschaffen und zu entscheiden, womit ich am besten beginne.

»Soll ich dir ein bisschen Zeit geben?«, fragt James nach einem Moment. »Ich kann mich runter ins Wohnzimmer setzen.«

»Nein, bleib ruhig da. Ich mag dich bei mir haben.«

»Macht es dir etwas aus, wenn ich deinen Laptop benutze?«

»Tu dir keinen Zwang an«, gebe ich zurück.

»Danke«, sagt James und zieht sich den Laptop auf den Schoß. Er bleibt mit überkreuzten Knöcheln vor meinem Bett sitzen, während ich mich meinen Hausaufgaben zuwende.

Ich weiß nicht, wie viel Zeit vergangen ist, aber als ich das letzte Kreuzchen in mein Bullet Journal mache, ist es draußen bereits dunkel, und mein Kopf fühlt sich an, als könnte er keine einzige neue Information mehr aufnehmen, ohne zu platzen – ein Gefühl, das ich liebe. Zwischenzeitlich habe ich sogar vergessen, dass James mit mir im Raum ist, aber dann hat mich das leise Klicken der Tastatur hinter mir wieder daran erinnert, und ich musste lächeln.

Jetzt drehe ich mich um und beobachte James dabei, wie er konzentriert auf den Bildschirm blickt.

»Ich bin fertig«, verkünde ich.

James zuckt zusammen, als wäre er gerade aus einem tiefen Gedanken gerissen worden. »Oh, schon?«

Ich schaue auf den Wecker auf meinem Nachtschrank. »Ich habe über eineinhalb Stunden gebraucht.«

Ungläubig sieht James auf die Uhr. »Ich habe total die Zeit vergessen.«

Ich stehe auf und setze mich wieder neben ihn. Ich schaue auf den Laptop, doch bevor ich einen Blick auf die Seiten erhaschen kann, die er geöffnet hat, minimiert James den Browser.

Ich stupse sein Bein mit meinem an. »Ich wollte nur sehen, was so fesselnd ist, dass du deshalb die Zeit vergisst.«

»Ach, nur Kram.«

»Es sah nach interessantem Kram aus«, sage ich.

James blickt mich nachdenklich an. Nach kurzem Zögern macht er den Browser wieder auf. Ich beuge mich vor, um besser erkennen zu können, welche Seiten er aufgerufen hat.

Es sind Blogbeiträge, alle drehen sich um das Thema »Reisen«.

»Wow«, murmle ich und klicke mich durch eine Bali-Bucket-List, Tipps für günstiges Reisen, die schönsten Strände in Lombok, sieben besondere Airbnb-Unterkünfte, Reisen mit Handgepäck, die besten Snacks für unterwegs und einige Anleitungen zu Wordpress. »Das sind ganz schön viele Beiträge.«

»Ich folge auch ganz schön vielen Menschen.«

Ich blicke auf. James macht den Eindruck, als wäre er bei irgendetwas ertappt worden. »Wieso siehst du aus, als hätte ich etwas Unanständiges in deinem Browser entdeckt?«

Er hebt unschlüssig eine Schulter. »Ich weiß auch nicht. Das war nie etwas, was ich großartig weiterverfolgen konnte. Ich habe mir das nur zum Abschalten angeguckt.«

»So wie ich meine ASMR-Videos.«

»Genau«, sagt er und lächelt leicht. »Ich mochte, dass ich wenigstens auf diesem Weg in eine andere Welt abtauchen konnte – wenn ich schon nicht im wirklichen Leben reisen konnte.« Er zögert. »Aber jetzt ...«

Ich warte, doch er spricht nicht weiter.

»Jetzt?«, hake ich vorsichtig nach.

Er braucht einen Moment, bis er seine Gedanken sortiert hat. Dann räuspert er sich. »Jetzt habe ich das Gefühl, es könnte vielleicht ... mehr daraus werden.« Er zieht eine Grimasse. »Ich weiß, es ist total abwegig. Welcher Mensch würde schon eine Zusage in Oxford ablehnen, um erst mal auf Reisen zu gehen und darüber online zu schreiben?«

In diesem Moment macht es klick. James möchte nicht nur reisen – er möchte einen Blog über seine Reise führen. Ein warmes Gefühl breitet sich in meiner Brust aus.

Ich erinnere mich an die Liste, die ich mit James in Oxford gemacht habe. Damals hat er daran gezweifelt, dass sein Fernweh tatsächlich etwas ist, was man als Traum bezeichnen könnte. Allerdings hatte er sich da auch noch nicht von seinem Vater gelöst. Jetzt könnte er diesen Schritt machen – seinen Zielen steht niemand mehr im Weg.

»Natürlich kann man das machen, James«, sage ich sanft und lege eine Hand auf seinen Arm.

»Es war schon immer der Plan, weißt du? Nach Oxford zu gehen. Unabhängig von *Beaufort* und meinen Eltern.«

Ich nicke.

»Jetzt denke ich die ganze Zeit darüber nach, dass es nichts gibt, was mich an diese Universität zieht. Akademisch, meine ich. Natürlich möchte ich dir so nah wie möglich sein und meine Freunde sehen können. Aber dann denke ich daran, wie sehr du dir diesen Platz gewünscht und wie hart du darum gekämpft hast. Wäre es nicht unfair, wenn ich diesen Studienplatz jemandem klaue, der ihn viel mehr möchte als ich?«

»Wenn Oxford nicht das ist, was du mit deinem Leben anfangen willst ...«, sage ich langsam, »... dann nimm den Platz nicht an.«

James senkt den Blick, aber ich kann in seinen dunklen Augen sehen, dass er sich darüber nicht zum ersten Mal den Kopf zerbricht. Er wirkt innerlich völlig zerrissen.

»Jeder Mensch hat eine Welt voller Möglichkeiten verdient, weißt du noch? Und wenn das hier etwas ist, was du unbedingt machen möchtest, dann solltest du es tun.«

Er blickt wieder auf, und die Falte zwischen seinen Brauen glättet sich ein wenig. »Meinst du?«

Ich nicke entschlossen.

»Du könntest Ember mal fragen, wie sie mit ihrem Blog angefangen hat. Sie kennt sich richtig gut aus und kann dir bestimmt ein bisschen etwas erzählen.« Ich blicke auf die Uhr und runzle die Stirn. »Dazu müsste sie allerdings auch endlich mal nach Hause kommen.«

»Also«, sagt James, und ein kleines Lächeln umspielt seine Mundwinkel. »Meinetwegen kann Ember sich auch noch ein bisschen Zeit lassen.«

»Wieso?«

»Weil ich meiner Freundin gern zeigen würde, wie dankbar ich dafür bin, dass sie an mich und meine Träume glaubt.«

Ohne von mir wegzusehen, greift James nach dem Laptop und klappt ihn zu. Danach beugt er sich vor und drückt seinen Mund auf meine Stirn. Er fährt mit den Lippen eine Spur über meine Schläfe, weiter runter zu meiner Wange und fängt an, weitere Küsse auf meinem Gesicht zu verteilen. Ich schließe die Augen und lasse den Kopf nach hinten gegen die Matratze sinken, während James fortfährt, mir seine Dankbarkeit zu zeigen.

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

Ember

Ich warte zunächst, bis Wren einen Löffel Eiscreme nimmt.

Er schiebt ihn sich in den Mund und macht einen verzückten Gesichtsausdruck, doch selbst das lässt mich weiter zögern.

In Gegenwart anderer zu essen – insbesondere in der Öffentlichkeit – fällt mir schwer. Gerade bei ungesunden Dingen wie Eis habe ich oft das Gefühl, schräg von der Seite beäugt zu werden. Menschen urteilen über mich – auch wenn sie keine Ahnung haben können, wie ich mich sonst ernähre.

Langsam schiebe ich den Löffel in mein Schokoladeneis und betrachte ihn unschlüssig. Dann atme ich tief durch: Ich bin mit Wren hier, in dessen Gegenwart ich mich wohlfühle. Wir sind Freunde. Und außerdem habe ich eine deutlich kleinere Portion als er genommen, sodass ich eigentlich nicht negativ auffallen kann.

Mit aller Macht verdränge ich die Gedanken aus meinem Kopf und schiebe den Löffel in meinen Mund.

»Ich habe nicht übertrieben, oder?«, fragt Wren und sieht mich erwartungsvoll an.

»Du hattest recht, das Eis schmeckt himmlisch.« Ich lege den Löffel kurz ab. »Ich habe überhaupt nicht mitbekommen, dass hier eine neue Eisdiele aufgemacht hat.«

Ich sehe mich auf der Terrasse des kleinen Ladens um. Jeder einzelne Stuhl ist besetzt, und um die Theke drängt sich eine Traube von Leuten, die ihr Eis auf die Hand haben möchten. Wren hat erzählt, dass es hier Rabatte für Schüler gibt, deshalb wundert mich dieser Andrang nicht. Abgesehen davon ist das Wetter heute traumhaft schön.

Mal abgesehen von meiner Angst habe ich mich riesig über Wrens Einladung gefreut. Während wir sonst immer einen Vorwand hatten, uns zu treffen – Anträge für Stipendien ausfüllen, Wrens Umzug –, hat er mich dieses Mal nur gefragt, ob ich Lust hätte, Zeit mit ihm zu verbringen. Dass

er mir die Kugel Eis als Entschädigung für meine Hilfe beim Renovieren ausgegeben hat, ist ein Extrabonus.

»Ich glaube, ich werde hier einziehen«, sagt Wren, den Löffel noch halb in seinem Mund.

»Noch mal umziehen? Nach so kurzer Zeit?«, necke ich ihn. Langsam nimmt meine Anspannung ein bisschen ab. Es wird besser, je mehr wir miteinander reden und je mehr ich die anderen Leute um uns herum ausblende.

Wieder ist da dieses schelmische Halblächeln. »Ich könnte Eis zum Frühstück, Mittag- und Abendessen bekommen. Außerdem sieht die Theke sehr schön aus. Ich bin mir sicher, mit den Polstern der Stühle draußen könnte man sich eine tolle Höhle dahinter herrichten.«

»Ich habe früher mit meiner Schwester immer Höhlen gebaut. Das war unsere liebste Wochenendbeschäftigung.« Ich nehme erneut einen Löffel Eis und versuche, diesen Moment einfach nur zu genießen.

Wren rührt in seinem Becher herum und vermischt dabei die beiden Eiskugeln miteinander, sodass ein matschiger beiger Haufen entsteht. »Oh ja, die Jungs und ich haben das auch gemacht.«

»Ich bin ein bisschen neidisch auf eure Freundschaft«, gebe ich zu. Fragend blickt Wren mich an.

»Du bist schon so lange mit ihnen befreundet«, erkläre ich. »Klar, ich habe auch Freundinnen, und Ruby und ich sind sehr eng, aber jemanden, den ich seit meiner Kindheit kenne und mit dem ich ununterbrochen rumhänge, gibt es eigentlich nicht. Das hat sich alles immer irgendwie auseinandergelebt, Leute sind weggezogen, oder unsere Interessen haben sich so weit voneinander entfernt, dass wir gar nichts mehr miteinander anfangen konnten. Das ist bei euch nicht so. Immer wenn du von deinen Jungs erzählst, macht es den Eindruck, als wärt ihr miteinander gewachsen, statt euch voneinander zu entfernen.«

Wren hält mit dem Löffel in seinem Eisbecher inne. »So ist es eigentlich auch immer gewesen.«

In seinem Tonfall schwingt etwas mit, was mich hellhörig macht. »Eigentlich?«

Er zuckt mit einer Schulter und schiebt sich schließlich eine Portion Eis in den Mund. Auf dem Löffel war ziemlich viel, und es dauert keine zwei Sekunden, bis er das Gesicht schmerzhaft verzieht. Ich unterdrücke mit aller Kraft ein Grinsen.

»Hirnfrost?«, frage ich.

Er stöhnt als Antwort und legt den Löffel beiseite. »Das habe ich davon, der Antwort auf deine Frage aus dem Weg gehen zu wollen.«

»Du musst mir nichts erzählen, wenn du nicht magst«, sage ich schulterzuckend.

»So ist es gar nicht. Ich merke nur selbst, dass sich in unserem Freundeskreis gerade einiges verändert, und das macht mich irgendwie fertig. Veränderungen habe ich jetzt eigentlich genügend hinter mir.«

»Inwiefern verändert sich euer Verhältnis denn?«

Wren spielt an der Serviette herum, die neben seinem Becher auf dem Tisch liegt. »Früher haben wir uns oft bei mir getroffen, aber bis jetzt habe ich mich noch nicht getraut, die Jungs in unser neues Haus einzuladen. Ich will nicht, dass sie mich mit anderen Augen sehen, also habe ich mich irgendwie automatisch von ihnen abgeschottet. Ich erzähle ihnen weniger, und ... Eigentlich ist es bescheuert.«

Ich brumme nachdenklich. Wren sieht mich an. Er neigt den Kopf schräg und schmunzelt.

»Ich kann genau sehen, dass du dazu eine Meinung hast, Supergirl. Immer raus mit der Sprache«, sagt er und deutet mit der Hand an, dass ich ihn an meinen Gedanken teilhaben lassen soll.

»Ich denke nur, dass das totaler Quatsch ist, um ehrlich zu sein. Ihr seid schon so ewig miteinander befreundet – was macht es für einen Unterschied, wo du wohnst?«

Wren presst die Lippen aufeinander und blickt auf sein Eis, das mittlerweile allerdings mehr nach einem Milchshake aussieht.

Er denkt eine Zeit lang über meine Worte nach. »Du hast recht.«

»Ich weiß.«

Er stößt ein Lachen aus. Dann greift er plötzlich über den Tisch nach meiner Hand. Er hält sie fest und sieht mir tief in die Augen. Ich spüre, wie mein Herzschlag sich beschleunigt, und erwidere wie von selbst den leichten Druck seiner Hand. Ich weiß nicht, was Wren mit mir macht. In der einen Sekunde ist er ernst und verschlossen, in der nächsten Sekunde bringt er mich durch eine simple Geste wie diese völlig durcheinander.

Der Moment dehnt sich aus und hält zu lange und gleichzeitig viel zu kurz an. Als Wren meine Hand wieder loslässt und zu seinem Löffel greift, kann ich nichts gegen die Enttäuschung tun, die sich in mir ausbreitet.

Wren räuspert sich und fährt fort, als wäre nichts gewesen. »Ich hatte eh vor, sie bald mal zu mir einzuladen. Bestimmt normalisiert sich dann alles wieder.«

In Gedanken bin ich nach wie vor bei unserer kurzen Berührung. Noch immer kann ich die Wärme seiner Hand spüren. Und dann sage ich etwas, das ich mir selbst kaum erklären kann.

»Vielleicht können wir bald mal alle zusammen was machen.«

Wren blinzelt überrascht, was ich ihm nicht verübeln kann. Bisher haben wir unsere Freundschaft konsequent vor den anderen geheim gehalten. Ich glaube, wir fanden es beide befreiend, uns keine Sorgen darüber machen zu müssen, wie James oder Ruby darüber denken, zumal wir selbst keine Ahnung hatten, wie sich unsere Freundschaft entwickeln würde. Doch mittlerweile weiß ich, dass ich Wren als Freund nicht mehr verlieren möchte. Ich fühle mich sicher in seiner Gegenwart, und das möchte ich nicht länger verstecken.

Anscheinend geht es ihm ganz ähnlich.

»Gern«, sagt er nach einer Weile und lächelt.

Das heftige Kribbeln in meinem Magen ignoriere ich mit aller Kraft.

Ruby

Seit ich wieder in die Schule gehe, scheint die Zeit zu rasen. James und ich fahren abwechselnd mit dem Bus und seinem Auto, und inzwischen hat Wren sich uns angeschlossen, der entweder zwei Haltestellen nach uns einsteigt oder an der Hauptstraße auf uns wartet und dann in James' Wagen springt.

James und ich lernen in jeder freien Minute für die Abschlussprüfungen, doch es fällt mir zunehmend schwerer, mich zu konzentrieren, wenn er bei mir ist. Immer öfter erwische ich mich dabei, ihn statt des Buchs anzustarren – und manchmal kribbelt mein ganzer Körper so stark, dass ich mir sicher bin, er kann es neben mir spüren.

Als der Tag des Bonfires endlich da ist, ist es, als wäre meine Suspendierung nie geschehen. Ja, einige meiner Mitschüler reden noch darüber oder schauen mich in der Mensa ein bisschen zu lange an, aber ich konzentriere mich auf das Positive: Ich bin wieder in Maxton Hall und werde meinen Abschluss machen.

»Bist du dir sicher, dass das richtig ist?«, flüstert Lin in mein Ohr, während wir vor dem riesigen Haufen stehen und den Feuerwehrmännern

dabei zusehen, wie sie ein Holzschicht nach dem anderen draufwerfen.

»Ich glaube, im letzten Jahr sah das genauso aus«, gebe ich ebenso leise zurück.

Inzwischen ist es nach sieben Uhr abends, und die ersten Leute treffen ein. Sie wandern über den Schulhof, auf dem wir einen Getränkestand aufgebaut haben sowie kleine Essensbuden, an denen man Stockbrot, Marshmallows an kleinen Stielen und Pommes frites bekommt.

»Ja?« Lin sieht weiterhin skeptisch aus. »Irgendwie ist es so ... unförmig.«

Ich lege den Kopf schräg und betrachte das Konstrukt, das in weniger als einer Stunde lichterloh brennen soll. »Ich weiß nicht. Jetzt, wo du das sagst, bin ich unsicher.«

»Glaubt mir, es ist total egal, wie der Holzhaufen aussieht«, geht James dazwischen. »Nachher sind eh alle zu betrunken, um sich darüber Gedanken zu machen.«

Lin und ich sehen ihn mit zusammengekniffenen Augen an. »Es gibt keinen Alkohol«, sage ich. »Und es wird auch niemand betrunken sein.«

Er hebt bloß eine Schulter. »Ihr wisst beide, wie das hier jedes Jahr läuft.«

Ich versetze ihm einen leichten Schlag gegen den Oberarm. »Wir haben alle Vorsichtsmaßnahmen getroffen und sind besser vorbereitet als letztes Jahr. Hör auf, uns verrückt zu machen.«

Er schmunzelt. »Ich möchte nur, dass ihr nicht enttäuscht seid, wenn es vielleicht nicht so perfekt läuft, wie ihr euch das erhofft.«

»Wie ritterlich von dir«, sage ich trocken.

»Ja, wow. Wahrscheinlich sagst du das nur, weil du es warst, der in den vergangenen Jahren dafür gesorgt hat, dass alle betrunken sind. Denk nicht, ich habe nie von deinem legendären Kofferraum gehört.« Lin hebt eine Augenbraue.

»Dein legendärer Kofferraum?«, frage ich und sehe zwischen den beiden hin und her. »Was war mit deinem Kofferraum?«

»Nichts, nichts«, sagt James schnell.

»Er und seine Freunde haben Alkohol an die Leute verteilt«, erklärt Lin. »Aus James' Kofferraum heraus.«

Ich verziehe die Mundwinkel angewidert. »Ich weiß genau, warum ich dich so verabscheut habe.«

James lächelt und legt mir eine Hand um den Nacken. Er streicht mit dem Daumen über die empfindliche Haut dort, bis zu meinem Haaransatz. Dann beugt er sich dicht zu mir.

»Jetzt verabscheust du mich nicht mehr, oder?«, raunt er.

Seine dunkle Stimme und die sanfte Berührung treiben mir eine Gänsehaut auf die Arme. Ich brauche all meine Kraft, um mir nicht anmerken zu lassen, wie weich sich meine Knie in dieser Sekunde anfühlen.

»Ms Bell?«, erklingt eine Stimme hinter uns und sorgt dafür, dass mein ganzer Rücken plötzlich steif wird. James' Finger zucken an meinem Nacken, als hätte er sie zurückziehen wollen, es sich im letzten Moment aber anders überlegt.

Gemeinsam drehen wir uns zu Rektor Lexington um. Als ich seinen ernsten Blick sehe, beginnt mein Herz wie automatisch zu rasen. James' Hand rutscht von meinem Nacken auf meine Schulter, und er zieht mich ein Stück näher an sich heran.

Ich schlucke trocken. »Ja?«

Lexington räuspert sich. »Hätten Sie einen Moment Zeit für mich?«

»Jetzt?«, frage ich und sehe unsicher über meine Schulter zum Bonfire. »Das Feuer wird jede Minute angezündet.«

»Es dauert nur eine Minute«, sagt er.

Ich zögere, doch gleichzeitig weiß ich, dass ich keine Wahl habe. Wenn der Rektor meiner Schule mit mir sprechen möchte, kann ich mich nicht weigern. Dabei habe ich das die letzten beiden Wochen erfolgreich vermieden und nur über seine Sekretärin und eine knappe E-Mail mit ihm kommuniziert. Ich will nicht kindisch sein, aber die Situation in seinem Büro sitzt mir noch immer in den Knochen. Ich kann einfach nicht vergessen, wie er mich damals behandelt hat.

James lässt meine Schulter nicht los. Ich werfe ihm ein schmales Lächeln zu und greife nach seiner Hand, um sie kurz zu drücken. Dann mache ich einen Schritt nach vorn.

Der Rektor deutet auf eine Stelle etwas weiter rechts. Ich nicke, und gemeinsam entfernen wir uns von den anderen.

Ich muss mich nicht umdrehen, um zu wissen, dass James' Blick die gesamte Zeit auf mir liegt.

Lexington streicht über den Kragen seines grauen Anzugs und sieht mich durch die Gläser seiner Brille eindringlich an. »Sie und Ms Wang

haben bei der Vorbereitung für diesen Abend wirklich gute Arbeit geleistet, Ms Bell«, sagt er schließlich.

»Danke, Sir«, gebe ich steif zurück.

Er räuspert sich. »Und ich wollte die Gelegenheit nutzen, Ihnen noch einmal persönlich mitzuteilen, wie sehr ich den Vorfall von neulich bedaure.«

Ich versuche, mir nicht anmerken zu lassen, wie sehr mich seine Entschuldigung überrascht. Damit habe ich nicht gerechnet, und einen Moment lang weiß ich auch nicht, wie ich darauf reagieren soll.

Lexington räuspert sich ein weiteres Mal. Es ist ein kleiner explosiver Laut, der sich aus seiner Kehle befreit. Wenn ich es nicht besser wüsste, würde ich denken, er ist nervös. »Ich hoffe, Sie verstehen, dass die Beweislast gegen Sie im ersten Moment erdrückend war. Mein Handeln war gefragt. Ich hätte das nicht ignorieren können.«

»Das weiß ich«, sage ich. »Es ist nur ...« Ich zögere und werfe Lexington einen unsicheren Blick zu.

Er nickt auffordernd. »Sprechen Sie gern offen mit mir, Ms Bell.«

Ich hole tief Luft. »Ich glaube, dass Sie mit vielen anderen Schülern dieser Schule nicht so umgegangen wären wie mit mir an diesem Montag.«

Lexington runzelt die Stirn. »Ich fürchte, ich kann Ihnen nicht folgen.«

»Ich frage mich nur, ob Sie auch so gehandelt hätten, wenn meine Eltern in regelmäßigen Abständen hohe Geldbeträge auf das Konto der Maxton Hall überweisen würden.«

Ich kann nicht glauben, dass ich das gerade wirklich gesagt habe. Ich spüre, wie mein Herz schnell und heftig gegen meinen Brustkorb schlägt, als Lexingtons Augen sich vor Empörung weiten.

»Ms Bell«, sagt er. »Ich muss doch sehr bitten ...«

Ich schüttele den Kopf. »Es tut mir leid, Mr Lexington, aber so habe ich es empfunden. Sie haben mir nicht mal die Möglichkeit gegeben, mich zu verteidigen. Nach allem, was ich in den letzten Jahren für diese Schule getan habe, finde ich nicht, dass ich das verdient habe.«

Lexington starrt mich an. Er öffnet den Mund – und schließt ihn wieder.

Ich frage mich, ob ich gerade einen großen Fehler begangen habe, aber gleichzeitig ist mir das auch egal. Ich bin für mich eingestanden und habe eine Ungerechtigkeit angesprochen, die seit Jahren ein Thema an der Maxton Hall ist. Ob ich damit etwas verändere, weiß ich nicht, doch darum geht es mir auch nicht.

»Danke für Ihre Ehrlichkeit«, sagt Rektor Lexington schließlich. »Es tut mir leid, wie sich das alles ereignet hat. Und ich hoffe, Sie wissen, dass ich mich in Zukunft dafür einsetzen werde, dass so etwas nicht mehr geschieht.« Sein Ton ist nach wie vor freundlich, allerdings jetzt um einiges förmlicher. Als würde er jedes Wort mit Bedacht wählen. »Sollten Sie noch einmal Probleme bekommen, welcher Art auch immer, steht meine Bürotür Ihnen immer offen.«

Ich nicke, auch wenn ich es inzwischen besser weiß. Ich sehe Lexington nach, als er zurück zum Bonfire geht, und stelle fest, dass ich nicht mehr wütend auf ihn bin. Vielmehr bin ich ihm in diesem Moment dankbar, denn er hat mir eine wertvolle Lektion erteilt. Sollte ich einmal in einer gehobenen Position sein und über das Schicksal von einem anderen Menschen entscheiden müssen, werde ich mich nicht so verhalten wie er.

Denn inzwischen weiß ich, dass jede Geschichte mindestens zwei Seiten hat und es jede davon verdient hat, gehört zu werden.

James

Meine Aufgabe an diesem Abend besteht darin, Stockbrot an Mitschüler zu verkaufen – und möglichst unauffällig die Menge zu überblicken und nach Ruby Ausschau zu halten. Ab und zu sehe ich ihren braunen Haarschopf im Schein des Feuers aufleuchten oder sie mit ihrem Klemmbrett unter dem Arm quer über den Platz sprinten, aber so schnell, wie sie in meinem Blickfeld auftaucht, verschwindet sie meistens auch schon wieder. Also konzentriere ich mich auf die Mitschüler, die immer mal wieder zum Stand kommen und mir ein paar Pfund über den Tresen schieben.

Das, was ich früher niemals getan und mit ziemlich großer Wahrscheinlichkeit total bescheuert gefunden hätte, gibt mir heute ungewohnte Ruhe.

Schon seit Anfang des Jahres – genauer, seit Mums Tod – bin ich dankbar für jede Ablenkung, die ich finden kann, um nur nicht über die Dinge grübeln zu müssen, die in meinem Leben gerade alle schief laufen.

Wenn ich im Veranstaltungsteam bin, brauche ich nicht über die Tatsache nachzudenken, dass ich quasi obdachlos bin und den Eltern meiner Freundin auf der Tasche liege.

Wenn ich mich beim Training verausgabe, brauche ich keinen Gedanken daran zu verschwenden, dass ich das Erbe meiner Mum mit Füßen getreten habe.

Und wenn ich lerne wie ein Verrückter, brauche ich nicht nach der Antwort auf die Frage zu suchen, was zum Teufel ich mit einem Schulabschluss machen will, wenn ich doch eigentlich noch keine Ahnung habe, was ich mit meinem Leben anfangen soll.

Ich versuche, mir vor Ruby nichts anmerken zu lassen, aber das wird mit jedem Tag schwerer. Denn je mehr ich grübele, desto klarer wird mir, dass es keine Antworten auf meine Fragen gibt – und desto erdrückender werden meine Sorgen.

»Du hast Mehl auf der Hose, Mann.«

Ich zucke zusammen und sehe auf. Vor mir steht Wren und deutet grinsend auf meine Beine.

»Ist es schon neun?«, frage ich überrascht und schaue auf die Uhr. Wren und ich haben vereinbart, dass er mich nach meiner Schicht hier abholt und wir unsere alte Tradition fortführen und das Bonfire gemeinsam verbringen.

Wren nickt, und ich klopfe mir halbherzig über die Jeans. Nachdem ich die Kasse an Kieran übergeben und meine Hände an einem Handtuch abgewischt habe, trete ich hinter dem Stand hervor.

Ich habe Wren die letzten Wochen zwar immer während der Fahrten zur Schule, im Unterricht und beim Training gesehen, aber trotzdem kommt es mir vor, als läge unser letztes richtiges Gespräch eine Ewigkeit zurück.

»Wie geht's dir?«, frage ich schließlich. Zum einen, weil mir nichts anderes einfällt, und zum anderen, weil ich die Antwort auf diese Frage wirklich wissen möchte.

»Das wollte ich dich auch gerade fragen.«

»Gut, dass ich zuerst gefragt habe.«

Wren grinst, und zusammen schlendern wir vom Bonfire weg zum Rand des Geländes, wo die Raucher stehen und vereinzelt Leute Bier trinken.

»Mir geht's gut«, sagt Wren nach einer Weile.

Die Musik, die aus den Lautsprechern kommt, wird leiser, je weiter wir uns vom Feuer entfernen.

»Wie ... ist es so?«, frage ich vorsichtig. Wren hat uns bis jetzt kaum an seinem neuen Leben teilhaben lassen. Er erzählt nichts von dem Haus, in das er gezogen ist, nichts darüber, wie seine Eltern mit dem Neuanfang umgegangen sind. Von Alistair weiß ich, dass er genauso selten beim Training war wie ich, aber wenn ich ihn frage, wie es ihm geht, wechselt er jedes Mal das Thema.

Wren schämt sich, das merkt man deutlich. Und es macht mich fertig, dass er denkt, er kann mit mir darüber nicht reden – schließlich sitzen wir verdammt noch mal im selben Boot.

Auch jetzt rechne ich fest damit, dass er meiner Frage wieder ausweicht, doch er überrascht mich. »Anders«, sagt er. »Aber es ist okay. Wir haben endlich Internet.«

Er holt einen Flachmann aus der Innentasche seines Jacketts und nimmt einen großen Schluck. Dann hält er mir die kleine silberne Flasche hin. Ich zögere nur einen Moment, bevor ich sie entgegennehme und ebenfalls daraus trinke. Dieser Moment zwischen uns fühlt sich fast wie früher an.

»Ich gewöhne mich langsam an Gormsey«, fährt er fort. »Allerdings finde ich es echt gruselig, dass die Nachbarn einen ständig grüßen.«

»In Rubys Straße ist es genauso«, sage ich und gebe ihm den Flachmann zurück. »Mittlerweile kennen sie sogar meinen Namen.«

Wren grinst. »Irgendwie ist es auch nett.«

Eine Weile gehen wir schweigend nebeneinanderher.

»Ich habe übrigens eine potenzielle Käuferin für meine *Beaufort*-Anteile gefunden«, erzähle ich schließlich, als wir ein ganzes Stück abseits des Bonfires stehen bleiben. »Mein Finanzberater führt gerade noch alle möglichen Hintergrund-Checks durch, aber es sieht ganz gut aus.«

»Das wäre ein großer Schritt, Mann«, sagt Wren bedächtig. »Freut mich für dich.«

»Es ist noch nichts fest. Und ich möchte mich vorher auch noch mal mit ihr treffen. Aber ja, wenn alles gut geht, ist das bis zum Ende des Schuljahrs durch.«

»Wow. Ich drücke dir die Daumen.«

»Danke.« Ich lächle ihn schief von der Seite an. »Dann kann ich den Bells endlich ihre Couch zurückgeben. Egal, wie oft ich es vorschlage, sie lassen mich nicht ins Hotel ziehen.«

Wrens Mundwinkel zucken. »Das glaube ich dir aufs Wort.«

Überrascht hebe ich eine Augenbraue, doch Wren spricht weiter, bevor ich ihn fragen kann, was er damit meint. »Ich habe mir überlegt, bald eine Einweihungsfeier zu schmeißen.« Er dreht den Flachmann in der Hand hin und her und fährt mit den Fingern über die Gravur am Rand. »Ich würde euch gern mein neues Zuhause zeigen.«

»Cool«, sage ich sofort. »Wann?«

»Nächstes Wochenende vielleicht? Ich ...« Wren unterbricht sich selbst und muss sich räuspern. »Würdest du mit mir einkaufen? Alkohol und Zeug?«

»Klar.«

Er nickt und setzt den Flachmann wieder an. Ich kann die Erleichterung in seinen Augen erkennen, kann mir darauf aber keinen Reim machen.

»Ich war mir nicht sicher, ob ihr darauf Lust hättet«, sagt er nach einem Moment.

»Natürlich haben wir das«, sage ich perplex.

Er zuckt nur mit den Schultern.

»Hör mal, ich weiß, dass ich in den letzten Monaten alles andere als ein guter Freund war. Aber natürlich will ich wissen, wie du jetzt lebst und was sich verändert hat. Ich dachte nur, du möchtest nicht darüber reden, und wollte dich deshalb nicht drängen. Wenn es so rüberkam, als hätte ich kein Interesse, dann tut mir das leid.«

Wren schüttelt den Kopf. »Das ist es nicht«, sagt er.

»Was dann?«, frage ich vorsichtig.

»Normalerweise ... ach, keine Ahnung. Wir machen eigentlich total dasselbe durch, aber trotzdem kommt es mir wie eine unlösbare Aufgabe vor, mit dir über den ganzen Scheiß zu sprechen.«

»Hast du deshalb den Flachmann dabei?«, frage ich und probiere mich an einem Grinsen. Wren erwidert es zaghaft und prostet mir zu.

»Es ist so viel los im Moment. Ich habe mich für Stipendien beworben und das Zimmer eingerichtet, und jetzt schaue ich mich nach Jobs um. Leider wollen die alle niemanden, der bald zum Studieren wegzieht.«

»Das ist scheiße. Ich kann auch mal die Augen offen halten, wenn du möchtest.«

Wren zuckt nur mit der Schulter. Trotzdem mache ich mir eine gedankliche Notiz, mir ab sofort die Kleinanzeigen anzuschauen, sobald Mr Bell die Zeitung morgens beiseitelegt.

»Danke.«

»Ist sonst noch irgendwas passiert?«, hake ich nach. »Du wirkst ... anders.«

Wren stößt ein schnaubendes Lachen aus. »So kann man es auch nennen, ja.«

Wir gehen noch ein paar Schritte über den Rasen, dann bleibt er plötzlich stehen. Er legt den Kopf in den Nacken und blickt zum Himmel

auf, der sich inzwischen tiefviolett verfärbt hat. Die Musik ist hier so leise, dass man kaum noch ausmachen kann, welcher Song gerade läuft. Nur deshalb verstehe ich Wrens nächste Worte: »Ich glaube, ich bin gerade dabei, mich zu verlieben.«

Überrascht sehe ich ihn weiter von der Seite an, aber Wren macht so ein finsternes Gesicht, dass ich es nicht wage, nach Details zu fragen.

»Du siehst aus, als würde die Welt deshalb bald untergehen.«

Er atmet hörbar aus und verschränkt die Arme hinter dem Kopf. »Ich weiß nicht, was ich damit anfangen soll. Wieso ausgerechnet jetzt? Das passt mir überhaupt nicht in den Kram.«

Darüber muss ich lachen. Wren sieht mich böse an.

»Sorry. Ich glaube nur, dass die Liebe nicht geduldig auf einen passenden Zeitpunkt wartet. Sie überfällt dich rücklings, und zwar dann, wenn du am wenigsten damit rechnest.«

Er schnaubt. »Dann ist Liebe ein hinterhältiger Mistkerl.«

Ich grinse. Wren behält seinen gespielt wütenden Ausdruck noch ungefähr zwei Sekunden lang bei, bis er das Grinsen erwidern muss.

»Ich denke nur immer und immer wieder darüber nach, was jahrelang unser Plan war. Und dann gucke ich uns jetzt an und kann nur drüber lachen, wie bescheuert und naiv wir waren«, sagt er schließlich.

»Das Jahr kann trotzdem noch das beste unseres Lebens werden.«

Er lässt die Arme sinken und schnaubt. »Gott, bitte nicht. Das beste Jahr meines Lebens darf auf keinen Fall so beschissen losgehen. Das akzeptiere ich nicht.«

»Du hast recht. Ich wollte nur irgendetwas Optimistisches von mir geben.«

»Du verbringst zu viel Zeit mit Ember«, sagt er. Auf meinen Blick hin setzt er schnell hinterher: »Und Ruby.«

Wren tritt einen Stein aus dem Weg. Wir beobachten beide, wie er einige Meter von uns wegwullert. »Wie war das bei dir? Mit Ruby, meine ich.«

Darüber muss ich kurz nachdenken. »Es ist einfach irgendwie passiert. Anfangs wollte ich mich noch wehren, aber ich habe schnell gemerkt, dass das sinnlos ist. Ich liebe Ruby. Daran wird sich so bald auch nichts ändern.«

Wrens Augen weiten sich ein Stück. »Wirklich?«

Ich zucke mit den Schultern. »Ja.«

»Das klingt so superernst. Als wärst du dir sicher, mit ihr dein Leben verbringen zu wollen.«

»Vielleicht will ich das ja.« Die Worte kommen wie von selbst, und während ich vor einem halben Jahr noch so mit mir gekämpft habe, bereiten sie mir jetzt überhaupt keine Angst mehr. Eher im Gegenteil.

»Scheiße, Mann.« Wren schüttelt den Kopf.

»Willst du mir etwas über sie erzählen?«, frage ich.

Er reibt sich über den Hinterkopf. »Lieber nicht.«

»Okay. Aber nur, dass du Bescheid weißt: Ich bin da zum Reden. Und ich finde, das sollten wir vielleicht öfter machen.«

»Danke. Finde ich auch.«

Ich beobachte ein paar Schüler aus den unteren Klassen, die um das Feuer herumlaufen und sich gegenseitig mit Stöcken jagen. Ein paar von ihnen simulieren Schwertkämpfe, und ich sehe Lin Abmahnungen austeilen – dabei hat sie mir vorhin selbst mit einem Stock in den Rücken gepikt.

»Hast du in letzter Zeit was von Cy gehört?«, fragt Wren unvermittelt.

Ich betrachte die Funken, die vom Feuer in den Himmel steigen und dort letztlich verglühen. »Nein.«

»Langsam mache ich mir Sorgen. Er ist seit zwei Wochen nicht in der Schule gewesen. Keiner weiß, was mit ihm ist.«

Es sollte mir gleichgültig sein, doch ich kann nichts gegen die Sorge tun, die in mir aufkeimt.

»Vielleicht sollte ich ihn auch zur Party einladen«, fährt Wren fort.

»Wobei er wahrscheinlich sowieso nicht kommt. Im Moment ignoriert er alle Nachrichten, die ich ihm schicke. Mit Sicherheit macht er sich Vorwürfe wegen der Sache mit Ruby und Lydia.«

»Das sollte er verflucht noch mal auch«, entfährt es mir schärfer als beabsichtigt. Ich seufze. »Ich weiß nicht, ob ich ihm das jemals verzeihen kann. Er hätte mit dieser Aktion Rubys Zukunft zerstören können.«

»Er hat seinen Fehler aber eingesehen und versucht, ihn wiedergutzumachen, oder?«

Ich antworte ihm nicht.

»Eine Einladung kann nicht schaden. Glaub mir, ich weiß, dass er Scheiße gebaut hat. Aber das hat jeder von uns schon mal. Wenn wir jetzt nicht für ihn da sind, wäre das ganz schön selbstgerecht, findest du nicht?«

Ich beiße die Zähne fest zusammen. Dann strecke ich die Hand aus und lasse mir den Flachmann reichen. Ich nehme ein paar Schlucke, genieße das Brennen, das meine Kehle hinabläuft.

»Ich hasse es, wenn du recht hast«, sage ich schließlich.

Wren schlingt mir grinsend einen Arm um die Schulter.

Als ich mich von Wren verabschiedet habe, mache ich mich wieder auf die Suche nach Ruby. Ich habe eine Decke im Auto und einen kleinen Lautsprecher, in der Hoffnung, dass wir nach dem Ende der Veranstaltung noch eine Weile auf dem Gelände bleiben und den Sternenhimmel anschauen können.

In den letzten beiden Wochen hatten wir nur selten Gelegenheit dazu, allein zu sein. Rubys Eltern sind zwar nicht streng, aber allein die Möglichkeit, dass sie jeden Moment im Zimmer stehen könnten, sorgt dafür, dass ich einen gewissen Abstand zu Ruby einhalte. Zumindest größtenteils. Ich möchte den Bells gegenüber wirklich nicht respektlos sein. Schließlich habe ich es ihnen zu verdanken, dass ich ein Dach über dem Kopf habe.

Ich finde Ruby beim Bonfire. Sie steht neben Rektor Lexington, der gerade die Veranstaltung beendet und sich bei allen Beteiligten bedankt. Der Schein des Feuers taucht sie in glühendes Licht, sodass sie beinahe wie ein Racheengel aussieht.

Ohne den Blick von ihr zu nehmen, hole ich mein Handy aus der Hosentasche, schalte die Kamera an und drücke auf den Auslöser. Ein wohliger Schauer durchläuft mich, als ich das Bild betrachte.

Ich will das Handy gerade wieder einstecken, als eine neue Nachricht aufleuchtet. Meine Nackenhaare stellen sich auf, als ich sehe, dass sie von meinem Vater ist. Nachdem ich seine erste E-Mail ignoriert habe, hat er mir vor einer Woche noch einmal geschrieben und mitgeteilt, dass er enttäuscht von mir ist, er mir aber noch eine weitere Chance gibt, zur Vernunft zu kommen. Ich habe wieder nicht geantwortet und gehofft, er würde mich endlich in Ruhe lassen.

Doch als ich seine Nachricht öffne, wird mir klar, dass ich mich getäuscht habe. Für meinen Vater ist die Angelegenheit nicht abgeschlossen. Für ihn fängt sie gerade erst an.

Du hast es nicht anders gewollt.

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

James

Ich habe Ruby nichts von Dads Nachrichten erzählt.

Ich weiß, dass es falsch ist. Wir haben uns geschworen, keine Geheimnisse mehr voreinander zu haben und miteinander über alles zu sprechen, was uns beschäftigt. Doch ich bringe es nicht über mich, sie schon wieder mit meinen Problemen zu belasten. Sie hat momentan genug um die Ohren: Die Abschlussprüfungen kommen immer näher, und die Bewerbungen für die Oxford-Stipendien gehen in die heiße Phase. Ich will nicht, dass sie sich jetzt um mich Sorgen machen muss – zumal ich gar nicht weiß, was die kryptische Nachricht meines Vaters zu bedeuten hat.

Sein Ziel war wahrscheinlich, mich einzuschüchtern, aber er hat genau das Gegenteil erreicht. Ich war mir noch nie so sicher, den richtigen Entschluss gefällt zu haben. Und ich war noch nie motivierter, endlich das in die Hand zu nehmen, worüber ich schon seit Wochen nachdenke.

Am Samstagabend warte ich, bis Ruby ins Bad verschwindet, um sich für Wrens Party fertig zu machen, dann gehe ich zu Embers Zimmer. Ich atme einmal tief durch und klopfe schließlich an die Tür, die einen Spaltbreit offen steht.

»Ja?«, ruft Ember von drinnen. Sie sitzt an ihrem Schreibtisch, den Laptop aufgeklappt vor sich und eine Tasse Tee in der Hand. Als sie mich entdeckt, hebt sie die Augenbrauen.

»Hast du kurz Zeit?«, frage ich.

Ember nickt. »Klar, komm rein. Was macht Ruby?«

»Sie macht sich gerade fertig und facetimet mit Lydia.«

»Ach so.« Als ich neben ihrem Schreibtisch stehen bleibe, legt sie den Kopf schräg. »Was gibt's?«

Ich deute auf ihren Laptop. »Ich hätte ein paar Fragen zu deinem Blog. Beziehungsweise zum Bloggen generell.«

Ember sieht mich ein paar Sekunden lang an, dann nickt sie kurz. Falls ich sie damit überrascht habe, lässt sie sich nichts anmerken. Stattdessen

zieht sie einen kleinen Holzhocker unter dem Schreibtisch hervor. »Klar. Willst du dich setzen?«

Ich nehme neben ihr Platz und fahre mir mit der Hand kurz durch die Haare. Dann atme ich hörbar aus. »Ich habe mich in den letzten Tagen mit Wordpress auseinandergesetzt und dachte, du kannst mir das vielleicht alles ein bisschen verständlicher erklären als die ganzen Ratgeber online.«

»Oh, na klar. Ich wünschte, ich hätte damals jemanden gehabt, der mir das alles zeigt«, sagt sie. Sie dreht ihren Laptop zu mir, sodass wir den Bildschirm beide gut sehen können. Dann öffnet sie den Browser und gibt eine URL ein, die ein kleines Feld mit Anmeldedaten aufpoppen lässt. *Bellbird* öffnet sie in einem weiteren Tab.

»Also: Alles, was du hier auf der Startseite findest, kannst du im Dashboard ...« Sie wechselt in das erste Fenster. »... sehen und koordinieren. Als Erstes würde ich dir empfehlen, dich damit vertraut zu machen, weil du von hier aus den gesamten Blog steuerst.« Sie klickt auf eine Taste, und an der Seite erscheint ein schwarzgraues Feld.

»Okay. Wie hast du die Seite programmiert? Hattest du einen Webdesigner?«

»Du brauchst einen Anbieter, der deine Seite hostet. Wenn man das bei Wordpress macht, gibt es viele vorgefertigte Themes, die man kaufen kann. Hier, ich zeige dir mal, wo ich mein Design gefunden habe.«

Sie öffnet eine Website, auf der verschiedene Themes zum Kauf angeboten werden.

»Man muss vorher immer ein bisschen schauen, was man mit seiner Seite erreichen möchte. Das hier zum Beispiel ist ein sehr schönes Design, aber es würde überhaupt nicht zu meinen Inhalten passen. «

Ich nicke. »Worauf hast du bei deinem Design besonderen Wert gelegt?«

»Es musste auf jeden Fall responsive sein und auf mobilen Endgeräten genauso gut funktionieren wie am Computer. Ansonsten ist mir die Startseite wichtig gewesen, oh, und die Sidebar. Inzwischen gibt es so viele Anbieter, die schöne Designs in ihren Shops haben. Ich habe mir dann die besten abgespeichert und bin sie über Wochen hinweg immer mal wieder durchgegangen, bis ich mich entschieden habe.«

»Ich frage mich, woher man das alles wissen soll.«

»Das lernt man mit der Zeit.«

»Hast du es von Anfang an so professionell aufgezogen?«

Sie schüttelt den Kopf. »Nein, aber ich wünschte, ich hätte es.« Sie scrollt noch weiter durch die Seite ihres Webdesigners und hält irgendwann inne. Dann sieht sie mich von der Seite an. »Wieso interessierst du dich eigentlich dafür?«

Ich zucke mit den Schultern. »Ich mag Blogs. Sie helfen mir dabei zu entspannen. Ich kann neue Dinge lernen oder sehen, auf die ich sonst niemals kommen würde.«

»So hat es bei mir auch angefangen«, sagt Ember und lächelt vielsagend. »Bis ich dann irgendwann meine eigene Seite aufgemacht habe.«

Es liegt mir auf der Zunge, das zu sagen, was mir in diesem Moment durch den Kopf geht: *Ich habe keine Ahnung, was ich mit meinem Leben anfangen soll, und das hier ist das Einzige, was mich seit Jahren auch nur ansatzweise interessiert.*

Vielleicht werde ich es irgendwann schaffen, das auszusprechen. Heute ist dieser Moment leider noch nicht gekommen.

Stattdessen erwidere ich Embers Blick. »Woher wusstest du, dass du etwas zu erzählen hast?«, frage ich schließlich.

Auf Embers Lippen breitet sich ein leichtes Lächeln aus. »Jeder Mensch hat etwas zu erzählen, James.«

Ruby

Selbst auf dem Display von James' Handy kann ich erkennen, wie viel Farbe Lydia im Gesicht bekommen hat. Sie trägt ihre Haare offen und gewellt, und ihre Augen leuchten förmlich, als sie mir von der vergangenen Woche erzählt. »Wir fanden es deprimierend, die ganze Zeit drinnen zu sein, wenn das Wetter so schön ist. Also hat Ophelia ihr Büro kurzerhand auf die Terrasse verlegt.« Sie grinst. »Wobei ich mir ziemlich sicher bin, dass sie nur ungehinderte Sicht auf die Gärtner haben wollte, die ihren Garten gerade auf Vordermann bringen.«

Ich muss lachen und verbrenne mir beinahe meine Stirn an dem Glätteisen, mit dem ich gerade meinen Pony in Form bringe.

»James und ich müssen euch bald wieder besuchen kommen. Ich will auch deine Privatlehrerin kennenlernen. Ist sie immer noch so superstreng?«

Lydia verdreht die Augen. »Im Vergleich zu ihr ist Lexington ein frommes Lamm.«

Ich werfe einen skeptischen Blick in die Frontkamera.

»Wirklich. Sie ist total penibel und achtet sogar auf Schönschrift und so. Wenn es nicht perfekt ist, wird es noch mal gemacht. Einerseits finde ich das anstrengend, andererseits bin ich froh, dass sie mich behandelt, als wäre ich normal.«

»Du *bist* normal, Lydia.«

Sie schnalzt mit der Zunge. »Du weißt schon, was ich meine.«

Ich schnappe mir das Haarspray aus dem Schrank und sprühe es mit geschlossenen Augen einmal über meinen kompletten Kopf.

»Selbst zweihundert Meilen entfernt habe ich das Gefühl, husten zu müssen«, bemerkt Lydia, und ich muss wieder lachen. »Du siehst übrigens sehr schön aus.«

»Du bist lieb, danke.« Ich betrachte mich kurz in dem kleinen Bildchen, das auf dem Display zu sehen ist. Ja, alles sitzt. Hoffentlich würde das heute Abend auch so bleiben. »Was hast du am Wochenende vor?«, frage ich.

»Nichts Besonderes. Graham kommt nachher und bleibt bis Montagmorgen. Ich bin mir ziemlich sicher, dass Ophelia die Gelegenheit nutzen und ihn zu einer Babyparty überreden wird.«

»Oh!«, rufe ich aus. »Das klingt toll.«

»Findest du?« Sie runzelt die Stirn. »Ich weiß nicht. Ist das nicht irgendwie komisch?«

»Wieso?«, frage ich.

»Na ja. Nach allem, was passiert ist, bin ich mir einfach nicht sicher, ob eine Babyparty wirklich angebracht ist.«

Darüber kann ich nur den Kopf schütteln. Ich gehe dicht an die Frontkamera und sehe Lydia ernst an. »Lydia, bisher hat dir deine Schwangerschaft noch keinen Anlass gegeben, fröhlich zu sein. Dabei soll das eigentlich eine glückliche Zeit in deinem Leben sein. Wenn du jetzt bereit dazu bist, andere daran teilhaben zu lassen und dich und deine Babys zu feiern, dann finde ich, solltest du das auf jeden Fall tun.«

Lydia atmet hörbar aus.

»Du freust dich doch, oder?«

»Ja, mittlerweile schon«, sagt sie sofort.

»Dann wüsste ich nicht, was dich daran hindern sollte, eine Party für dich und deine Babys zu veranstalten.«

Auf Lydias Gesicht breitet sich ein leichtes Lächeln aus. »Würdest du denn zu einer Babyparty kommen?«

»Ich würde liebend gern kommen. Und die anderen mit Sicherheit auch.«

»Ophelia ist auf jeden Fall Feuer und Flamme. Ich weiß nicht, woher sie die Zeit nimmt, aber sie hat innerhalb der letzten paar Tage mehrere Mützen und eine Decke für die Kleinen gestrickt.«

»Das ist so niedlich.«

»Schon, allerdings muss ich sagen, dass ihre Stärken definitiv woanders liegen. Die Decke eignet sich eher als Topflappen, weil sie so hart ist.« Sie lächelt. »Aber egal. Ich freue mich trotzdem.«

»Ich freue mich total, dich so glücklich zu sehen. Es macht den Eindruck, als würde dir die Zeit bei Ophelia richtig gut tun.«

»So ist es auch. Eigentlich sollte das ja eine Art Strafe sein. Dad hat bestimmt nicht damit gerechnet, dass wir uns so gut verstehen.«

»Das klingt fast, als könntest du dir vorstellen, noch länger bei ihr zu bleiben.«

Sie nickt. »Ich hatte es überlegt. Es tut gut, bei jemandem zu sein, der mich so versteht wie sie«, sagt Lydia. »Andererseits ist es auch nicht fair, ihr Leben so auf den Kopf zu stellen. Sie hat gerade genug zu tun.«

Ich gehe zu meinem Schrank und öffne ihn mit einer Hand. »Und was ist mit Mr Sutton?«

Daraufhin lacht Lydia nur. »Du musst echt dringend aufhören, ihn so zu nennen.«

Ich nehme meine Brogues hoch und gehe damit zurück zum Schreibtisch. Vorsichtig lehne ich das Handy gegen ein altes Wasserglas. »Für dich mag er immer Graham gewesen sein – für mich aber nicht. Ich finde es merkwürdig, ihn plötzlich mit dem Vornamen anzusprechen.«

»Wir werden dir das schon noch beibringen«, sagt Lydia zuversichtlich. Dann beißt sie sich auf die Unterlippe, bevor sie zögerlich weiterspricht. »Graham ... hat mich gefragt, ob wir zusammenziehen wollen.«

Ich verharre mit einem Schuh in der Hand und schaue zum Handy. »Und?«

Lydia nickt, und ein Lächeln breitet sich auf ihrem Gesicht aus. »Ich glaube, ich könnte mir das vorstellen«, flüstert sie.

In diesem Moment ist ein solcher Unterschied zu der Lydia zu erkennen, die ich weinend auf einem Klo in Oxford aufgefunden habe, dass mir ganz warm ums Herz wird.

»Ich freue mich für euch«, sage ich ehrlich.

»Bitte sag es meinem Bruder noch nicht«, schiebt sie schnell hinterher.  
»Sonst stellt er mir wieder tausend Fragen, die ich jetzt ohnehin noch nicht beantworten kann.«

»Ich werde schweigen wie ein Grab.«

»Wie geht es ihm eigentlich?«, fragt sie daraufhin.

Ich schlüpfte in die Schuhe und schließe den ersten Schnürsenkel, während ich über die Frage nachdenke. »Gut, glaube ich. Aber du weißt ja, wie er immer erst alles für sich behält, bis es irgendwann mit voller Wucht aus ihm rausplatzt.«

Lydia seufzt leise. »Kommt mir bekannt vor. Wie verkräftet er die Sache mit Dad?«

»Jedes Mal, wenn ich ihn darauf anspreche, habe ich das Gefühl, dass ihm das Thema unangenehm ist. Momentan versuche ich, das zu respektieren. Ich vertraue darauf, dass er zu mir kommt, wenn er reden möchte.«

Sie nickt. Mit einem Mal wirkt sie nachdenklich. »Ich könnte ihn manchmal schütteln, wenn er nicht reden will.«

Ich schließe auch den zweiten Schnürsenkel und denke über ihre Worte nach. »Er hat sich auf dem Bonfire länger mit Wren unterhalten. Hauptsache, er spricht mit irgendwem. Das muss nicht unbedingt ich sein.«

»Bestimmt will er dich nach allem, was war, einfach nicht belasten.«

»Keine Ahnung.« Ich erhebe mich vom Stuhl, mache einen Schritt nach hinten und drehe mich dann einmal um mich selbst. »Was meinst du?«

»Sehr hübsch! Hat Ember den Rock genäht?«, fragt Lydia und kneift die Augen ein Stück zusammen.

»Woran hast du das bitte erkannt?«, entgegne ich und sehe an mir hinab. Der Saum des dunkelblauen Tellerrocks ist mit kleinen Blumen bestickt, die man nur von Nahem sehen kann.

»Ich weiß nicht, hatte ich so im Gefühl.« Ihr Tonfall lässt mich skeptisch aufhorchen.

»Sie hat dir garantiert ein Bild geschickt, du Schummlerin.«

Lydia grinst. »Sie versorgt mich regelmäßig mit ihren neuesten Sachen. Manchmal darf ich sie sogar Ophelia zeigen und sie um Feedback bitten.«

»Möchtest du Ember Hallo sagen?«, frage ich und schnappe mir meine Tasche.

»Oh ja, gern.«

Mit James' Handy vor der Nase gehe ich zu Embers Zimmer und klopfe an die Tür. Ich kann leise Stimmen vernehmen, dann ruft Ember: »Herein!«

Als ich die Tür öffne, verharre ich auf der Stelle.

Neben Ember, direkt an deren Schreibtisch, sitzt James. Vor den beiden steht Embers Laptop, auf dessen Bildschirm ich das Logo von *Bellbird* erkennen kann. In dem Moment, als James mich sieht, steht er auf.

»Ähm, hier ist jemand, der dir kurz Hallo sagen wollte, Ember.« Ich gehe zu ihr und halte ihr das Handy hin. Sie nimmt es mir aus der Hand und grinst Lydia an.

»Einen schönen Rock hast du Ruby genäht«, sagt diese zur Begrüßung.

»Hast du ihn vom Foto wiedererkannt?«, fragt Ember.

Ich höre, wie Lydia einen zustimmenden Laut von sich gibt.

Währenddessen wende ich mich an James und lege eine Hand an seine Hüfte. »Was habt ihr gemacht?«

»Ember hat mir ihren Blog gezeigt«, sagt er, doch bevor ich nachhaken kann, wirft er einen Blick auf die Armbanduhr. »Sollen wir los?«

»Wohin geht ihr eigentlich?«, fragt Lydia.

»Zu Wren«, sagt James. »Er feiert eine Einweihungsparty.«

Aus dem Augenwinkel sehe ich, wie Ember bei James' Worten plötzlich blass wird. Ihr Mund öffnet sich ein kleines Stückchen. »Oh. Cool.« Sie hält James das Handy entgegen.

»Danke«, meint dieser und wendet sich dann wieder an Lydia. »Ich melde mich morgen noch mal, okay?«

»Geht klar. Ich kann so ab eins, davor habe ich Unterricht.«

»Morgen ist Samstag«, sagt er stirnrunzelnd.

»Meine Privatlehrerin ist der Meinung, ich soll möglichst viel Stoff vorarbeiten, falls die Zwillinge zu früh kommen. Das ist ja nicht so unüblich«, sagt Lydia.

Ich pfeife kurz. »Jetzt verstehe ich, was du mit ›streng‹ meinst.«

»Na ja, was soll's. Ich wünsche euch einen tollen Abend. Grüßt die Jungs von mir!«

»Mach ich«, sagt James mit einem schiefen Lächeln und legt auf. Dann wendet er sich an Ember. »Danke, dass du dir die Zeit genommen und mir alles erklärt hast. Das war eine große Hilfe.«

»Kein Problem«, murmelt meine Schwester. »Viel Spaß heute Abend.«

Sie hat den Blick auf ihren Laptop gerichtet, aber es kommt mir vor, als würde sie geradewegs durch den Bildschirm hindurchsehen.

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

Ember

**kingfitz:** ich möchte dich wiedersehen, supergirl

**kingfitz:** lust auf einen kaffee?

**kingfitz:** danke, dass du heute da warst. keine ahnung, ob ich das ohne dich geschafft hätte

**kingfitz:** du bist die beste x

**kingfitz:** ich wünschte, wir hätten eine höhle in der eisdielen gebaut und wären einfach dageblieben

**kingfitz:** ich bin dafür, dass wir uns durch alle eisdielen im umkreis von fünf meilen durchprobieren und dann ein ranking aufstellen

Mal abgesehen von der Tatsache, dass mich Wrens fehlende Großschreibung wahnsinnig macht, beben meine Finger vor Wut, als ich unseren Nachrichtenverlauf durchscrollte. Mit einem Mal kommen mir die Worte, an denen ich so gehangen habe, leer und bedeutungslos vor.

Ich kann nicht glauben, dass ich mich so zum Affen gemacht habe.

Stundenlang habe ich nach Stipendien gegoogelt. Ich habe ihm dabei geholfen, sein Zimmer zu renovieren, damit er sich in seinem neuen Zuhause wohlfühlt. Ich habe mir seine Sorgen angehört und stundenlang mit ihm darüber gesprochen, wie es damals bei uns war, nachdem Dad seinen Unfall hatte. Dass ich mich genauso verzweifelt gefühlt habe, obwohl ich noch ein kleines Mädchen war und keine Ahnung hatte, wie sich alles für uns verändern würde. Ich habe ihm meine Ängste anvertraut, weil ich gedacht habe, jemanden gefunden zu haben, mit dem ich über all das reden kann, worüber ich mit meiner Schwester nicht sprechen kann.

Und jetzt?

Jetzt feiert er eine Einweihungsparty, ohne mich einzuladen oder mir überhaupt davon zu erzählen.

Ich dachte, wir wären Freunde. Ich dachte, er wäre ebenfalls dazu bereit, diese ganze Sache zwischen uns auf die nächste Ebene zu heben. Doch anscheinend habe ich mich da geirrt.

sehen wir uns morgen?

Das war seine letzte Nachricht an mich. Er hat sie mir heute Nachmittag geschickt, und ich war auch noch so dämlich und habe ihm mit einem Klar geantwortet. Ich habe keine Ahnung, wie ich mich jetzt verhalten soll. Nur eines weiß ich sicher: Ich werde meinen Zorn nicht in mich hineinfressen.

Unschlüssig starre ich auf die leuchtenden Tasten meines Handys und suche nach den richtigen Worten.

Viel Spaß bei deiner Feier, Verräter.

Das hört sich viel zu kindisch an. Sofort lösche ich den Entwurf wieder.

Ich sehe zum Fernseher. Gerade schreit Gordon Ramsey einen anderen Koch an, und ich muss unweigerlich an den Abend denken, als Dad und ich uns ein Best-of angesehen und uns vor Lachen gekugelt haben, als Ramsey in der Küche fünfzehn Minuten am Stück nur herumgebrüllt hat.

Vielleicht sollte ich mir dieses Video jetzt wieder ansehen.

»Warum machst du so ein langes Gesicht, Spatz?«, fragt Mum unvermittelt.

Ich seufze. Ihr entgeht wirklich nichts. So wie Wren mich Superheldin nennt, tue ich das in Gedanken bei meiner Mum, wenn sie mal wieder etwas sieht, was niemandem sonst auffällt.

»Hattest du schon mal Freunde, die dich von einem Tag auf den anderen ausgegrenzt haben?«, frage ich.

Meine Mutter legt den Kindle beiseite, den sie sich eben noch vor die Nase gehalten hat. Nachdenklich sieht sie mich an und streicht sich das Haar hinters Ohr.

»In der Schulzeit hatte ich so eine Freundin, ja.«

»Wie bist du damit umgegangen?«, frage ich.

»Meistens habe ich darüber hinweggesehen. Aber einmal habe ich mich getraut, etwas zu sagen. Das war, als sie eine Feier an meinem Geburtstag geschmissen hat und niemand zu meiner erschienen ist.«

»Oh Gott, Mum. Das klingt ja schrecklich.«

»Redest du von Samantha Baker?«, fragt Dad plötzlich. »Dieses Miststück.«

»Angus!«, sagt Mum.

»Ist doch wahr. Ich fand es großartig, als du ihr die Meinung gezeigt hast.«

Mums Wangen färben sich leicht rötlich. »Danke, Schatz.«

»Was hast du gemacht?«, frage ich.

»Ich habe ihr gesagt, wie ihre Aktionen mich haben fühlen lassen. Vor unseren Mitschülern hat sie mich immer ignoriert, aber sobald wir allein waren, war ich ihre beste Freundin. Das fand ich nicht in Ordnung. Ich habe ihr die Chance gegeben, sich zu ändern, aber das wollte sie nicht.«

»Und dann?«, frage ich.

»Habe ich ihr die Freundschaft gekündigt und beschlossen, mich nie wieder von jemandem so schlecht behandeln zu lassen. Ich habe gelernt, meine Bedürfnisse und Gefühle immer ernst zu nehmen. Und diesen Tipp kann ich dir nur auch geben, Ember.«

Ich denke eine Weile über ihre Worte nach. *Ich habe ihr gesagt, wie ihre Aktionen mich haben fühlen lassen.*

Noch nie hat mich jemand so gekränkt, wie Wren es heute getan hat. Vielleicht sollte ich ihm genau das auch mitteilen.

Ich finde es scheiße, dass du eine Einweihungsfeier ohne mich schmeißt. Ich dachte eigentlich, wir wären Freunde.

Als ich die Worte tippe, komme ich mir seltsam entblößt vor. So fühlt es sich auch immer an, wenn ich einen persönlichen Beitrag auf meinem Blog schreibe und über die Dinge spreche, die mir am Herzen liegen.

Ich zögere, aber nur einen kurzen Augenblick, dann nehme ich mir ein Beispiel an meiner Mum und schicke die Nachricht ab. Danach sperre ich das Handy und lege es mit dem Display nach unten neben mich auf die Couch.

»Danke, Mum«, sage ich leise.

»Möchtest du darüber reden, Spatz?«

Ich schüttele den Kopf. Dann lehne ich mich an Dads Schulter und verdränge Wren Fitzgerald aus meinen Gedanken.

James

»Also«, sagt Alistair und prostet Wren mit der Bierflasche zu. »Ich mag es hier.«

Wren hebt die Augenbrauen und sieht sich in seinem Zimmer um, als würde er es selbst zum ersten Mal in Augenschein nehmen.

»Ich auch«, stimme ich Alistair zu und meine es ernst. Es ist vielleicht nicht so groß wie Wrens früheres Zimmer, und vielleicht sind die Wände nicht mit einer schweineteuren Tapete beklebt, aber es ist gemütlich, und Wren hat es geschafft, ihm seine ganz persönliche Note zu verleihen. Er hat eine Handvoll gerahmter Bilder aufgehängt und die Lacrosse-Pokale ins Regal gestellt, die wir im Laufe der letzten Jahre gewonnen haben. Alistair, Kesh und ich haben ihm zum Einzug ein gläsernes Whiskey-Set geschenkt, das nun seinen Schreibtisch ziert. Einige Möbel sind von Ikea, andere wiederum aus Wrens altem Haus, und in der Mitte des Raums liegt ein Orientteppich ausgebreitet.

»Das Haus ist wirklich süß«, sagt Ruby neben mir. Sie sitzt gegen mich gelehnt, und ich fahre gedankenverloren mit der Hand über ihren Rücken, während ich Wren beobachte.

Irgendetwas stimmt an diesem Abend nicht mit ihm. Er hat sein Handy noch kein einziges Mal aus der Hand gelegt und starrt manchmal minutenlang auf das Display.

Seine Stimmung ist gedrückt, und ich glaube nicht nur, weil es ihm unangenehm ist, dass in seinem neuen Zimmer kein Platz für Stühle ist und wir deshalb alle auf dem Boden sitzen. Es scheint ihm irgendetwas anderes durch den Kopf zu gehen, und ich frage mich, ob es mit dem mysteriösen Mädchen zu tun hat, über das er mir beim Bonfire vor einer Woche nicht mehr verraten wollte.

»Und euer Garten ist echt groß«, fügt Alistair hinzu. »Wenn du den Pool vermisst, können wir im Sommer einen aufblasbaren kaufen.«

Er geht durch den Raum und steigt über Keshs Beine hinweg, ohne diesen anzusehen. Dann setzt er sich im Schneidersitz zwischen mich und Wren. Kesh runzelt die Stirn und fängt an, die Fransen des Teppichs zwischen seinen Fingern einzurollen. Ich frage mich, ob die beiden sich wieder gestritten haben.

»Das haben wir in der Kindheit auch immer gemacht«, sagt Ruby lächelnd.

»Das stimmt«, sage ich. »Davon hängen Beweisbilder bei euch im Flur.«

Ruby stößt mir den Ellenbogen in die Seite. Das tut zwar weh, aber ich muss trotzdem grinsen.

»Sag mir nicht, dass es Bilder von dir mit Schwimmflügeln gibt«, sagt Alistair.

»Ja, so in etwa«, murmelt Ruby. Ihre Wangen sind leicht rot angelaufen, aber sie grinst ebenfalls, als sie einen Schluck von ihrer Cola nimmt. Ich hätte nie gedacht, dass ich sie einmal so entspannt in Gegenwart meiner Freunde erleben würde, und es macht mich glücklich, diesen Abend hier mit ihr verbringen zu können.

»Also, ich könnte mir gut vorstellen, dass deine Nachbarinnen sich freuen, wenn du im Sommer täglich eine kleine Stripshow hinlegst, Wren«, sinniert Alistair. »Vielleicht machen sie dann auch Bilder und hängen sie sich in den Flur.« Er wackelt mit den Augenbrauen.

»Auf dem Weg hierher habe ich drei Frauen getroffen, die mir viel Spaß bei der Einweihungsfeier gewünscht haben«, fügt Kesh hinzu. »Anscheinend hast du in der Gegend schon einen bleibenden Eindruck hinterlassen.«

Wren stöhnt auf. »Mum redet zu viel mit denen.«

»So gehört sich das, wenn man auf eine gute Nachbarschaft aus ist«, wirft Ruby ein.

»Sie sahen alle sehr liebenswert aus«, stimmt Alistair zu, aber sein schmutziges Lächeln spricht Bände.

»Wie wäre es, wenn du die Pool-Nummer abziehst und die Nachbarn bezirzst?«, schlägt Wren vor. »Bei mir wird das nicht von Erfolg gekrönt sein.«

»Kein Wunder, wenn du die ganze Zeit mit diesem Gesichtsausdruck rumläufst.« Kesh schiebt die Chips von sich, die wir erst herumgereicht haben, die im Laufe des Abends aber irgendwann bei ihm zum Stillstand gekommen sind.

Wren schnappt entrüstet nach Luft. »Hallo? Was ist an meinem Gesichtsausdruck bitte verkehrt?«

»Er sieht ungefähr so einladend aus wie ein Nagelbrett, das in Flammen steht.« Kesh zieht die Brauen eng zusammen und blickt grimmig in der Runde umher. Bei Alistair angekommen verrutscht seine Miene ein Stück, und er wendet schnell den Blick ab. Eine unangenehme Pause entsteht, in der Alistair Kesh stirnrunzelnd ansieht. Er holt tief Luft, und seine Stirn glättet sich ein Stück.

»Eigentlich muss man noch die Mundwinkel ein Stück nach unten verziehen«, sagt er nach einem kurzen Moment und guckt ebenfalls

grimmig. »Ungefähr so.«

Kesh wirkt einen Augenblick lang wie aus dem Konzept gebracht. Als sich dann ein Grinsen auf seinen Lippen ausbreitet, scheint es von ganzem Herzen zu kommen.

Er imitiert Alistairs Ausdruck. »Hallo, ich bin Wren Fitzgerald und habe keine Lust auf Gesellschaft. Lassen Sie mich in Ruhe, werte Nachbarn, damit ich weiter mein Dasein als griesgrämiger Teenager fristen darf, vielen Dank.«

Alistair, Ruby und ich prusten los, und nach kurzem Zögern stimmt auch Wren mit ein. Kesh lehnt sich zufrieden auf den Ellenbogen zurück und lächelt in sich hinein.

»Ihr seid so kacke. Kann mir einer sagen, wieso ich euch überhaupt eingeladen habe?«, fragt er, nachdem wir uns alle ein bisschen beruhigt haben.

»Weil du deine Freunde schätzt und deine Abende nicht ohne sie verbringen möchtest?«, frage ich.

»Oder vielleicht, weil du jemanden brauchst, der das Sofa einweihet?«, sagt Alistair.

»Oder weil du willst, dass jemand Krümel auf dem Teppich hinterlässt?« Kesh klopft mit nachdenklichem Gesichtsausdruck ein paar der Chipsreste von dem gemusterten Teppich.

»Der Teppich ist neu, Mann.«

Daraufhin nimmt Kesh die Schüssel mit Chips in die Hand und hält sie Wren grinsend entgegen.

»Leute«, unterbricht Alistair Wren, als dieser gerade noch etwas sagen will.

Wir sehen ihn alle an. Er hält sein Handy in die Höhe, auf dem ein Foto von einer Menschenmenge zu sehen ist. Durch den Blitz ist das Bild überbelichtet, und es ist auf den ersten Blick nicht erkennbar, wer auf dem Foto abgebildet ist.

»James McCormack schmeißt heute anscheinend eine Party.«

»Und?«, fragt Wren desinteressiert. Wir alle können McCormack nicht ausstehen. Nicht, weil er der Captain des Eastview-Lacrosse-Teams, sondern weil er ein arroganter, fieser Typ ist, der uns immer wieder aufs Neue bei unseren Spielen provoziert.

Ich beuge mich vor und kneife die Augen zusammen. Und dann weiß ich, was Alistair meint. Am Rand des Bildes ist jemand zu erkennen, der

von zwei anderen Leuten gestützt wird und den Eindruck macht, als würde er sich jede Sekunde die Seele aus dem Leib kotzen. Und dieser Jemand sieht verdächtig aus wie ...

»Ist das Cy?«, fragt Kesh mit gefurchter Stirn.

»Hundertprozentig«, gibt Alistair mit einem Nicken zurück und sieht dann fragend zu Wren.

»Das sieht echt übel aus«, sagt Wren.

Ich brumme zustimmend. Cyril ist leichenblass, die Haare hängen ihm strähnig in der Stirn. Jemand hält ihm ein Handy ins Gesicht, um ein Foto zu schießen, und er hebt abwehrend die Hand, scheint aber nicht mehr richtig in der Lage dazu zu sein.

»Wolltest du ihn nicht einladen?«

Wren nickt. »Ja, aber er hat wieder nicht geantwortet.«

Zwischen uns liegt plötzlich etwas Schweres in der Luft.

»Was meint ihr?«, fragt Alistair plötzlich in die Runde. »Wie wäre es, wenn wir James McCormack einen kleinen Besuch abstatten?«

Der Boden unter meinen Füßen vibriert. Die Musik ist so laut, dass die Wände wackeln. Ich dränge mich durch Trauben von Menschen, einige tanzen, andere versuchen, sich über den Lärm hinweg zu unterhalten. Jemand hebt ruckartig seine Bierflasche, und ich bekomme Spritzer des Inhalts ins Gesicht. Verärgert wische ich mir mit dem Handrücken über die Wange. Einer der Jungs, die ich vom Lacrosse kenne, rammt mir im Vorbeigehen den Ellenbogen in die Seite. Als ich ihn stirnrunzelnd ansehe, wirft er mir einen herausfordernden Blick zu. Doch dafür habe ich keinen Nerv.

Ich beuge mich zu Ruby hinunter, die neben mir geht und seit einiger Zeit kein Wort mehr gesagt hat.

»Alles okay?«, frage ich laut.

Sie nickt und wirft mir ein gezwungenes Lächeln zu. Ich kann es ihr nicht verdenken. Statt in Wrens gemütlichem Zimmer zu sitzen, haben wir uns von Alistairs Chauffeur nach Eastview bringen lassen, wo ganz offensichtlich die Party des Jahrhunderts stattfindet.

Verdammt James McCormack.

»Wenn du lieber nach Hause möchtest ...«, fange ich zum wiederholten Mal an, woraufhin Ruby nur die Augen verdreht.

»Ich bleibe bei euch.« Sie drückt meine Hand und zieht mich dann zu der Treppe, die ins obere Geschoss der Villa hinaufführt.

Ich ignoriere die Blicke der Leute. Unser Ruf in Eastview ist nicht der beste. Nicht nur haben wir das Lacrosse-Team ein ums andere Mal in der Meisterschaft vernichtet, Alistair ist zudem berüchtigt dafür, zweimal auf McCormack losgegangen zu sein – mit unschönem Ausgang. Während wir die Treppe nach oben gehen, höre ich, wie er von jemandem dumm angemacht wird, und als ich einen Blick über die Schulter werfe, sehe ich gerade noch, wie Kesh einen Typ mit der Schulter beiseitedrängt, der Alistair ziemlich nahe gekommen ist.

»Lasst euch nicht provozieren«, sagt Wren, der vor Ruby und mir läuft und sich suchend nach Cyril umblickt.

Die Musik hallt in der gesamten Eingangshalle wider, ein dröhnender House-Beat, der den Kronleuchter klirren und meinen Schädel brummen lässt. Ich wünsche mir fast, ebenfalls trinken zu können, aber das kommt nicht infrage. Ich brauche einen klaren Kopf.

»Hast du eine Ahnung, wo er sich rumtreiben könnte?«, brüllt Wren über die Schulter hinweg.

Ich schüttele den Kopf. Das Haus, in dem die Party stattfindet, gehört McCormacks Eltern, und ich kann mich vage erinnern, schon mal hier gewesen zu sein. Das gewundene Treppengeländer und die hässlichen Gemälde von Obstkörben und alten Vasen kommen mir bekannt vor. Damals war ich so betrunken, dass ich inzwischen keine Ahnung mehr habe, wo sich hier drin was befindet.

Wir gehen die letzten Stufen nach oben und laufen dann durch den Flur zu einer doppelflügeligen Tür. Wrens Schultern versteifen sich, und als ich einen Blick in den Raum erhasche, weiß ich auch, warum.

Auf einem Tisch, auf dem ich noch die Überreste eines Pokerspiels erkennen kann, steht Cyril. Er grölt laut den Song mit, der durch den Raum hallt, und hält ein halb gefülltes Whiskeyglas in der Hand, aus dem bei jeder seiner ausgelassenen Bewegungen Tropfen fliegen. Vor ihm steht ein Mädchen auf dem Tisch, das ebenso ausgelassen tanzt wie er und ihm dann zuruft, dass er trinken soll. Er legt den Kopf in den Nacken und leert das Glas – und im nächsten Moment wirft er es quer durch den Raum. Es zerschellt an der Wand, allerdings scheint sich daran niemand zu stören. Im Gegenteil: Ein lautes Jubeln geht durch den Raum. Cyril verbeugt sich lachend, kommt ins Straucheln und hält sich an dem Mädchen fest.

»Ich kann nicht glauben, dass ich mir Sorgen um ihn gemacht habe«, sagt Wren und schüttelt den Kopf.

»Ich finde nur, das zeigt, wie berechtigt deine Sorge war«, widerspricht Alistair, der neben uns getreten ist. »Mich erinnert sein Verhalten an das von James im Dezember.«

Die Bemerkung versetzt mir einen Stich in die Magengrube. »Wir müssen ihn hier rausholen«, rufe ich ihnen über die Musik hinweg zu. Ich tausche einen Blick mit den Jungs, dann wende ich mich an Ruby. »Bleibst du kurz hier? Wir holen ihn und dann verschwinden wir.«

Rubys Blick ist besorgt, als er von mir zu Cyril gleitet, der mittlerweile auf dem Tisch schwankt und laut nach einem neuen Drink verlangt. Schließlich nickt sie. Ich gebe ihr einen Kuss auf die Stirn, dann drehe ich mich um, gehe durch den Raum und springe kurzerhand auf den Tisch.

Als Cyril mich sieht, runzelt er die Stirn. Seine Augen sind rot, und ich kann nicht sagen, ob er zgedröhnt ist oder geweint hat. Noch ernster wird sein Blick, als er die anderen unten entdeckt. Dann schluckt er schwer.

Das Mädchen, das mit ihm getanzt hat, ist stehen geblieben. Sie scheint zu merken, wie ernst die Stimmung plötzlich ist, und lässt sich mit einem Seufzen vom Tisch helfen. Währenddessen sehen Cyril und ich uns einfach nur an. Ich suche nach der Wut, die ich seinetwegen in den letzten beiden Wochen empfunden habe, aber überraschenderweise kann ich sie nicht finden. Nicht, wenn ich sehe, wie schlecht es ihm in dieser Sekunde geht.

»Was macht ihr hier?«, lallt er nach einer Weile.

Ich schlucke hart. »Wir sind hier, um dich abzuholen.«

Cyrl wankt von einer Seite auf die andere, ohne von mir wegzusehen. In seine Augen tritt ein glasiger Blick.

»Komm«, sage ich und nicke zur Tür. Dann umfasse ich seinen Arm und helfe ihm zusammen mit Wren vom Tisch runter. Um uns herum erklingen ein paar Buhrufe, aus dem Augenwinkel kann ich sehen, wie jemand anders Cyrils Platz auf dem Tisch einnimmt und augenblicklich angefeuert wird zu trinken.

Wir versuchen Cyril zu stützen – Wren zu seiner Linken, ich zu seiner Rechten –, doch er sackt immer wieder in sich zusammen.

»Verdammt, Cy«, stöhnt Wren. »Kannst du wenigstens ein bisschen mithelfen?«

Cy lallt eine Antwort, doch ich höre nur mit halbem Ohr hin, denn in diesem Moment erreichen wir die Flügeltür – und Ruby ist nicht mehr da.

Ich fluche leise und sehe mich nach Alistair und Kesh um, die ebenfalls auf denselben Fleck starren.

»Wo ist sie?«, fragt Alistair.

Kesh, der der Größte von uns allen ist, sieht sich in alle Richtungen um. Als sich sein Blick verfinstert, weiß ich, dass er sie entdeckt haben muss.

»Sie steht an der Galerie. Bei McCormack«, fügt er noch hinzu, doch da habe ich mich schon in Bewegung gesetzt. Ich lege Cyrils Arm um Keshavs Schultern und beginne augenblicklich, mich zu ihr durchzukämpfen.

»Beaufort!«, sagt McCormack, als er mich entdeckt. Er hat eine Hand auf dem Geländer neben Ruby abgestützt. In der anderen hält er einen Becher, mit dem er mir zuprostet. »Wie schön, dass ihr euch blicken lasst. Ich kann mich gar nicht daran erinnern, euch eingeladen zu haben.« Sein Tonfall ist höflich, beinahe als würde er alte Freunde begrüßen – dabei wissen wir alle, dass wir genau das Gegenteil sind.

»Wie ich sehe, kümmert ihr euch um diesen Versager«, fährt McCormack fort. Er verzieht angewidert das Gesicht, während er Cyril von oben bis unten mustert. »Der Idiot hat mein ganzes Klo vollgekotzt.«

Ich will mich nicht von ihm provozieren lassen. Wirklich nicht. Aber dann hebt er seine Hand vom Geländer und berührt Ruby an der Hüfte.

»Und was verschlägt dich hierher?«

Sie macht einen Schritt zu mir und weg von McCormack im selben Moment, in dem ich einen nach vorn mache.

Ich öffne den Mund, doch Ruby ist schneller. »Bitte fass mich nicht an«, sagt sie, ihr Tonfall freundlich. Ich nehme ihre Hand in meine, als sie sich neben mich stellt.

McCormack sieht von mir zu Ruby und zurück. Sein spöttisches Lächeln wird noch eine Spur breiter. »Wie nett. Jetzt, wo wir das geklärt haben, könnt ihr gern verschwinden. Abfall wie euch brauche ich hier wirklich nicht.«

Ich spüre, wie ich die freie Hand automatisch zur Faust balle. »Pass auf, was du sagst«, knurre ich.

»Lass gut sein, James«, ermahnt Wren mich leise.

»Hör lieber auf deinen Schoßhund, Beaufort.«

Ich mache einen Schritt auf ihn zu, aber plötzlich ist da Alistair an meiner Seite, der mich am Arm zurückhält. Wütend funkelt er mich an.

»Du hast mich letztes Mal auch zur Sau gemacht, als ich auf ihn losgegangen bin, also guck nicht so«, fährt er mich an. »Wir haben

Wichtigeres zu tun.«

Ich weiß, dass er recht hat. Trotzdem schäume ich vor Wut. Es ist eine Sache, wenn McCormack mich blöd von der Seite anmacht. Aber er hat meine Freunde und Ruby beleidigt, und alles in mir verlangt danach, ihm ganz genau zu zeigen, was ich davon halte.

Aber dann sehe ich zu Ruby und denke darüber nach, wie ihre Eltern es wohl finden würden, wenn ich mit einem blauen Auge oder aufgeschürften Knöcheln nach Hause komme.

Nicht gut, so viel steht fest.

Ich schlucke schwer und drehe mich dann ruckartig um. Während Kesh und Wren Cyril stützen, halte ich Rubys Hand.

Gemeinsam verlassen wir die Party.

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

Alistair

Garantiert geben wir ein grandioses Bild ab, wie wir mit Cyril in unserer Mitte durch die verlassenenen Straßen von Eastview streifen. Am Anfang kann er sich kaum aufrecht halten, und wir kommen nur voran, weil Keshav und Wren ihn mit sich mitziehen, doch je länger wir unterwegs sind, desto besser geht es ihm. Als wir nach zwei Meilen endlich einen Laden gefunden haben, der um diese Uhrzeit noch geöffnet hat, waren wir so lange an der frischen Luft, dass er zumindest wieder ansprechbar ist.

Er lässt sich auf die Sitzbank fallen, während Wren und Kesh neben ihm und James, Ruby und ich ihm gegenüber Platz nehmen. Dann starrt er an uns vorbei aus dem Fenster, einen apathischen Blick in den Augen.

Je länger ich Cyril ansehe, desto größere Sorgen mache ich mir um ihn. James scheint es ähnlich zu gehen, denn sein Gesichtsausdruck ist eine Mischung aus Mitgefühl, Besorgnis und Wut. Nach allem, was Cyril ihm, Lydia und Ruby angetan hat, kann ich ihm Letzteres auch nicht verdenken.

»Wie wäre es, wenn du uns erzählst, was zum Henker du überhaupt bei McCormack gemacht hast?«, schlägt Wren betont locker vor, nachdem unsere Getränke gebracht wurden. Ein stilles Wasser für Cyril, Cola für uns andere – wobei ich genau gesehen habe, wie Kesh und Wren mit der Alkoholkarte geliebäugelt haben.

»Ablenkung«, sagt Cyril schlicht und gibt sich große Mühe dabei, nicht zu lallen. Er sah wirklich schon mal besser aus: Sein Gesicht ist rot, seine Haare strähnig, und auf seinem weißen Hemd sind Flecken, von denen ich lieber nicht wissen will, woher sie stammen.

»Ich habe dich auf meine Einweihungsparty eingeladen. Da hättest du auch Ablenkung gehabt.«

Cyril schnaubt. »Als ob die Einladung ernst gemeint war.«

»Wie soll ich sie denn sonst gemeint haben?«, fragt Wren.

Cyril presst die Lippen zusammen und wendet den Blick ab.

Nach ein paar Sekunden räuspert sich Wren. »Ich weiß, wie es dir geht, Mann. Und ich ...«

»Du weißt einen Scheißdreck«, zischt Cyril. »Du hast keine Ahnung, wie es sich anfühlt, alles zu verlieren, was du auch nur ansatzweise liebst. Wie es sich anfühlt, selbst schuld daran zu sein, wenn du von all deinen Freunden gehasst wirst.«

Schweigen. Ich glaube, wir halten alle die Luft an.

»Wir hassen dich doch nicht, Cy«, sage ich schließlich leise.

Daraufhin beißt Cyril nur die Zähne fest zusammen. Ich habe keine Ahnung, was in seinem Kopf vor sich geht, aber an den roten Flecken, die sich von seinen Wangen langsam auf seinem Hals ausbreiten, kann ich erkennen, wie nahe ihm dieses Gespräch geht.

»Alistair hat recht«, stimmt James mir zu. »Wir haben uns Sorgen um dich gemacht.«

Cyril blickt auf und durchbohrt James mit eisblauen Augen. »Du hast doch selbst gesagt, dass unsere Freundschaft verloren ist.«

James erwidert seinen Blick und zuckt dann mit den Schultern. »Du hast richtig Scheiße gebaut. Und ich war sauer, ja, aber das heißt nicht gleich, dass wir dich hassen.«

Cyril stößt ein bitteres Lachen aus und schüttelt den Kopf. Sein Blick zuckt zum Ende der Sitzbank, als würde er in Betracht ziehen, über Wren und Kesh zu springen und anschließend schnellstmöglich aus der Bar zu flüchten. Im selben Moment lehnt Wren sich vor und legt beide Arme auf dem gemaserten Holztisch ab. Cyril beißt die Zähne fest zusammen und lässt sich wieder nach hinten sinken. Er fährt sich mit beiden Händen übers Gesicht und gibt ein leises Stöhnen von sich.

»Ich verstehe dich nicht, Cy«, sage ich und sehe ihn wütend an, als er die Hände wieder sinken lässt. »Du bist derjenige, der Mist gebaut hat. Du bist derjenige, der dafür gesorgt hat, dass Lydia verschwinden musste und Ruby von der Schule geflogen ist. Du hast kein einziges Mal versucht, mit uns zu sprechen, sondern gehst lieber gleich davon aus, dass wir dich hassen. Wie soll das denn weitergehen? Sollen wir jetzt immer so zerrüttet bleiben?« Ich schüttele den Kopf. »Wieso bist du so?«

»Weil ich weiß, dass ich es verbockt habe, okay?«, brüllt Cyril und schlägt mit der Faust so heftig auf den Tisch, dass sein Wasserglas gefährlich wackelt. »Das ist mir mehr als klar. Ich weiß, dass ihr mir das nie verzeihen werdet, also warum soll ich mich anstrengen?«

Ich starre ihn mit großen Augen an. Seine Schultern heben und senken sich schnell. Er sieht aus wie auf der Party, als James ihm vom Tisch

geholfen hat: als würde er jeden Moment anfangen zu weinen, sich aber mit aller Kraft davon abhalten.

»Ich weiß überhaupt nicht, was ihr eigentlich von mir wollt«, fährt er fort, ruhiger. »Wieso schert es euch, was ich in meiner Freizeit mache?«

»Es schert uns, weil du immer noch unser Freund bist«, sagt Wren mit fester Stimme. »Trotz allem.«

Ich brumme zustimmend. Cyril presst bloß die Lippen fest aufeinander.

»Sprich doch einfach mit uns«, schlägt Kesh in ruhigem Ton vor. »Wir wissen ja noch nicht mal, was genau passiert ist.«

»Würde das etwas ändern?«, entgegnet Cy resigniert.

Kesh sieht ihn aus dunklen Augen von der Seite an. Schließlich hebt er eine Schulter. »Es kann nicht schaden, oder?«

Cyril starrt auf die Tischplatte. Er atmet tief ein und lässt die Luft hörbar entweichen. Sein Blick zuckt kurz zu Ruby, die neben James sitzt und während unseres gesamten Gesprächs noch keinen Laut von sich gegeben hat.

»Ich wollte zu Lexington gehen und ihm die Wahrheit sagen«, fängt er schließlich mit rauer Stimme an. Er schüttelt den Kopf und richtet den Blick auf die Tischplatte. »Aber dann ist dein Vater bei mir zu Hause aufgetaucht, James. Er hat mir den Krieg erklärt, sollte ich auch nur einen Versuch unternehmen, Ruby zu helfen. Ich ... habe Angst bekommen und mich von ihm einschüchtern lassen, weil ich weiß, wozu er fähig ist.«

Mit einem Mal ist es so still am Tisch, dass man fast die Kohlensäure am Rand der Gläser aufsteigen hören kann.

»Ich habe mich nicht getraut, zu Lexington zu gehen, aber ich wusste, dass ich irgendetwas tun muss. Also habe ich dir die Bilder geschickt.« Cyril schluckt schwer. »Und ich habe ernst gemeint, was ich dir im Club gesagt habe. Es tut mir wirklich wahnsinnig leid.«

Der Kellner kommt vorbei und fragt uns, ob er uns noch etwas bringen kann. Ruby ist die Einzige, die reagiert und freundlich ablehnt. Wir verbringen ein paar Minuten schweigend, bis ich es nicht mehr aushalte.

»Wir müssen es besser machen als unsere Eltern«, sage ich. Meine Stimme durchbricht die unangenehme Stille. »Das haben wir doch schon immer gesagt, oder nicht? Dass wir nicht so werden wollen wie sie. Vielleicht mit Ausnahme von Kesh, weil seine Eltern Heilige sind.«

»Ich weiß nicht, wie es euch geht, aber ich bin das alles so satt«, fügt James hinzu. Wir drehen uns alle zu ihm. »Ich habe es so satt, uns

auseinanderbrechen zu sehen. Auch wenn sich in der nächsten Zeit viel bei uns verändern wird – einer Sache bin ich mir ganz sicher: Ihr seid mir wichtig. Ich möchte euch in meinem Leben wissen. Jeden von euch«, sagt er und sieht Cyril direkt an.

»Wir haben schon so viel miteinander durchgemacht.« Wren stößt mit seiner Schulter gegen Cyrils.

»Du kannst die Situation nicht ignorieren, Cy«, sagt Kesh. »Du kannst nicht einfach verschwinden, nicht mehr zur Schule kommen und deine Wochenenden mit James McCormack verbringen und dich bei ihm zudröhnen. Okay?«

Wieder ist es eine Minute lang still. Dann blickt Cyril von der Tischplatte auf und sieht zu Ruby.

»Es tut mir leid«, krächzt er. »Ich wünschte, ich könnte das mit den Bildern rückgängig machen.«

Ruby presst die Lippen fest aufeinander und nickt abrupt. Ihre Wangen wirken mit einem Mal ganz bleich. »Ist ... ist schon okay, Cyril.«

»Das ist es nicht, und das wissen wir beide«, widerspricht er. »Aber ich möchte trotzdem, dass du weißt, wie sehr ich es bereue.«

Ruby und er sehen sich an, und zwischen ihnen scheint ein stummer Austausch stattzufinden, in dem sie offenbar überprüft, wie ernst er diese Worte meint.

»Ich glaube, ich habe ihn noch nie so oft sich entschuldigen gehört«, sagt Wren plötzlich.

»Ich habe Cyril überhaupt noch nie das Wort ›Entschuldigung‹ benutzen gehört«, stimmt Kesh zu.

Cyрил reißt den Blick von Ruby los und fährt sich mit einer Hand durch die Haare. Dann, als hätte er die Idee nachträglich gehabt, boxt er erst Wren und danach Kesh in die Schulter. Letzterer versucht auszuweichen und rutscht dabei fast von der Bank, was ein so komischer Anblick ist, dass James und ich lachen müssen.

»Es wird Zeit, dass du wieder zur Schule kommst«, sagt James an Cyril gewandt.

Eine halbe Ewigkeit scheint zu vergehen, bis Cyril schließlich nickt. »Du hast recht.«

Es ist nach drei Uhr, als ich meinen Chauffeur anrufe, damit er uns an der Kneipe in Eastview abholen kommt. Als Erstes fahren wir Wren, James und

Ruby nach Gormsey, danach setzen wir Cyril zu Hause ab. Er steigt aus, doch bevor er die Tür schließt, beugt er sich noch einmal runter und sieht ins Wageninnere. Er blickt zwischen Kesh und mir hin und her.

»Ich ...«, fängt er an und räuspert sich. »Danke für heute Abend, Jungs.«

»Jederzeit«, gibt Kesh zurück.

»Betrink dich das nächste Mal gefälligst mit uns, nicht mit James McCormack«, sage ich und ernte augenblicklich von Kesh einen Tritt vors Schienbein.

»Verstanden«, murmelt Cyril und macht dann kehrt. Ich schließe die Wagentür und klopfe vorn gegen den Sichtschutz, um Rupert zu signalisieren, dass er weiterfahren kann.

»Wohin, Sir?«, fragt dieser.

»Zu Keshav, bitte«, antworte ich. Wenig später setzt sich der Wagen in Bewegung. Müde lasse ich meinen Kopf gegen die Rücklehne sinken.

»Das hat wehgetan«, sage ich und reibe mir das Schienbein mit einer Hand.

»Du hast mit deiner Bemerkung einen sehr bewegenden Moment zerstört.« Sein Blick zuckt zu meinem Bein. »Ganz so heftig wollte ich dich aber auch nicht treten, tut mir leid.«

»Ich wollte nur die Stimmung zwischen uns ein bisschen auflockern«, gebe ich zurück. »Der Abend war zu schwer beladen für meinen Geschmack.«

Kesh brummt nur. Er sitzt mir gegenüber auf der Bank. Im Gegensatz zu mir wird ihm beim Rückwärtsfahren nicht schlecht. Er kann sogar im Auto lesen, was für mich unvorstellbar ist. Sobald ich auch nur ein Buch in die Hand nehme, könnte ich den Kopf aus dem Fenster hängen und losreihern.

Früher hat Kesh sich darüber lustig gemacht, dass mir im Auto immer so schlecht wurde, und begonnen, Experimente durchzuführen, um herauszufinden, was genau bei mir die Übelkeit verursacht. Seitdem weiß ich, dass ich ohne Probleme im Auto rumknutschen, aber eindeutig nicht am Handy spielen kann.

Zum Glück setzt mein Körper die richtigen Prioritäten.

»Sieh mich nicht so an«, sagt Kesh unvermittelt. Seine Stimme hat einen noch dunkleren Ton angenommen als sonst. Er lässt seinen Blick von meinen Augen zu meinem Mund wandern, reißt ihn dann aber ruckartig von

mir los, als hätte er selbst gemerkt, was er da gerade tut. Er dreht den Kopf zum Fenster.

»Wie habe ich dich denn angesehen?«, frage ich.

Der Umschwung der Stimmung kommt so plötzlich, dass mir fast schwindelig davon wird.

»Du hast mich angesehen, als würdest du über die Vergangenheit nachdenken«, antwortet er nach einer Weile.

Ich schlucke schwer. »Darf ich das denn nicht?«

Kesh stößt einen Laut aus, der wohl so etwas wie ein Lachen sein soll, gleichzeitig aber auch verzweifelt klingt. »Nein.«

»Nein? Warum nicht?«

Er sieht mich wieder an. »Weil du dich nicht an Erinnerungen festklammern solltest, wenn du stattdessen neue Momente mit mir erleben könntest.«

Seine Worte verschlagen mir die Sprache. Ich brauche einen Augenblick, bis ich wieder sprechen kann. »Kesh ...«

»Ich habe es meiner Mum gesagt«, unterbricht er mich.

Das Herz hämmert in meiner Brust. Ich nehme nur noch Kesh wahr, alles andere um mich herum rückt in weite Ferne. »Was?«

»Ich habe ihr gesagt, dass ich bisexuell bin und mich von Frauen und Männern angezogen fühle.«

Die Gedanken überschlagen sich in meinem Kopf. Ich weiß nicht, was ich zuerst sagen soll. Ich räuspere mich und setze zu der Frage an, die mir in diesem Moment am wichtigsten erscheint. »Wie hat sie reagiert?«

Kesh atmet ruckartig aus. »Anders, als ich erwartet habe. Es ist mir echt schwergefallen, dabei hatte ich bei Mum ehrlich gesagt gar nicht so viel Angst wie vor Dad. Im ersten Moment hat sie gedacht, ich wäre krank oder so, weil ich so nervös war und zu weinen angefangen habe, bevor ich überhaupt ein Wort sagen konnte. Als ich es ihr dann erzählt habe, war sie erleichtert, dass es nichts Schlimmes ist. Dann hat sie sich sofort entschuldigt und gefragt, ob es taktlos gewesen wäre, das zu sagen.«

Ich lausche seiner Erzählung mit angehaltenem Atem.

»Insgesamt war es ... ich weiß nicht. Besser, als ich gedacht hätte?« Er lässt es fast wie eine Frage klingen.

»Das klingt toll«, krächze ich.

Kesh nickt und sieht auf seine Hände.

Der Moment zwischen uns dehnt sich aus.

»Ich ... ich habe dich nicht dazu gedrängt, oder?«, frage ich schließlich. Er schüttelt den Kopf, ohne aufzublicken. »Nein. Ich habe das nicht für dich, sondern für mich getan. Ich wollte es Mum erzählen, weil es sich richtig angefühlt hat.«

Ich spüre, wie der Druck in meinem Brustkorb ein Stück weit nachlässt.

»Sie hat gesagt, dass sie mich liebhat. Und ich glaube, sie hat sich Infobroschüren bestellt oder im Internet recherchiert oder so, weil sie mich jetzt ständig irgendwelche Sachen fragt, die wie aus einem Pädagogik-Lehrbuch klingen. Außerdem hat sie mir zum zweiten Mal einen Vortrag über Safer Sex gehalten.« Kesh verzieht das Gesicht. »Dieses Mal war es noch viel unangenehmer als beim ersten Mal.«

Ich stoße ein schnaubendes Lachen aus. »Ich liebe deine Mum.«

Kesh lächelt seine Hände an. »Und ich liebe dich.«

Der Wagen hält an. Ich glaube, das tut mein Herz auch.

Ich starre Kesh an, der den Kopf hebt und mich ansieht – ganz direkt. Sein Blick ist offen und so verletzlich, wie ich ihn noch nie zuvor gesehen habe. Wieder verändert sich die Atmosphäre im Wagen. Es kommt mir vor, als wäre Kesh zu nah und gleichzeitig viel zu weit weg. Ich möchte die Hand ausstrecken, kann mich aber nicht von der Stelle rühren.

»Was hast du gerade gesagt?«, flüstere ich.

Keshav schluckt hart. »Ich habe gesagt, dass ich dich liebe, Alistair. Das tue ich schon seit geraumer Zeit. Und es tut mir leid, falls ich dir je das Gefühl gegeben habe, das wäre anders.«

Jedes seiner Worte berührt mich tief im Inneren. So lange habe ich gehofft, diese Worte von ihm zu hören – oder auch nur eine Andeutung davon. Ihn das jetzt sagen zu hören, übersteigt meine Vorstellungskraft. Tränen brennen in meinen Augen, die ich nicht wegblinzeln kann. Ich kann nichts dagegen tun, als sie sich aus meinen Augenwinkeln befreien und über meine Wangen laufen.

Was ich dann tue, geschieht wie von selbst. Mein Körper ist wie ferngesteuert, als ich einen Satz nach vorn auf Kesh zu mache und die Arme um seinen Hals schlinge. Die Luft entweicht ihm hörbar, aber in dieser Sekunde ist mir das gleichgültig. Es zählt nur noch, ihm so nah zu sein wie nur möglich.

»Ich liebe dich auch«, murmle ich in sein Haar.

Kesh legt beide Arme um meinen Rücken und zieht mich eng an sich. »Cool.«

Ein heiseres Lachen platzt aus mir raus, gleichzeitig rinnen weitere Tränen meine Wangen hinab. Ich mache mich ein Stück von ihm los, um in sein Gesicht sehen zu können. »Das ist deine Reaktion? Cool?«

Er hebt eine Hand an mein Gesicht und streicht die Nässe von meinen Wangen. Ein Lächeln umspielt seine Mundwinkel. »Ja«, sagt er schlicht. Die Antwort ist so sehr Kesh, dass ich ihn wieder umarmen und festhalten muss. Er streicht mit den Händen sanft über meinen Rücken und hilft meinem Herzen so nicht wirklich dabei, sich zu beruhigen.

»Möchtest du mit reinkommen?«, fragt er schließlich. Er lächelt unsicher. »Ich will mich jetzt noch nicht von dir verabschieden.«

Ich löse mich wieder ein Stück von ihm und sehe ihm in die Augen. »Gern.«

Kesh beugt sich ein Stück vor und streicht mit dem Mund über meinen. Es ist nur der Hauch einer Berührung, und doch breitet sich eine Gänsehaut auf meinen Armen aus.

»Cool«, murmelt er wieder.

Dann senkt er seine Lippen sanft auf meine.

Ember

Die kommende Woche ist die pure Hölle für mich. Zum einen, weil ich zwei schlechte Klausuren zurückbekomme und Mum und Dad deshalb enttäuscht von mir sind, zum anderen, weil mir die Sache mit Wren nicht aus dem Kopf geht und ich ununterbrochen an ihn denke.

Ich habe Ruby und James in den letzten Tagen kaum zu Gesicht bekommen. Wenn sie nicht an ihrem Schreibtisch oder am Küchentisch sitzen und sich gemeinsam auf die Abschlussprüfungen vorbereiten, fahren sie Lydia besuchen oder organisieren irgendetwas fürs Veranstaltungskomitee. Nur einmal habe ich sie im Wohnzimmer über die Party bei Wren reden hören, als James meinte, wie gut der Abend letzten Endes für sie alle gewesen ist und dass er Wren ab jetzt öfter besuchen wird. Es hat mich große Mühe gekostet, mir ein verächtliches Schnauben zu verkneifen.

»Ist alles okay?«, fragt mich meine Freundin Maisie, als wir nach der letzten Stunde das Schulgebäude verlassen. Normalerweise haben wir es nicht eilig und lassen uns auf den Treppen Zeit, um uns noch über alles Mögliche zu unterhalten. Aber heute will ich einfach nur nach Hause und mich so tief im Internet vergraben, dass jegliche Gedanken an Wren Fitzgerald aus meinem Kopf vertrieben werden.

»Die Woche war nicht gerade die beste«, antworte ich, den Blick auf meine Lackboots geheftet. Sie sind neonpink mit großen Schnallen und passen überhaupt nicht zur Schuluniform, aber das ist mir egal. Ich habe sie günstig auf einem Flohmarkt ergattert und freue mich seitdem täglich darüber, sie anziehen zu können. Vor allem, weil mir die Farbe normalerweise immer gute Laune bereitet.

Nur heute leider nicht.

»Ich hab Chemie auch verkackt. Mach dir nichts draus, Embermaus«, sagt Maisie aufmunternd und klopft mir mit der flachen Hand auf den Rücken.

»War der Reim Absicht?«, frage ich grinsend.

»Nein, aber daran merkt man wieder, was für ein unglaubliches Talent ich für Sprache besitze«, gibt sie grinsend zurück.

»Nicht, wenn es nach Mrs Wright geht.« Ihrem nächsten Schlag weiche ich grinsend aus und stolpere dabei fast über die nächste Stufe.

»Hallo? Du musst lieb zu mir sein. Immerhin habe ich keinen heißen heimlichen Freund, der mich von der Schule abholt.«

»Ich habe keinen heißen heimlichen ...«, fange ich an, halte aber mitten im Satz inne, als ich sehe, wer unten am Treppengeländer lehnt und mit in den Taschen vergrabenen Händen zu mir hochsieht.

Wren.

Er ist hier.

An meiner Schule.

Ich beiße mir von innen auf die Zunge. Ich bin wütend, gleichzeitig aber auch unsicher. Er hat nicht auf meine Nachricht geantwortet. Genauer gesagt habe ich seit dem letzten Wochenende überhaupt nichts mehr von ihm gehört.

Ich habe keine Ahnung, was er hier will.

»Wir sehen uns morgen, ja? Oh, und frag deine Mum, ob sie dir wieder einen Scone für mich mitgeben kann. Danke, du bist die Beste!«, ruft Maisie mir noch zu, und bevor ich die Gelegenheit bekomme, sie zurückzuhalten, springt sie die restlichen Stufen nach unten, wobei ihre beiden geflochtenen Zöpfe hinter ihr in der Luft fliegen.

Plötzlich auf mich selbst gestellt, hole ich tief Luft und gehe langsam nach unten. Wenn ich Wren während der letzten Wochen getroffen habe, dann habe ich ihn immer von oben bis unten angeschaut und versucht, mir jedes Detail von ihm einzuprägen – beispielsweise den leichten Knick in seinem linken Ohr, das kleine Brandloch in seiner Lederjacke oder die Kerben um seine Mundwinkel, wenn er auf eine ganz bestimmte Art lächelt.

Jetzt sehe ich ihn nicht an, als ich die Treppe hinabsteige, und auch nicht, als wir auf gleicher Höhe sind und er den Mund öffnet, um etwas zu sagen. Stattdessen gehe ich wortlos an ihm vorbei.

»Warte!«, ruft er, und ich kann hören, wie er hinter mir herläuft.

Ich ignoriere ihn.

»Natürlich sind wir Freunde, Ember«, ruft er hinter mir.

Ich bleibe auf dem Absatz stehen und presse die Lippen fest zusammen.

Wren kommt um mich herum und stellt sich vor mich. Es tut weh, ihn anzusehen, also starre ich stattdessen auf die vergilbten Schuhspitzen seiner

Chucks.

Auch nicht viel besser.

Wie kann es sein, dass ich innerhalb kürzester Zeit so viel in diese Freundschaft investiert habe?

Wie kann es sein, dass ich jetzt schon so an diesem Jungen hänge?

»Ich weiß, dass die Antwort viel zu spät kommt, aber ... wir *sind* Freunde«, wiederholt Wren, diesmal energischer.

Jetzt kann ich doch nicht anders – ich sehe ihm in die Augen. »So hat es sich diese Woche nicht angefühlt«, gebe ich zurück. »Ich hatte es so verstanden, dass wir Ruby und den anderen von unserer Freundschaft erzählen wollen. Und dann erfahre ich von meiner Schwester, dass du eine Party schmeißt, auf der ich offensichtlich nicht erwünscht bin.«

»Es tut mir leid«, sagt er. Er fährt sich übers Haar, und erst in diesem Moment realisiere ich, wie sehr er hier mit seiner Maxton-Hall-Uniform heraussticht. Ein paar meiner Mitschüler beäugen uns neugierig, als sie an uns vorbeigehen, aber darüber kann ich mir jetzt keine Gedanken machen.

Ich schüttele den Kopf. »Du hast mir eine Woche lang nicht auf meine SMS geantwortet. Oder überhaupt irgendein Lebenszeichen von dir gegeben. So verhalten sich Freunde nicht.«

»Ich weiß, und das tut mir wirklich leid.« Er sucht einen Moment nach den richtigen Worten. »Aber diese Party ... Meine ganzen Freunde sind gekommen. Ich konnte dich da einfach nicht einladen, Ember.«

Es fühlt sich an, als hätte er mir mit seinen Worten einen Stoß vor die Brust verpasst, und ich mache einen Schritt zurück.

Ich habe mit Wren sein Zimmer renoviert und nächtelang das Internet nach Stipendien für ihn durchforstet. Ich war diejenige, die ihm dabei geholfen hat, mit der jetzigen Situation klarzukommen, die für ihn da war, wenn er mitten in der Nacht jemanden zum Reden brauchte. Wir haben stundenlang miteinander gesprochen und geschrieben. Ich habe gedacht, wir wären gute Freunde.

Anscheinend habe ich mich geirrt.

Es hat wehgetan, diese Woche keine Nachricht von ihm zu bekommen, aber das war nichts im Vergleich zu dem Schmerz, den mir seine Worte gerade bereitet haben. Gleichzeitig ist mir in diesem Moment etwas ganz deutlich klar geworden.

»Ich habe mich nicht jahrelang damit beschäftigt zu lernen, mich selbst zu lieben, um mir von irgendjemandem so ein schlechtes Gefühl vermitteln

zu lassen«, sage ich.

Wren schüttelt den Kopf, macht noch einen Schritt auf mich zu. »So war das nicht gemeint. Ich wollte nur nicht, dass du einen falschen Eindruck von mir oder meinen Freunden bekommst. Und nach deiner SMS ... Ich wusste nicht, was ich dir darauf antworten soll. Oder ob du überhaupt noch von mir hören möchtest. Ich habe nicht nachgedacht, wie das für dich aussehen muss.«

»Für mich sieht es so aus, als würdest du dich nur heimlich mit mir treffen wollen«, erwidere ich tonlos.

Fast rechne ich damit, dass er das abstreitet und beteuert, wie wichtig ich ihm bin. Ich warte auf eine Antwort. Zehn Sekunden vergehen. Zwanzig. Mehr als dreißig, bis ich den Überblick verliere und die Situation wirklich unangenehm wird. Ich realisiere, dass ich keine Antwort bekommen werde. Schwer schluckend sehe ich Wren ins Gesicht. Ich betrachte seine dunkelbraunen Augen, die schwarzen, geschwungenen Wimpern, das kleine Muttermal auf seiner rechten Wange.

Dann reiße ich den Blick von ihm los und räuspere mich.

»Mach's gut, Wren«, sage ich, drehe mich um und lasse ihn auf dem Gehweg stehen. Erst in dem Moment wird mir klar, wie schwitzig sich meine Handflächen anfühlen. Wie schnell mein Puls rast.

Und wie sehr mein Herz schmerzt.

Lydia

»Wie findest du das hier?«, fragt Ophelia.

Ich kann mir das Naserümpfen nur im letzten Moment verkneifen, als ich die Strickjäckchen ansehe, die meine Tante mir auf ihrem iPad zeigt. Sie sind schweinchenrosa, glitzrig und so ungefähr das Letzte, was ich meinen Kindern anziehen möchte.

»Ich glaube, ein bisschen weniger Rosa würde nicht schaden«, sage ich diplomatisch, woraufhin Ophelia diejenige ist, die die Nase krauszieht.

»Du bist genau wie deine Mutter. Sie hat sich bei euren Klamotten auch immer gegen Farbe gewehrt.«

In den letzten Wochen habe ich mich durch Ophelias Fotoalben gewühlt und dabei festgestellt, dass Mum einen fantastischen Geschmack hatte, was James' und meine Outfits betraf. Sie waren meistens in neutralen Farbtönen gehalten und haben immer perfekt zusammengepasst, ohne exakt gleich

gewesen zu sein. Ich möchte, dass meine Babys genauso stylische Säuglinge sein werden.

»Mum hatte eben den Dreh raus«, sage ich.

Ophelia seufzt und zieht das iPad zurück. Dann scrollt sie weiter durch den Online-Shop, in dem sie gerade fast alles in den Einkaufswagen schiebt, was in der kleinsten Größe verfügbar ist.

»Ich verstehe nicht, wie du das aushältst«, sagt sie schließlich und blickt mich über den Rand ihrer Sonnenbrille hinweg an. »Ich würde vor Neugierde platzen, wenn ich du wäre.«

Ich lehne mich auf der Liege zurück und betrachte die Unterseite des gestreiften Sonnenschirms, der auf Ophelias Terrasse steht und über uns ausgebreitet ist.

»Ich bin auch total neugierig. Aber es ist mehr so ... eine freudige Erwartung.«

»Wann hast du dich eigentlich dafür entschieden, dass die beiden ein Überraschungspaket werden sollen?«, fragt Ophelia.

Ich streichle gedankenverloren über meinen Bauch. »Die Schwangerschaft war ja von Anfang an eine Überraschung. Als meine Ärztin mich gefragt hat, ob ich die Geschlechter wissen möchte, fand ich es eine ganz schöne Idee zu warten. Überraschung ist jetzt quasi das Motto meiner gesamten Schwangerschaft.«

Seit ich bei Ophelia bin, habe ich nicht mehr das Gefühl, flüstern zu müssen, wenn ich von meinen Babys spreche. Sie hat mir dabei geholfen, lockerer zu werden und zu akzeptieren, dass ich nichts anderes tun kann, als die Dinge auf mich zukommen zu lassen und dann das Beste daraus zu machen. Wahrscheinlich weiß sie das nicht, aber ich habe es nur ihrer Unterstützung zu verdanken, dass ich jetzt, eineinhalb Monate vor dem ausgerechneten Geburtstermin, nicht den Kopf verliere.

Da kann ich es verkraften, dass ihr Geschmack in Sachen Babymode zu wünschen übrig lässt und ich heute noch erschauere, wenn ich an die neongrüne Latzhose denke, die sie mir mit leuchtenden Augen vorgeschlagen hat, die ich persönlich aber höchstens dafür verwenden würde, Insekten abzuschrecken.

»Süße, dein Handy klingelt«, sagt Ophelia und deutet auf den kleinen Beistelltisch, der zwischen unseren beiden Gartenstühlen steht.

Ich schiebe die Sonnenbrille in mein Haar, um das Display besser erkennen zu können. Als ich sehe, wer mich anruft, rutscht mir das Herz in

die Hose – oder besser gesagt ins Maxikleid.

Auf dem Display steht Cyrils Name.

Ich nehme das Handy in die Hand und sehe unschlüssig auf das kleine Bild, das über seinem Namen angezeigt wird. Es wurde bei James' und meiner letzten Geburtstagsfeier aufgenommen. Cyril hat eine Hand an meinen Kopf gelegt und mich dicht an sich gezogen, und ich strahle in die Kamera, als hätte ich den besten Abend meines Lebens.

Die Erinnerung daran, was Cyril mir einmal bedeutet hat, und das Wissen darüber, wozu er in der Lage ist und was er getan hat, prallen aufeinander, und ich bin einen Moment lang so überfordert, dass ich nicht weiß, ob ich rangehen oder das Handy doch möglichst weit wegwerfen soll.

Nach zwei tiefen Atemzügen entscheide ich mich für Ersteres.

»Hallo?«, frage ich heiser.

»Lydia.« Er klingt überrascht, als hätte er nicht mehr damit gerechnet, dass ich abhebe.

Ich warte.

»Wie ... ähm. Wie geht's dir?«, fragt er.

Einen Moment lang bin ich so perplex, dass ich überhaupt nicht weiß, was ich sagen soll. »Ist das dein Ernst?«, bringe ich schließlich ungläubig hervor.

Kurz schweigt er. Ich kann ihn tief einatmen hören, dann seufzt er schließlich. »Ich habe keine Ahnung, wie ich dieses Gespräch anfangen soll.«

»Wieso rufst du dann an?«, herrsche ich ihn an. Die ganze Wut, die ich in der vergangenen Zeit auf Cyril verspürt habe, bricht mit voller Wucht aus mir heraus. Ich halte es keine Sekunde länger auf dem Gartenstuhl aus und hieve mich hoch. Ich kann Ophelias Blick auf mir spüren, aber ich drehe mich nicht zu ihr um. Stattdessen gehe ich ein paar Schritte durch den Garten und versuche, mich zu beruhigen.

Der Rasensprenger ist angeschaltet, und ich muss einen Schlenker machen, um nicht nass zu werden.

»Ich wollte mich entschuldigen«, sagt Cy.

»Dafür ist es reichlich spät«, sage ich bitter.

»Du hast jedes Recht, wütend auf mich zu sein«, sagt er schnell. »Ich könnte verstehen, wenn du nie wieder ein Wort mit mir wechselst. Ich wollte nur anrufen, um mich zu entschuldigen. Es ... es tut mir wahnsinnig leid, wie ich mich benommen habe.«

Ich schlucke schwer und dränge das Brennen zurück, das in meine Augen treten will. Cyrils Freundschaft war so wichtig für mich. Dass wir zusammen im Bett gelandet sind, war betrunkenener Leichtsinn gepaart mit Liebeskummer, von dem ich mich unbedingt ablenken wollte. Es war großartig, aber gleichzeitig bescheuert und leichtsinnig. Und hätte ich gewusst, dass Cyril sich mehr von mir erhofft, hätte ich es niemals getan.

»Ich weiß, dass ich dich verletzt habe, Cy«, sage ich mit bebender Stimme. »Aber so eine Scheiße abzuziehen ...«

»Ich weiß.«

»Dir war total egal, wen du dabei noch mit ins Verderben stürzt. Ruby hätte fast ihren Platz in Oxford verloren. Und von James und den Vorwürfen, die er sich wegen der ganzen Sache macht, will ich gar nicht anfangen.«

»Ich habe nicht nachgedacht«, sagt er.

»So ein Bullshit«, platzt es laut aus mir raus. Am liebsten würde ich die kleinen Blüten, die neben mir am Rand des Beets wachsen, mit den Füßen zerstampfen, so wütend werde ich. »Ich kenne dich seit achtzehn Jahren, Cyril. Es gibt nichts, was du ohne Kalkül tust. In dieser Hinsicht bist du genau wie James. Du wusstest genau, was du machst. Du wusstest genau, wie die Konsequenzen aussehen würden.«

Einen Moment lang ist er still. Sein Atem geht holprig. »Ich wollte, dass wieder alles so wird wie früher. Ich wollte dich und James in meinem Leben, und es war mir egal, wer den Preis zahlen muss, solange es uns nur wieder enger zusammenbringt. Aber jetzt ist es mir nicht mehr egal. Ich bereue zutiefst, was ich getan habe.«

So habe ich Cyril noch nie reden gehört. Normalerweise vermittelt er einem den Eindruck, als hätte er die Kontrolle – über sich, über seine Freunde, über die gesamte Welt. Doch jetzt wirkt es, als hätte er diese Kontrolle völlig verloren.

»Ich weiß nicht, ob du mir verzeihen kannst. Ich weiß nicht mal, ob ich mir selbst verzeihen kann«, fährt er fort. »Aber falls du mich noch in deinem Leben haben möchtest, bin ich für dich da. Das ... wollte ich dir nur sagen.«

Ich kann Verzweiflung und Reue in seinen Worten hören, aber vor allem eins: Aufrichtigkeit. Er meint das ehrlich, was er sagt. Doch ich bin mir nicht sicher, ob Cyril verstanden hat, dass ich nicht mehr dieselbe bin wie noch vor einem halben Jahr. Mein Leben hat sich um hundertachtzig Grad

gedreht, während er sich nach wie vor an der Vergangenheit festzuklammern scheint.

Ich weiß nicht, wie ich ihm verständlich machen kann, wie wichtig Graham für mich ist und was unsere Beziehung mir bedeutet. Ich bin mir nicht mal sicher, ob Cyril überhaupt ein Recht auf eine Erklärung hat, nachdem er mein Vertrauen so missbraucht hat. Aber diese eine Sache muss ich ihm erzählen. Sonst weiß ich nicht, wie wir nach vorn blicken sollen.

»Ich würde dir gern etwas sagen, Cy«, fange ich mit kratziger Stimme an.

»Was denn?«, fragt er leise.

Ich atme tief durch. »Dad hat mich nicht nur rausgeschmissen, weil ich mit Graham zusammen bin. Er hat mich rausgeschmissen, weil ich schwanger bin.«

Ich kann ihn scharf einatmen hören. Eine gefühlte Ewigkeit vergeht, in der wir beide schweigen. Ich wackele ein bisschen mit den Zehen und konzentriere mich auf das Gefühl des warmen Rasens unter meinen Füßen.

»Ich weiß nicht, was ich sagen soll«, gibt er schließlich mit rauher Stimme zu.

Das weiß ich auch nicht. Ich will Cyril nicht weiter verletzen, aber ich denke, es ist an der Zeit, dass wir die Dinge zwischen uns ein für alle Mal klarstellen.

»Es tut mir leid, wenn dich das aus der Bahn wirft«, sage ich unbeholfen. »Aber ich möchte ehrlich zu dir sein.«

»Was habe ich nur getan?«, krächzt Cyril.

»Früher oder später wäre es sowieso rausgekommen«, sage ich. »Nicht, dass das dein Verhalten rechtfertigen würde, aber Dad hätte mich so oder so irgendwann verbannt.«

Wieder breitet sich Schweigen zwischen uns aus. Es kommt mir vor, als würden wir bei diesem Telefonat mehr Zeit damit verbringen, nichts zu sagen, als miteinander zu reden. Vielleicht ist das aber auch gar nicht so falsch. Auch durch gemeinsames Schweigen kann eine ganze Menge entstehen.

So kann ich zum einen förmlich spüren, wie Cy zu verdauen versucht, was ich ihm gerade offenbart habe. Auf der anderen Seite erinnere ich mich an all das, was uns seit einer Ewigkeit verbindet – an Tage, an denen wir die Maxton Hall geschwänzt haben und stattdessen zum Shoppen nach London gefahren sind. An durchgemachte Nächte, in denen wir nur geredet haben,

und an Momente, in denen ich geglaubt habe, dass ich niemals wieder einen Freund wie ihn finden werde.

Eines wird mir in diesem Augenblick klar: Ich kann mir eine Zukunft ohne Cyril nicht vorstellen. Und auch wenn er mich zutiefst verletzt hat, möchte ich ihn nicht verlieren.

»Wirst du damit klarkommen, Cy?«, frage ich leise.

Er räuspert sich, und es klingt, als würde er antworten wollen, aber es kommt nichts. Ich betrachte die pinken Blüten in Ophelias Beet, die, als ich hier angekommen bin, noch verschlossen waren, mittlerweile aber ganz aufgegangen sind.

»Meinst du, ich wäre ein cooler Onkel?«, erklingt es schließlich am anderen Ende des Hörers.

Ein zaghaftes Lächeln zupft an meinen Mundwinkeln. Ich spüre, wie mein Herz leichter wird. »Auf jeden Fall wärst du ein cooler Onkel.«

Ruby

»Ich habe etwas für dich«, sagt James.

Ich blicke von meinem Buch auf und sehe zu ihm hoch. James steht neben dem Gartenstuhl, auf den ich mich vor über einer Stunde geflüzt habe, und sieht mich lächelnd an. In der Hand hält er einen kleinen Stapel Papiere.

»Das klingt sehr geheimnisvoll. Was denn?«, frage ich und klappe das Buch zu – nicht ohne vorher das Lesezeichen an die richtige Stelle zu legen.

James kommt um den Tisch rum und nimmt auf dem Stuhl neben meinem Platz. Ich versuche, einen Blick auf die Papiere zu erhaschen, aber in der Sekunde faltet er sie zusammen und drückt sie an seinen Bauch.

»Wie stehst du zu Überraschungen?«, fragt er mich.

Ich muss sofort an unser Date im Wintergarten denken. Auch damals hat James mich überrascht, und ich habe den Abend als einen der schönsten in Erinnerung, die wir jemals miteinander verbracht haben.

»Wenn Überraschungen von dir kommen, mag ich sie. Glaube ich«, setze ich hinterher, was für ein Schmunzeln auf seinen Lippen sorgt.

»Ich möchte dich übers Wochenende entführen.«

Ich setze mich so abrupt auf, dass das Buch fast von meinem Schoß rutscht. Fest umklammere ich es mit beiden Händen. »Wann?«

Er nickt. »Jetzt. Wenn du Lust hast.«

Ich kann nichts gegen das Lächeln machen, das sich auf meinem ganzen Gesicht ausbreitet. »Wohin?«

»Das ist die Überraschung«, sagt er grinsend.

»James!«

Jetzt lacht er. »Du brauchst Sachen für eine Übernachtung.«

Mit einem Mal bin ich ganz hibbelig. »Und wir fahren gleich los?«

»Sobald du fertig bist.«

Ich stehe auf. Den gesamten Weg durch den Garten spüre ich James' Blick auf meinem Rücken, und bevor ich ins Haus gehe, drehe ich mich noch einmal zu ihm um. Der Ausdruck auf seinem Gesicht lässt mein Herz schneller schlagen.

Er sieht glücklich aus.

Als ich an der Küche vorbeikomme, stecke ich meinen Kopf durch die Tür. Mum steht an der Arbeitsfläche und schneidet Zwiebeln, während Dad Öl in eine Pfanne träufelt.

»James hat mich auf einen Kurztrip eingeladen«, sage ich und schaffe es nicht ganz, die Aufregung aus meiner Stimme zu verbannen.

Mum dreht sich um. »Wissen wir schon. Er hat uns vorher gefragt, ob das in Ordnung für uns ist.«

»Weißt du, wo wir hinfahren?«

Sie grinst vielsagend. »Vielleicht.«

Ich öffne den Mund, doch bevor ich etwas sagen kann, deutet sie mit dem Messer auf mich. »Vergiss es. Ich werde kein Sterbenswörtchen verraten. Kein einziges.«

»Das ist unfair. Bei Dad verplapperst du dich auch immer, wenn es um Überraschungen geht.«

»Weil meine Argumente einfach unschlagbar sind und ich ein Talent dafür besitze, auf die richtigen Knöpfe bei ihr zu drücken«, mischt Dad sich ein, während er eine Handvoll Paprika in die Pfanne gibt.

»Du merkst schon, dass das ganz schön eklig klingt, oder?«, frage ich mit nach unten verzogenen Mundwinkeln.

Eine nachdenkliche Falte bildet sich zwischen seinen Brauen. »Du hast recht«, sagt er. »Wie witzig.« Dann tut er so, als wäre nichts gewesen und schiebt mit einem Löffel die Paprika hin und her.

Ich spüre, wie James hinter mich tritt und meinen Rücken streichelt, nur ganz kurz. So ist es immer, wenn wir uns in der Gegenwart meiner Eltern befinden: kleine, heimliche Gesten und Berührungen. Nie mehr.

»Bekomme ich wenigstens einen klitzekleinen Tipp?«, frage ich lächelnd.

James beugt sich vor, bis sein Mund kurz über meinem Ohr verharrt.  
»Ich möchte dir einen deiner Wünsche erfüllen, Ruby Bell.«

Ein Kribbeln breitet sich von meinem Bauch in meinem ganzen Körper aus.

»Dann gehe ich mal besser packen«, sage ich mit rauher Stimme.

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

Ruby

Die erste halbe Stunde habe ich keine Ahnung, wo wir hinfahren. Doch irgendwann kommen wir an einem Straßenschild vorbei, auf dem die nächsten größeren Städte angekündigt werden, und dann klickt es.

»Nein!«, rufe ich aus.

»Nein, was?«, entgegnet James.

»Fahren ... fahren wir nach Oxford?«

Eigentlich ist die Frage überflüssig. Sein Lächeln ist schon Antwort genug.

Da ich nicht weiß, was ich sonst machen soll, plötzlich aber so aufgeregt bin, haue ich ihm mit voller Wucht gegen die Schulter. »Das ist ja so cool! Wohin genau fahren wir?«, frage ich. »Fahren wir in die Uni? Nach St. Hildas? Eigentlich sind dort keine Veranstaltungen geplant, ich habe den Feed abonniert und bin auch beim Newsletter angemeldet. Oh, oder habe ich vielleicht was übersehen? Findet irgendein Event statt?«

James grinst. »Du musst noch ein bisschen warten, um den Terminplan zu sehen.« Dann reibt er sich kurz über den linken Oberarm. »Übrigens, das hat wehgetan.«

»Ich kann nichts dafür. Das war die Aufregung, die aus mir gesprochen hat.«

Lachend schüttelt er den Kopf.

Nach einer weiteren Stunde Autofahrt merke ich, dass wir uns nicht länger auf der direkten Route nach Oxford befinden, doch auf meinen fragenden Laut reagiert James nur mit einem Schulterzucken. Wir fahren durch einen Kreisel und noch zwei weitere, und irgendwann nimmt James eine Ausfahrt, die mir nicht bekannt vorkommt. Als er auf eine weitere Landstraße fährt, gebe ich auf, erraten zu wollen, wo er mich hinbringt.

Nicht zum Campus, so viel ist sicher.

Wir bleiben eine weitere halbe Stunde auf der Landstraße, dann biegt James rechts ab auf einen kleineren Weg und wenig später auf einen noch schmaleren. Wenn uns jetzt ein Auto entgegenkommt, müssen wir wohl

oder übel in das Rapsfeld links von uns ausweichen. Ich blicke auf das ausgeschaltete Navigationsgerät und frage mich, ob James sich vielleicht verfahren hat und es nur nicht zugeben will. Aber als ich ihm einen Seitenblick zuwerfe, macht er einen entspannten Eindruck.

Sein vergnügtes Schmunzeln entgeht mir auch nicht.

»Du genießt es, mich so auf die Folter zu spannen«, sage ich.

»Vielleicht ein bisschen«, gibt er zu, ohne dass das leichte Lächeln seine Lippen verlässt. »Aber falls es dich tröstet: In ungefähr zehn Minuten sollten wir da sein.«

Der Weg führt uns nach Brightwell-cum-Sotwell, ein malerisches Dorf in Oxfordshire. Wir fahren an einer Reihe von Reetdachhäusern vorbei, die das perfekte Bild für eine Postkarte abgeben würden, und an einigen Bauernhöfen, auf deren Weiden Esel und Schafe stehen. Dann biegt James auf einen Schotterweg ab, und nach wenigen Minuten taucht ein kleines Cottage in der Ferne auf. Es hat einen angebauten Wintergarten, dessen Rahmen mintgrün gestrichen wurde, und die Auffahrt ist gesäumt von vielen kleinen Bäumen und Sträuchern, die in voller Blüte stehen und das Ganze mindestens so malerisch und märchenhaft aussehen lassen wie der Rest des Dorfes.

»Wir schlafen in einem Cottage?«, frage ich, ohne den Blick von dem schönen Anblick zu nehmen.

»Nicht ganz«, gibt James zurück und parkt den Wagen an der linken Seite der langen Auffahrt. Er schnallt sich ab und steigt dann aus. Ich tue es ihm gleich, und zusammen gehen wir auf das Cottage zu, wo im selben Moment eine blonde Frau mittleren Alters aus der Tür kommt und uns höflich anlächelt.

»Hallo, ihr beiden. Du musst James sein, ich bin Martha«, sagt sie.

»Genau, wir hatten gemailt«, antwortet James. »Das ist meine Freundin, Ruby.«

»Wie schön, dass es geklappt hat.« Sie hält einen Schlüsselbund hoch, an dem ein selbst geflochtenes Band sowie ein aus Holz geschnitztes Blatt als Anhänger befestigt sind. »Die Hütte ist hinten im Garten. Wenn ihr möchtet, kann ich sie euch gleich zeigen«, sagt sie und deutet dann auf einen kleinen Weg, der an dem Cottage vorbeiführt.

James nickt. Wir folgen ihr in den Garten, in dem Wildblumen und Sträucher kreuz und quer durcheinanderwachsen und in dem ungefähr fünfzig Meter vom Cottage entfernt ein kleines Haus steht. Es sieht fast aus

wie ein ausgebauter Wohnwagen, allerdings ist es aus Holz gefertigt, hat ein dunkles Dach und eine Schiebetür, die in diesem Moment offen steht. Es gibt ein kleines Fenster an der Seite, vor dem ein weißer, transparenter Vorhang zugezogen ist. Eine Treppe führt ins Innere, und überall um das Häuschen herum sind Blumen gepflanzt, deren Geruch die Luft erfüllt.

»Hier wären wir«, sagt Martha. »Auf den Bildern hast du ja gesehen, dass es ein Doppelbett gibt und man Sicht auf die Felder im Westen hat. Im Bad findet ihr Hygieneartikel, und auch sonst sollte alles vorhanden sein, was ihr braucht.«

Neben mir nickt James, doch ich kann meinen Blick nicht von der Unterkunft nehmen. Aufregung breitet sich in mir aus, von meinem Bauch bis in die Spitzen meiner Finger.

»Das Frühstück wird bei uns im Wintergarten eingenommen«, fährt Martha fort. »Es gibt Kaffee und eine Auswahl an Tees, frische Milch vom Bauernhof nebenan, selbst gemachte Marmeladen und Eier von unseren eigenen Hühnern. Außerdem backe ich jeden Morgen frisches Brot, das könnt ihr warm genießen, wenn ihr rechtzeitig wach seid.«

»Das klingt toll«, sage ich.

Sie überreicht James den Schlüssel. »Falls ihr noch Fragen habt, bin ich bis heute Mittag zu Hause. Danach muss ich zur Arbeit, aber ihr könnt mich auf dem Handy anrufen, falls es dringend ist. Meine Nummer hast du, richtig?«

James nickt. »Ja, vielen Dank.«

»Dann bis später vielleicht.« Sie winkt uns zu und geht den Weg zurück, den wir gekommen sind. Augenblicklich ergreife ich James' Hand und ziehe ihn mit mir zu der kleinen Treppe, die zur Eingangstür der Hütte führt. Sie ist zu schmal, als dass wir nebeneinander hochsteigen könnten, also gehe ich vor und stecke mit klopfendem Herzen meinen Kopf ins Innere.

Das Erste, was ich sehe, ist ein Doppelbett, das sich, weil die Hütte so schmal ist, von einer Seite der Wand bis zur anderen zieht. Direkt gegenüber, am anderen Ende des Raums, befindet sich ein schwarzer Holzkamin, vor dem einige Holzscheite aufgestapelt wurden. In der Mitte steht an der Wand eine schmale Kommode, auf der ein Wasserkocher aufgestellt ist und eine Box, aus der Teebeutel in den verschiedensten Sorten herausquellen. Darüber hängen an kleinen Haken mehrere Tee- und

Kaffeebecher, und daneben ist eine Holztür, die wahrscheinlich ins Badezimmer führt.

James streicht mit dem Daumen über meinen Handrücken, und ich drehe mich zu ihm um. Sein Blick geht mir durch und durch: Er ist liebevoll und warm, aber gleichzeitig entdecke ich auch eine Spur von Nervosität und Aufregung darin. Als wäre er sich nicht sicher, wie meine Reaktion ausfällt.

»Nach allem, was du in den letzten Wochen durchmachen musstest, dachte ich, eine kleine Auszeit von allem wäre ganz schön«, sagt er leise. »Ich ...«

Er kommt nicht weiter, da ich die Arme um seinen Hals schlinge und jedes weitere Wort von ihm mit meiner stürmischen Umarmung erstickte. Ich schließe die Augen und halte James fest, während ich versuche, mir diesen Moment für immer einzuprägen, damit ich ihn jedes Mal, wenn es mir schlecht geht, wieder hervorholen und mich daran festhalten kann.

»Beste Überraschung aller Zeiten«, sage ich an James' Hals. Dann lehne ich mich ein Stück zurück und sehe ihm in die Augen. »Danke.«

Er lächelt und streicht mir eine Haarsträhne aus dem Gesicht. Ich lege eine Hand um seinen Nacken, ziehe ihn zu mir und küsse ihn.

James stößt ein gedämpftes Geräusch aus und schlingt sofort die Arme um mich. Er zieht mich eng an sich und vertieft den Kuss. Ich stöhne auf, als sich unsere Zungen berühren und ich James' Hände rastlos über meinen Rücken streichen spüre. Ich fahre mit den Fingern durch sein weiches Haar und will gerade in seine Unterlippe beißen, da löst er sich abrupt von mir.

»Das geht nicht«, sagt er atemlos.

»Nicht?«, frage ich benommen.

Er schüttelt den Kopf. »Wir haben noch etwas vor, Ruby.«

Ich möchte so gern hierbleiben. Mich mit James auf dieses Bett sinken lassen, genießen, dass wir endlich allein sind, und mit ihm gemeinsam die Zeit vergessen. Doch gleichzeitig möchte ich wissen, warum wir hier sind und was er für heute noch alles geplant hat.

»Wenn du möchtest, können wir die Sachen ablegen und dann direkt weiterfahren«, sagt James.

Ich muss nicht lange nachdenken. »Einverstanden.«

Denn ganz gleich, wohin er mich führen wird – ich freue mich darauf.

Oxford liegt nur rund dreizehn Meilen von Brightwell-cum-Sotwell entfernt. Während der Fahrt, die wegen eines Staus länger dauert als gedacht, hören wir eine total bescheuerte, aber lustige Radioshow. Es ist so warm draußen, dass ich das Fenster aufmachen und meine Hand nach draußen strecken kann. Ich zerschneide die Luft mit meinen Fingern und sauge den Anblick der vorbeifliegenden Häuser und Felder in mich auf.

Wir fahren bis in den Norden Oxfords in die Leckford Road und halten dort auf einem Parkplatz am Straßenrand. James kommt um den Wagen herum und öffnet mir die Tür. Nachdem ich ausgestiegen bin, sehe ich mich neugierig um. Wir befinden uns in einem Wohngebiet mit Mehrparteienhäusern, die allesamt Erker und Spitzdächer haben, Wände aus angerautem Stein und fleckige Fronten, die jahrzehntelang die englische Witterung abbekommen haben müssen.

James geht mit mir zu einem der Hauseingänge, wo bereits ein junger Mann wartet, der ihm die Hand schüttelt.

»Guten Tag, Mr Beaufort«, sagt er höflich und schüttelt anschließend auch mir die Hand. »Ich bin Shaun Cornell, wir hatten telefoniert.« Den ersten Teil des Satzes sagt er an mich gewandt, den letzten Teil richtet er an James. »Wollen wir?«

Verwirrt sehe ich zwischen den beiden hin und her, und ich will James schon fragen, was es mit diesem Haus auf sich hat, als mein Blick an der Mappe hängen bleibt, die Mr Cornell unter den Arm geklemmt hat. Auf ihr ist ein Logo aufgedruckt. Genauer gesagt das Logo der Maklerfirma, das ich auch auf dem Schild gesehen habe, das vor dem Haus aufgestellt ist.

»James«, flüstere ich, während wir hinter dem Makler ins Wohnhaus gehen. »Was machen wir hier?«

James streicht mit dem Daumen über meinen Handrücken. »Wir gucken uns eine Wohnung an.«

Ich bleibe auf dem Absatz stehen. Als er meinen erschrockenen Blick sieht, schüttelt er schnell den Kopf.

»Für mich«, sagt er schnell. »Ich kann nicht ewig bei euch wohnen bleiben und brauche etwas für nach dem Abschluss.«

»Ich dachte, du möchtest nicht nach Oxford«, sage ich leise.

»Du machst meinen Plan kaputt, wenn du mich jetzt schon ausfragst. Wollen wir nicht vielleicht erst mal hochgehen und schauen, wie die Wohnung aussieht? Ich erkläre dir alles, sobald wir ein bisschen Ruhe haben.«

Ich zögere. Die Fragen überschlagen sich in meinem Kopf, und am liebsten würde ich sie alle auf einmal stellen. Aber dann fällt mein Blick auf den Makler, der vor uns die Treppe nach oben geht, und ich ermahne mich selbst zur Geduld. James wird sich hierbei schon etwas gedacht haben, und ich will ihm seinen Plan nicht kaputt machen.

»Okay«, sage ich schließlich.

James drückt meine Hand.

Oben angekommen öffnet Mr Cornell die Tür mit einem großen Schlüsselbund und hält sie für uns auf, damit wir eintreten können.

»Bei dem Objekt handelt es sich um eine Altbauwohnung mit zwei Schlafzimmern«, fängt er an zu erzählen. »Das historische Anwesen punktet mit einem tollen Grundriss, einem großen Gemeinschaftsgarten und einem Stellplatz für einen Pkw. Schauen Sie sich gern selbst einmal um.« Er macht eine Handbewegung, die den Flur und die gesamte restliche Wohnung mit einschließt. »Ich warte draußen und komme gern wieder dazu, wenn Sie fertig sind und Fragen haben.«

James nickt. »Danke, Shaun.«

Der Makler lächelt höflich, dann verlässt er die Wohnung. Ich höre noch seine Schritte auf der Treppe, dann ist es still.

Langsam sehe ich mich um. Die Wohnung ist in gutem Zustand, auch wenn die Holzböden knarren, sobald man sich auch nur einen Zentimeter vom Fleck bewegt.

»Sollen wir mal durchgehen?«, fragt James und nickt in Richtung des ersten Raums, der rechts vom Flur abgeht.

Ich gehe voran und betrete ein kleines, rechteckig geschnittenes Wohnzimmer, das in einem Terrakottaton gestrichen und an der hohen Decke mit Stuck verziert ist. Es gibt einen Kamin und einen kleinen Erker, durch den die Mittagssonne ins Zimmer scheint. Vor dem Erker steht ein Esstisch, der bereits einige Gebrauchsspuren aufweist, und auch die dazugehörigen Stühle machen keinen besonders stabilen Eindruck, aber das ändert nichts an der Tatsache, dass ich mich hier sofort wohlfühle – als würde ich mich in einem Zuhause befinden und nicht in einem sterilen Raum, der erst mit Leben gefüllt werden muss.

»Nächstes Zimmer?«, fragt James leise.

»Ja«, gebe ich zurück und gehe mit ihm aus dem Wohnzimmer zurück in den Flur. Der nächste Raum ist die Küche, die zwar ein bisschen schmal geraten ist, aber durch die hochwertige Granitarbeitsfläche besticht (für die

mein Dad sicher töten würde) und auch sonst vollständig eingerichtet ist, mit Kühlschrank, Gasherd und Backofen, wobei Letzterer, wie ich bei genauerem Hinsehen feststelle, dringend mal wieder gereinigt werden müsste.

James braucht mich nicht zu fragen, ob wir in das nächste Zimmer gehen wollen. Diesmal bin ich diejenige, die leicht an seiner Hand zieht, damit er mit mir mitkommt.

Im Gegensatz zum Wohnzimmer ist das Schlafzimmer quadratisch und hat hellgraue Wände. Nur ein hölzernes Bettgestell ist hier aufgestellt, außerdem gibt es einen kleinen Einbauschränk, der ungefähr so groß ist wie der in meinem Zimmer zu Hause. In der Mitte der Decke hängt eine große Lampe mit weißem Schirm.

Das Badezimmer sehen wir uns als Letztes an. Es ist ebenfalls nicht besonders groß, aber die Fugen sind sauber, und ich kann keinerlei Flecken an den Wänden finden.

Danach ist der letzte Raum dran. Er ist ungefähr so groß wie das Schlafzimmer, und der jetzige Mieter scheint ihn als Büro genutzt zu haben. An der einen Wand steht ein großer alter Schreibtisch mit schwarzem Chefessel. Darüber hängt ein Whiteboard, auf das Notizen gekritzelt sind, die ich nicht entziffern kann.

Am schönsten ist, dass man von hier aus Sicht auf den Garten des Wohnhauses hat. Als ich ans Fenster trete, sehe ich eine der Nachbarinnen, die gerade mit ihrem Beagle spielt, während auf dem Grundstück daneben ein Mann auf eine Wäscheleine Wäsche hängt. Ich beobachte die beiden eine Weile, dann drehe ich mich um, lehne mich gegen den Fenstersims und sehe James an, der direkt hinter mir steht.

»Die Wohnung ist schön, auch wenn ein paar Dinge gemacht werden müssen.«

James erwidert meinen Blick. Er hebt die Hand und streicht mir eine Strähne aus dem Gesicht, die sich aus meinem Zopf gelöst hat. Sanft klemmt er sie hinter mein Ohr. »Ich finde sie auch toll.«

Ich warte, ob er noch mehr sagt, aber er scheint in diesem Moment zu fasziniert von meiner Ohrmuschel zu sein, über die er langsam mit dem Finger fährt. Ich bekomme eine angenehme Gänsehaut.

»Möchtest du mir jetzt erklären, wieso wir hier sind?«, frage ich.

Er nickt, doch es dauert einen weiteren Moment, bis er zu sprechen beginnt.

»Wir haben nie darüber gesprochen, wie das mit uns weitergehen soll«, sagt er schließlich. »Nach dem Abschluss, meine ich.«

Ich schlucke schwer. Die Gedanken an diese Art von Gespräch habe ich mir nicht mal erlaubt. Nicht nach allem, was wir durchgemacht haben. Ich wollte nicht die nächste Herausforderung in greifbarere Nähe holen, kaum dass wir die eine überstanden hatten.

»Ich möchte diese Wohnung kaufen, Ruby«, sagt James unvermittelt. Mein Herz beginnt zu rasen, und mein Puls wummert förmlich in meinen Ohren. »Was?«

In James' Blick liegt eine Gewissheit, die mich aufregt, aber gleichzeitig geborgen fühlen lässt. Er greift in seine hintere Hosentasche und zieht sein Lederportemonnaie raus. Er klappt es auf und holt dann einen gefalteten Zettel aus einem der Fächer. Das Papier ist an den Ecken inzwischen bräunlich und sieht aus, als hätte es die Farbe des Portemonnaies angenommen. Als James den Zettel aufklappt, erkenne ich ihn sofort.

Es ist James' Liste. Die, die wir in Oxford aufgeschrieben haben, in jener Nacht, als wir uns ausgesprochen und einander anvertraut haben. In jener Nacht, als wir uns so nah waren wie nie zuvor.

Sie sieht mittlerweile ganz schön mitgenommen aus, als hätte er sie unzählige Male auseinander- und wieder zusammengefaltet.

»Erinnerst du dich noch hier dran?«, fragt James.

»Natürlich«, sage ich.

»Du bist der erste Mensch, der mir das Gefühl gegeben hat, dass es Träume gibt, für die es sich zu kämpfen lohnt.«

»James ...«, flüstere ich.

Er wartet, ob ich noch mehr sage, aber ich kann nur auf den Zettel in seiner Hand starren.

»Ich möchte das hier gern angehen. Richtig angehen, meine ich«, fährt er nach einer Weile fort. »Ich möchte schauen, was die Welt noch für mich bereithält. Und ich weiß, dass dein Weg schon feststeht und meiner nicht, aber ich habe die ganze Zeit darüber nachgedacht, wie wir die Zeit nach der Highschool trotzdem gemeinsam erleben können. Wie wir beide unsere Träume verwirklichen können, ohne dass wir uns verlieren.« Ich kann sehen, wie er schluckt.

Mein Herz schlägt immer schneller. Ich umklammere seine Hand so fest, dass es James mit Sicherheit wehtut, doch er lässt sich nichts

anmerken.

»Darf ich dir etwas zeigen?«, fragt er.

Ich nicke, völlig gelähmt und zugleich berauscht von seinen Worten. James tritt an den Schreibtisch und setzt sich hin. Dann nimmt er seine Tasche hoch und holt sein MacBook raus. Er öffnet es, gibt sein Passwort ein und klickt anschließend auf den Browser.

Ich stelle mich hinter ihn und lege die Hände auf der Lehne des Stuhls ab. James tippt etwas in die Adresszeile ein, allerdings ist er dabei so schnell, dass ich es nicht lesen kann. Nicht mal drei Sekunden später öffnet sich eine Seite. Es ist ein Blog, dessen Name ganz oben in klaren Lettern steht:

Beyond Beaufort

Das Design ist schlicht und übersichtlich, die einzigen Farben sind gedeckte Grau- und Blautöne. In der oberen Hälfte der Startseite wechseln sich in einem Slider Landschaftsbilder und einige Textpassagen ab.

Ich scrolle nach unten – und halte den Atem an.

In einem Kasten mit der Überschrift »Über James Beaufort« ist ein Bild von James, das ich noch nie gesehen habe. Er trägt ein schlichtes schwarzes Shirt, und obwohl das Bild schwarz-weiß ist, erkenne ich sofort, dass es in unserem Garten gemacht wurde. Wäre nicht im Hintergrund unser Apfelbaum zu sehen, hätte es spätestens das Copyright verraten, das in kleinen Buchstaben in der rechten unteren Ecke steht: © Ember Bell.

Fassungslos sehe ich erst das Display des Laptops, dann wieder James an. Er atmet tief ein.

»Ich würde das hier gern ausprobieren, Ruby. Ich möchte die Liste abarbeiten, die wir zusammen gemacht haben, Stück für Stück. Ich möchte herausfinden, was meine Leidenschaft ist, und ich möchte mir dabei Zeit lassen. Ich möchte reisen und die Welt sehen«, sagt James schnell. Die Worte purzeln nur so aus ihm raus. Er dreht sich auf dem Stuhl halb zu mir um und sieht zu mir hoch. »Aber allem voran möchte ich dich.«

Es hat mir die Sprache verschlagen. Ich versuche, die wild durcheinanderfliegenden Gedanken in meinem Kopf zu sortieren, aber James' Worte haben mich völlig überrumpelt. Ich setze mehrmals zu einer Antwort an, breche aber jedes Mal ab, weil ich nicht weiß, wie ich das, was ich fühle, zum Ausdruck bringen soll.

Letztlich ist die einzige Reaktion, zu der ich fähig bin, ein atemloses Lachen.

»Wann hast du bitte gelernt, mit Wordpress umzugehen?«

James blinzelt perplex, dann lächelt er. »Ich habe Unterricht bei Ember genommen.«

Kopfschüttelnd betrachte ich die Startseite. Ich beuge mich vor und scrolle noch einmal von oben nach unten. Es ist noch nicht viel da, nur ein bisschen Fülltext und Beispielformatierungen von verschiedenen Reiseberichten, doch ich kann mir bildlich vorstellen, wie James diesen Blog mit Erfahrungen füllen wird. Der Gedanke, was dieser Schritt für ihn bedeuten muss, lässt mein Herz schneller schlagen.

Ohne weiter zu zögern, gehe ich um den Stuhl herum und setze mich auf James' Schoß. Ich schlinge die Arme um seinen Hals, schließe die Augen und halte ihn fest.

Ich muss an den Jungen denken, den ich im September kennengelernt habe. Der so verschlossen war und den die Verpflichtungen gegenüber seiner Familie beinahe erdrückt haben. Dieser Junge hätte es niemals für möglich gehalten, dass er eine Zukunft haben kann, die er selbst gestaltet.

»Das ist eine großartige Idee«, flüstere ich an seinem Hals.

James legt seine Arme um mich und zieht mich fest an sich. »Ich bin froh, dass du so denkst. Ich hatte wirklich Angst vor heute. Ich ...« Er stockt. »Ich habe das alles nur dir zu verdanken, Ruby. Du hast mir den Anstoß gegeben, in mich zu hören und zu überlegen, was ich eigentlich nach der Schule machen möchte. Dafür werde ich dir ewig dankbar sein.«

Ich lehne mich ein Stück zurück, sodass ich ihm in die Augen sehen kann. Ich streiche mit der Hand über seinen Nacken, weiter nach vorn über seinen Kiefer und lächle ihn an, obwohl mit einem Mal Tränen in meinen Augen brennen.

»Aber schränkt dich eine Wohnung dann nicht ein?«, frage ich krächzend. »Ich meine, wenn du reisen möchtest?«

Er schüttelt langsam den Kopf. Abwesend fährt er mit der Hand meinen Oberschenkel rauf und runter – eine Berührung, die mich gleichzeitig beruhigt und aufwühlt.

»Meine Mum hat immer gesagt, dass Immobilien eine vernünftige Kapitalanlage sind«, antwortet er. »Wenn ich meine Anteile von *Beaufort* verkauft habe, muss ich den Teil des Gelds, den ich nicht für meine Reisen ausbebe, irgendwie investieren. Außerdem habe ich nicht vor, das ganze Jahr zu reisen, und wenn ich in England bin, will ich bei dir sein können.

Und da es dich nach Oxford verschlagen wird, kann ich mir keinen besseren Ort vorstellen.«

»Du sollst das nicht nur für mich tun, James«, flüstere ich erstickt.

»Ich möchte nicht, dass wir uns verlieren. Das hier soll ein Zeichen sein, Ruby. Ich meine das mit uns ernst und möchte auch nach dem Abschluss mit dir zusammenbleiben.«

Das kleine Büro fühlt sich mit einem Mal viel größer an. Die ganze Welt scheint sich auszudehnen, während James mir in die Augen sieht und mir diese bedeutungsvollen Worte zuflüstert.

»Ich möchte auch mit dir zusammen sein«, gebe ich genauso leise zurück.

Im nächsten Moment beugt James sich vor, und ich komme ihm entgegen. Er presst seinen Mund auf meinen, mindestens genauso ergriffen von diesem Moment wie ich. Unser Kuss ist so intensiv, dass ich irgendwann nicht mehr weiß, wo oben und unten ist. Alles, was ich tun kann, ist, mich an James festzuhalten.

Ich habe keine Ahnung, wann wir uns das letzte Mal so geküsst haben.

Ich fahre mit den Händen über James' Nacken, zum Kragen seines Shirts und streichle mit den Fingern über die darunterliegende Haut. Sie fühlt sich heiß unter meiner Berührung an, genauso warm, wie mir in dieser Sekunde wird. James lässt seine Hände an meinem Körper hinauf zu meiner Taille wandern. Er zeichnet eine Spur über meinen Rippenbogen, bevor er nach hinten greift und beide Hände flach auf meinem Rücken ablegt, um mich dichter an sich zu drücken. Ich seufze, als er mich noch tiefer küsst und dabei sanft in meine Lippe beißt.

»Mr Beaufort?«, erklingt die Stimme des Maklers plötzlich.

Ich löse mich so abrupt von James, dass ich ins Straucheln gerate und der Bürostuhl über den Boden rutscht. James hält mich fest und zieht mich im selben Augenblick mit sich hoch. Er stützt mich mit einer Hand im Rücken, mit der anderen klappt er den Laptop zu.

»Wir sind im Büro, Shaun«, antwortet er, nachdem er sein verrutschtes T-Shirt gerichtet hat.

Wenige Sekunden später taucht der Makler auf der Türschwelle auf. Er sieht zwischen uns hin und her. Seine zuckenden Mundwinkel entgehen mir nicht, als er fragt: »Möchten Sie den Garten sehen?«

James

Zurück in Brightwell-cum-Sotwell frühstücken Ruby und ich zum Abendessen, und ich frage mich, wieso zum Henker ich das noch nie zuvor gemacht habe. Es kommt mir wie die beste Idee aller Zeiten vor.

Danach beschließen wir, das schöne Wetter noch ein bisschen auszunutzen und uns in den Garten zu setzen. Martha hat uns den Tipp gegeben, dass ein paar Meter hinter der Hütte eine kleine Sitzgruppe steht, von der man freien Blick auf die weite Feldlandschaft hat. Während Ruby vorgeht, hole ich zwei Wolldecken aus der Hütte, in die wir uns dann beide einwickeln. Ich mache eine Playlist an, die aus ruhigen Liedern von Death Cab for Cutie, Iron & Wine, Keaton Henson und Vancouver Sleep Clinic besteht, und gemeinsam beobachten wir, wie der Himmel sich immer mehr verfärbt.

»Weißt du schon, wohin du als Erstes reisen möchtest?«, fragt Ruby mich irgendwann.

»Thailand«, antworte ich so schnell, dass es fast schon peinlich ist. »Das ist das, was auch auf der Liste steht. Egal, wie oft ich mir Reiseberichte über andere Ziele anschau, ich bleibe immer wieder dort hängen. Ich habe sogar schon eine Route rausgesucht, auf der ich alle Geheimtipps unterbringe, die ich bis jetzt online gefunden habe.«

Sobald ich auch nur daran denke, mich in einen Flieger zu setzen und endlich all die Dinge zu sehen, die ich bis jetzt nur aus Magazinen und Blogartikeln kenne, tritt eine Energie in meinen Körper, die völlig neu für mich ist. Es fühlt sich an, als wäre da etwas in mir geweckt worden, das nun nicht mehr aufzuhalten ist, und auch wenn es bisher nur vage Pläne sind, ist es aufregend und besser als alles, was ich zuvor empfunden habe, wenn ich an meine Zukunft gedacht habe.

»Ich möchte dir helfen«, sagt Ruby. »Ich bin gut im Organisieren. Wir können deine Flüge und die Unterkünfte zusammen buchen, und ich kann eine Liste mit To-dos für die Reisevorbereitung machen, und dann können wir sie Stück für Stück abarbeiten.«

Ich sehe sie prüfend an. Während im Hintergrund Keaton Hensons ruhige Stimme aus den Lautsprechern kommt, liegt Rubys Blick auf der untergehenden Sonne. Ich glaube, ich werde dieses Bild von ihr nie vergessen: die Röte auf ihren Wangen, die Haarsträhnen, die leicht im Wind wehen, ihre leicht geöffneten Lippen. Sie ist so schön, dass es mir manchmal den Atem raubt.

»Ist das alles wirklich okay für dich, Ruby?«, frage ich leise.

Sie zieht die Beine an und umschlingt sie mit den Armen. Dann legt sie den Kopf auf den Knien ab und sieht mich von der Seite an. Ich erkenne Wehmut in ihren Augen, aber auch ein glückliches Funkeln.

»Es wird bestimmt schwer«, fängt sie langsam an. »Gleichzeitig finde ich es toll, dass du das machen möchtest. Ich werde dich auf jeden Fall unterstützen, genau wie du mich unterstützt.«

Ich nicke und merke dabei, dass ich unbewusst den Atem angehalten habe. Langsam lasse ich ihn entweichen.

Ich kann nicht absehen, ob ich mit meinem Blog eine Leserschaft finden werde oder nicht. Möglicherweise kehre ich nach einigen Monaten mit leeren Händen zurück und muss einsehen, dass mein Versuch gescheitert ist. Doch wenn es gut funktioniert – was dann? Können wir so lange Zeit voneinander getrennt sein, ohne dass wir uns automatisch immer weiter auseinanderleben?

Die Antwort auf diese Fragen werde ich erst in einigen Monaten herausfinden. Das Einzige, was ich jetzt tun kann, ist, die Hand auszustrecken und Rubys Wange zu umfassen. Ich kann mich vorbeugen und meine Lippen mit ihren verschmelzen lassen.

Unser Kuss ist sanft. Voller Ungewissheit, aber gleichzeitig wunderschön.

»Nicht, dass du mich falsch verstehst: Ich werde am Flughafen garantiert weinen wie ein Schlosshund«, sagt Ruby, als sie sich kurz von mir löst.

»Sind wir dann das peinliche Pärchen, das sich mitten im Flughafen an die Wäsche geht?«

Sie lacht leise, aber es klingt traurig. Ich lehne meine Stirn gegen ihre und schließe die Augen.

»Du könntest mitkommen«, sage ich. »Die ersten Wochen im Sommer, meine ich.«

Ruby hält den Atem an. Ich mache die Augen wieder auf.

»Das soll doch *dein* Abenteuer werden, James«, flüstert sie.

»Ich kann mir nichts Schöneres vorstellen, als den Sommer mit dir zu verbringen«, sage ich. Eigentlich wollte ich mit diesem Vorschlag noch warten. Der Ausflug hierher, die Wohnung, der Blog ... ich will Ruby nicht erschlagen. Doch in dieser Sekunde kann ich nicht anders. Ich muss ihr einfach klarmachen, wie viel sie mir bedeutet.

»Nur, wenn du möchtest, natürlich«, setze ich jedoch schnell hinterher. »Wenn du die Zeit für die Oxford-Vorbereitung eingeplant hast, verstehe ich das natürlich.«

Darüber grinst sie. »Ich soll wirklich mit nach Thailand?«

Ich nicke. »Wir könnten eine kleine Rundreise machen. Oder die ganze Zeit am selben Ort bleiben, ganz wie du möchtest.«

»Das klingt zu schön, um wahr zu sein«, wispert sie und kuschelt sich enger gegen mich. »Ich würde sogar mit dir auf einen dieser Straßenmärkte gehen und das Essen dort probieren.«

»Und wir müssen zusammen in den Khao-Sok-Nationalpark. Oh, und in einen Lake-View-Bungalow nach Khao Lak.«

»Das klingt doch nach einem Plan.«

Ruby dreht sich zur Seite und drückt einen sanften Kuss auf meinen Kiefer. Dann noch einen. Sie zieht eine Spur über den Kiefer nach unten. Ich atme scharf ein, als ich Rubys Zunge an meinem Hals spüre. Wenig später küsst sie eine Spur nach oben und verharrt eine Handbreit vor meinem Gesicht. Das Grün ihrer Augen ist mir noch nie so klar vorgekommen. »Ich liebe dich, James«, flüstert sie.

Mein Herz macht einen Satz. Ich beuge mich vor und streiche mit den Lippen über ihre. Ich höre, wie ihr Atem stockt. »Ich dich auch, Ruby Bell.«

Als ich sie wieder küsse, verwandeln sich jegliche Gedanken an die Zukunft in Nebel, der immer weiter verschwindet, je näher Ruby und ich einander kommen.

Ich umfasse ihr Gesicht mit beiden Händen und ziehe sie dichter, immer dichter zu mir. Nur nebensächlich nehme ich wahr, wie die Decke von ihren Schultern rutscht und zu Boden gleitet. Im nächsten Moment steht sie von ihrem Stuhl auf und klettert auf meinen Schoß, genau wie vorhin in der Wohnung.

Diesmal will ich nicht riskieren, dass uns jemand unterbricht – kurzerhand verfestige ich meinen Griff um Ruby und stehe mit ihr im Arm

auf. Wir küssen uns weiter, während ich zurück zu unserer Hütte gehe. Erst bei der Treppe löse ich meinen Mund von ihrem und schaue auf die Stufen, damit ich nicht danebentrete. Drinnen angekommen lasse ich Ruby an meinem Körper hinabgleiten und setze sie vorsichtig auf dem Boden ab. Anschließend ziehe ich die Schiebetür zu. Ich lehne mich mit dem Rücken dagegen.

»Ist dir kalt?«, frage ich rau. »Soll ich den Kamin anmachen?«

Ruby sieht mich weiter aus tiefgrünen Augen an und schüttelt schließlich langsam den Kopf. Sie macht einen Schritt auf mich zu, dann einen weiteren. Sie legt die Hände auf meinen Bauch und lässt sie nach oben über meine Brust wandern, was mich dazu bringt, scharf Luft zu holen.

»Ich habe das vermisst«, flüstert Ruby und trommelt mit den Fingern kurz auf meinen Brustkorb. »Dir so nah zu sein.«

»Geht mir genauso«, wispere ich zurück.

Auch wenn unser letztes Mal mittlerweile fast ein halbes Jahr zurückliegt, gab es Nächte und auch Tage, in denen ich an nichts anderes denken konnte. Ich wollte genau das hier mit ihr machen. Ihr das Haar aus dem Gesicht streichen, meine Hand an ihr Kinn legen und sie so tief küssen, wie es nur geht.

Nur war dafür nie der richtige Zeitpunkt da. Bis jetzt.

Es gibt nichts, was uns zurückhalten kann, und in jeder meiner Berührungen liegt eine Entschlossenheit, die Ruby mir gleichermaßen zurückgibt. Das, was ich für sie empfinde, würde mir Angst machen, wenn es sich nicht so unglaublich gut anfühlen würde, sie bei mir zu haben, in meinem Leben, in meinen Armen.

Ihre Hände sind überall auf meinem Körper, während meine unter den Saum ihres Oberteils wandern. Sanft streiche ich über ihre warme Haut, und Ruby tut es mir gleich. Sie tastet sich unter meinem Shirt vor, fährt mit den Fingerspitzen über meinen Bauch und über die Hüfte weiter nach oben. Ich bekomme eine Gänsehaut am ganzen Körper, das Blut pumpt kraftvoll durch mich hindurch. Es rauscht in meinen Ohren, gleichzeitig nehme ich Rubys leisen Atem wahr, der mit jeder meiner Berührungen schneller geht.

Mit bebenden Händen schiebe ich Rubys Oberteil nach oben. Als Ruby mir das Shirt langsam über den Kopf gezogen hat, schlingt sie die Arme um mich und drückt ihre Lippen auf meinen Brustkorb. Die Spitze ihres

hautfarbenen BHs kratzt leicht über meine Haut und sorgt dafür, dass die Wölbung meiner Hose noch deutlicher hervortritt.

»Du riechst nach James«, murmelt Ruby, während sie mit dem Mund über mein Schlüsselbein streicht.

Ich stoße ein atemloses Lachen aus. »Ich hoffe, das ist gut.«

Sie nickt, wobei ihr Haar mich am Kinn kitzelt. »Sehr gut sogar.«

Ich streichle ihren Rücken, fahre mit den Händen über ihre Schultern nach unten und an ihrer Wirbelsäule entlang. Ich lege die Hand auf die kleine Kerbe ihres Steißbeins und drücke Ruby enger gegen mich, was ihr ein leises Keuchen entlockt. Im nächsten Moment sieht sie wieder zu mir hoch. Ihr Blick brennt sich in meinen. Ich hebe die Hand und schiebe sie in ihr Haar, dann küsse ich sie wieder. Ich bewege meine Lippen auf ihren, schiebe meine Zunge in ihren Mund, genieße das Seufzen, das ihr entweicht, und lasse mich völlig fallen. Mein Körper übernimmt die Regie. Wie von selbst dirigiere ich Ruby in Richtung Bett. Als sie mit den Kniekehlen dagegenstößt, halte ich inne.

»Ist das okay?«, raune ich und streiche ihr das Haar von der Wange.

Ruby nickt. Ihre Augen glänzen fiebrig. »Ja.«

Ich beuge mich wieder zu ihr und fahre mit dem Mund langsam über ihre Wange, zu ihrem Mundwinkel, über ihr Kinn runter bis zum Hals. Ich drücke einen Kuss auf ihre Kehle und spüre, wie Rubys Hände an meinem Rücken nach oben wandern. Sie umfasst meine Schultern und hält sich daran fest, während ich ihre Haut zwischen meine Zähne ziehe und daran sauge. Ich kann hören, wie ihr Atem stockt, gleichzeitig drückt sie sich enger gegen meinen Körper.

»Das ist schön«, flüstert sie.

Ich lasse mir Zeit. Nach ihrem Hals widme ich mich ihren Schultern und ihrem Schlüsselbein. Ich erkunde ihr Dekolleté mit meinen Lippen und umfasse ihre Brüste. Ich knete sie sanft, bevor ich mit den Händen an ihren Seiten runterstreiche und ihren Bauch mit Küssen übersähe. Vorsichtig lege ich die Hände an ihre Hose und sehe zu ihr hoch.

»Auch okay?«, frage ich.

Rubys Augen scheinen förmlich zu glühen, als sie nickt.

Ich mache weiter, öffne erst den Kopf ihrer Jeans, anschließend den Reißverschluss, und ziehe sie dann über ihre Hüften nach unten. Ruby trägt einen schwarzen Slip, bei dessen Anblick mein Herz anfängt zu rasen. Als ich ihr aus der Hose geholfen habe, richte ich mich wieder auf.

Augenblicklich finden ihre Hände meinen Gürtel. Sie stellt sich auf die Zehenspitzen und küsst mich, immer wilder, während sie blind versucht, den Gürtel zu öffnen. Nach ein paar Versuchen gelingt es ihr, und meine Hose wandert zu ihrer auf den Boden.

Ruby lässt sich nach hinten in die weichen Decken sinken, und ich folge ihr, ohne unseren Kuss zu unterbrechen. Eigentlich wollte ich ihr noch so viel sagen, aber jegliche Worte in meinem Kopf werden von der Lust überdeckt, die meinen Körper in diesem Moment in Beschlag nimmt. Ruby schlingt ein Bein um meine Hüfte und zieht mich noch enger an sich.

Es fällt mir schwer, mich daran zu erinnern, warum ich das hier langsam angehen wollte – meine Hände wandern wie von selbst über ihren Körper. Ich berühre sie überall, möchte sie überall spüren und ergründen. Ich drücke mich gegen sie, genau zwischen ihre Beine, und das Geräusch, das sie ausstößt, lässt mich fast durchdrehen. Sie berührt mich mit fiebrigen Händen und beißt in meine Unterlippe, als ich die Bewegung wiederhole.

Ich greife unter ihre Schultern und ziehe sie ein Stück hoch, bis sie halb sitzt. Ich küsse sie weiter, während ich um sie herumgreife und meine Hände zum Verschluss ihres BHs bringe. Meine Finger beben mittlerweile so stark, dass ich drei Anläufe brauche, bis ich die kleine Schnalle aufbekomme. Ruby lächelt mich an und lässt die Träger über ihre Arme gleiten, bevor sie den BH von sich schiebt.

Einen Moment lange sehe ich sie nur an. Der Anblick von ihrer nackten Haut, dem zerzaustem Haar und dem lebendigen Blick in ihren Augen raubt mir schier den Atem.

Wir bewegen uns gleichzeitig. Ruby lässt sich wieder nach hinten sinken, und ich lehne mich über sie und küsse sie, beide Arme neben ihr auf die Matratze gestützt. Ihre Zunge umspielt meine langsam, als ihre Hände nach unten zu meinen Boxershorts wandern.

Sie zögert und murmelt etwas gegen meine Lippen. Ich löse mich ein Stück von ihr und sehe ihr in die Augen.

»Okay?«, wiederholt sie meine Frage mit einem Lächeln. Ich stoße ein atemloses Lachen aus und nicke.

Ruby beginnt, die Boxershorts zaghaft über meinen Hintern nach unten zu schieben. Ich helfe ein bisschen nach und ziehe anschließend ihr den Slip aus. Danach strecke ich mich, um meine Hose vom Boden zu fischen und ein Kondom aus meinem Portemonnaie zu nehmen. Ruby sieht mir dabei zu, wie ich es neben sie aufs Bett lege und mich dann wieder über sie lehne.

Ihr verheißungsvoller Blick lässt mein Herz noch schneller schlagen, als es das ohnehin schon tut. Sie schlingt die Arme um meinen Hals, und ihr Mund findet erneut meinen. Ich könnte ewig so weitermachen – nackt mit ihr in diesem Bett liegen und sie küssen, bis alle Gedanken an die Vergangenheit und Zukunft verschwunden sind und es nur noch uns beide gibt. Wenn es nach mir geht, kann dieser Augenblick für immer anhalten.

Ruby streicht über meinen Rücken weiter nach unten zu meinem Hintern. Sie biegt den Rücken durch und stöhnt leise, als mein Ständer gegen sie drückt. Allmählich entgleitet mir die Kontrolle. Unser nächster Kuss ist fiebriger als der davor, beinahe wild, und dann fühle ich, wie Ruby die Nägel in meinem Rücken vergräbt. Jetzt bin ich derjenige, der ein Geräusch nicht unterdrücken kann. Ich halte den Atem an und rolle mich dann kurz von ihr, um das Kondom überzuziehen.

Ich drehe mich auf die Seite, um ihr ins Gesicht sehen zu können. Ihre Augen sind vor Lust ganz trüb, aber der Ausdruck in ihnen lässt keinen Zweifel daran, was Ruby möchte.

Und dann gibt es keine Fragen mehr. Wir bewegen uns gleichzeitig, ich rolle mich zurück auf sie, und sie schlingt die Beine um mich, um mich an sich zu ziehen. Ich gleite wie von selbst in sie. Das Gefühl ist so überwältigend, dass ich kurz die Augen schließen muss und an Ort und Stelle verharre.

Als ich die Augen wieder öffne, sehe ich, dass Ruby genau dasselbe tut. Ich lasse mich auf die Ellenbogen sinken und streiche mit den Fingern über ihre Schläfe weiter runter zu ihrer Wange. Sie öffnet die Augen wieder. Und dann fange ich langsam an, mich zu bewegen. Ich ziehe mich aus ihr zurück und stoße behutsam wieder zu, ohne auch nur ein einziges Mal den Blick von Rubys schönem Gesicht zu nehmen. Sie bewegt sich mit mir zusammen, fährt mit der Hand in mein Haar und hält mich fest.

So etwas wie in diesem Moment habe ich noch nie zuvor in meinem Leben empfunden. Das, was wir machen, hat etwas mit bedingungslosem Vertrauen zu tun. Ich gebe Ruby alles von mir, und sie gibt mir sich selbst zurück.

Während es beim Sex für mich früher immer nur darum ging, zu kommen, ist das hier so viel mehr. Mit Ruby gibt es kein Ziel, auf das ich hinsteuere. Es gibt nur sie und mich und die Emotionen, die mich von Kopf bis Fuß füllen.

Ich brauche ihr nicht zu sagen, wie sehr ich sie liebe. Ich zeige es ihr mit meinem Körper, mit jedem sanften, tiefen Kuss, mit jedem Stoß meiner Hüften, mit der Art, wie ich sie festhalte, als ihr Körper unter meinem erbebt und auch ich mich vollends fallen lasse.

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

Ruby

Die Zeit, die ich mit James in Brightwell-cum-Sotwell verbracht habe, begleitet mich in Gedanken jeden einzelnen Tag der darauffolgenden Woche. Und auch der Woche danach. Und der danach.

Ich kann nicht vergessen, wie es sich angefühlt hat, James so nah zu sein, seine Hände auf meinem Körper, seinen Atem an meinem Ohr zu spüren. In dieser Nacht gab es nichts außer uns beiden, und ich ertappe mich in den unmöglichsten Momenten dabei, wie ich daran denke und mir wünsche, ich könnte die Zeit genau dahin zurückdrehen.

Wenn ich mit meiner Familie am Frühstückstisch sitze, muss ich an unseren Morgen danach denken, an das leckere frisch gebackene Brot und James' intimes Lächeln, als er mir die Marmelade gereicht hat.

Wenn ich versuche, mich auf den Lernstoff für die Abschlussprüfungen zu konzentrieren, muss ich an die Wohnung denken, die James mir gezeigt hat, und daran, wie wir nachts nebeneinander im Bett gelegen und uns ausgemalt haben, wie wir sie einrichten werden, sollte James den Zuschlag bekommen.

Und wenn ich abends versuche einzuschlafen, muss ich an seine Stimme denken, daran, wie James mir heiser und atemlos ins Ohr flüstert, wie sehr er mich liebt und dass er noch niemals in seinem Leben so glücklich gewesen ist.

»Erde an Ruby«, sagt Lin.

Ertappt reiße ich den Kopf zu ihr herum. »Was? Sorry. Ich war in Gedanken.«

Lin sieht mich von der Seite an. »Das habe ich gemerkt. Alles klar?«

Ich merke, wie Wärme sich in meinen Wangen ausbreitet, und nicke schnell. »Ja. Was hast du gesagt?«

»Ich habe nur gesagt, dass deine Tasche so aussieht, als würde sie jeden Moment aus allen Nähten platzen.« Lin deutet auf die James, die an meiner Seite baumelt. Es ist der erste Tag, an dem ich sie wieder in der Schule

trage, und ich habe sie so vollgepackt, dass ich mir Sorgen mache, der Gurt könnte jeden Moment reißen.

Vorsichtig richte ich ihn auf meiner Schulter. »Ich weiß, aber James hat heute Morgen gesagt, sie hält das aus, von daher hoffe ich auf das Beste.«

»Wenn James das sagt, wird es stimmen.« Lin öffnet die Tür zur Bibliothek und lässt mich zuerst eintreten.

»Hast du auch das Gefühl, vor lauter Stress jeden Moment durchzudrehen?«, frage ich sie, während wir an den Regalen vorbei in Richtung der Gruppenräume gehen. Wenn ich an die Abschlussprüfungen denke, die quasi vor der Tür stehen, und an alles, was wir mit dem Veranstaltungskomitee noch für die beiden letzten Events des Jahres planen müssen, breitet sich eine Panik in mir aus, die selbst meine Lieblings-ASMR-Videos manchmal nicht vertreiben können. Und der Druck wächst an, je näher wir uns dem Ende des dritten Terms nähern.

»Ich bin schon längst durchgedreht«, entgegnet Lin. »Ich habe auch keine Ahnung, wann ich vor Samstag noch für Lydia basteln soll.«

»Ich habe dir doch gesagt, dass wir zusammen schenken können.«

Sie schüttelt den Kopf. »Nein, das finde ich unpassend. Du bist quasi ihre Schwägerin, und so eng sind Lydia und ich nicht befreundet. Aber danke für das Angebot.«

Ich atme lange aus. »Wenn ich bei irgendetwas helfen kann, sag Bescheid.«

Darauf lacht Lin nur. »Eben sagst du noch, dass dein Kopf bald platzt, und jetzt bietest du mir Hilfe an. Das ist ein typischer Ruby, weißt du.«

»Ein typischer Ruby?« Ich hebe die Augenbrauen.

»Na ja, du weißt schon. Sich zu viel aufhalsen und dann im Nachhinein jammern«, sagt Lin grinsend.

Ich strecke ihr die Zunge raus.

»Aber das Spiel planen wir zusammen, oder?«, frage ich.

Sie nickt. »Wollten wir jetzt eigentlich das mit den Babygläschen machen oder die Karten oder beides?«

»Beides, oder? Dann hätten wir Abwechslung. Mum hat auch noch genug Bastelkram zu Hause, wir müssen also nicht extra noch etwas kaufen.«

»Hast du inzwischen die Bilder von Lydias Tante bekommen? Und hat sie dir verraten, wie das Motto sein wird? Gibt es überhaupt eins?«, fragt Lin.

Ich schüttle den Kopf. »Frag lieber nicht. Ophelia dreht laut Lydia ein bisschen durch. Sie kauft alles, was ihr in die Finger fällt – Hauptsache, es ist bunt. Das wird dann wohl auch das Motto, meinte Lydia.«

»Bunt?«, fragt Lin und sieht mich skeptisch von der Seite an. »Das ist kein Motto.«

»Ich weiß«, gebe ich zurück. »Bei Ophelia aber anscheinend schon.«

»Okay, dann müssen wir damit –« Lin verstummt und bleibt auf der Stelle stehen. Stirnrunzelnd sehe ich sie an, dann folge ich ihrem Blick.

Ich halte den Atem an.

Vor dem Gruppenraum des Veranstaltungskomitees steht Cyril.

Im Gegensatz zu den letzten Wochen sieht er mittlerweile nicht mehr so aus, als wäre er von einer wilden Party direkt in die Schule gestolpert. Seine Schuluniform ist gebügelt, seine Krawatte sitzt gerade, und seine Haare sind gestylt. Auch die dunklen Ringe unter seinen Augen sind nicht mehr so stark, und er scheint sich rasiert zu haben. Er sieht fast wieder aus wie früher.

»Lin?«, frage ich leise, als meine Freundin sich immer noch nicht aus ihrer Starre befreit hat.

Sie schluckt schwer und drückt dann den Rücken durch. Einen Wimpernschlag später redet sie weiter, als wäre nichts gewesen.

»Dann müssen wir damit arbeiten«, beendet sie den Satz. »Ich habe nach der Schule nichts mehr vor – wollen wir die Karten gleich heute basteln?«

Ich blinze perplex, nicke dann aber schnell. »Klar.«

»Prima.« Nur wenn man Lin gut kennt, bemerkt man, wie steif ihre Schultern sind und wie gezwungen ihre Lockerheit in dieser Sekunde wirkt. »Machen wir so.«

Beim Gruppenraum angekommen, stößt Cyril sich von der Wand ab und stellt sich aufrecht hin. Lin bleibt vor ihm stehen, und die beiden sehen sich einen Moment lang wortlos an.

Ich gehe durch die Tür und schließe sie leise hinter mir.

Ich bekomme nicht die Gelegenheit, Lin zu fragen, warum Cyril auf sie gewartet hat. Kurz nachdem ich den Gruppenraum betreten habe, sind Camille und Doug mit Kieran im Schlepptau reingekommen, keine zwei Minuten später Jessalyn und James. Nach dem Meeting sind wir dann zu dritt mit Lins Auto zu mir nach Hause gefahren, und auch wenn es mir auf

den Nägeln gebrannt hat, wollte ich sie nicht in James' Anwesenheit darauf ansprechen.

Jetzt ist James bei einem Treffen mit einer potenziellen Käuferin seiner *Beaufort*-Anteile, und wir sitzen gemeinsam mit Ember auf dem Boden in meinem Zimmer und schneiden stramplerförmige Pappkarten aus, auf denen man auf der Babyparty die Geschlechter der Babys sowie deren Maße und Gewicht voraussagen kann. Und wenn ich Lin nicht augenblicklich ausfrage, werde ich mit Sicherheit platzen vor Neugier.

»Was wollte Cyril?« Es kommt so energisch aus mir heraus, dass Lin zusammenzuckt. Ember sieht überrascht auf. Einen Moment lang wandert ihr Blick zwischen uns hin und her, aber dann bleibt er an Lins steifen Schultern hängen. Wortlos nimmt sie sich eine weitere Pappe und beginnt, mit der Schablone den Umriss des Bodys mit einem weißen Stift nachzuziehen.

Lin starrt auf den Strampler, den sie gerade ausgeschnitten hat. »Er hat sich entschuldigt.«

Ich runzle die Stirn. »Und?«

Sie zuckt mit den Schultern. »Mehr gibt es eigentlich nicht zu erzählen.«

Ich lege meinen Stift beiseite. »Wie war es denn? War er ... lieb?« Eigentlich kein Wort, das ich mit Cyril in Verbindung bringe, aber ich habe das Gefühl, dass sich mehr hinter Lins Schweigen verbirgt.

»Ich weiß nicht. Es war ... komisch.«

»Inwiefern?«, frage ich vorsichtig.

»Er meinte, wir würden uns am Wochenende bei der Babyparty sehen und er würde nicht wollen, dass es komisch zwischen uns ist. Er hat sogar gefragt, ob er zu Hause bleiben soll.« Lin klingt, als wäre das der merkwürdigste Vorschlag, den Cyril jemals gemacht hat.

»Bei mir hat er sich auch entschuldigt. Ich glaube, er ist gerade dabei, sein Leben ein bisschen umzukrempeln«, gebe ich zu bedenken. »James glaubt, dass er die Fehler, die er gemacht hat, wirklich aufrichtig bereut.«

»Für mich klingt das eher so, als würde er nach einer Ausrede suchen, nicht auf diese Party zu müssen«, wirft Ember ein, ohne aufzublicken.

Perplex blinzele ich. »Was?«

Ember zuckt gleichgültig mit den Schultern. »Lin sagt, sein Verhalten kam ihr fremd vor. Mit Sicherheit will er verhindern, das Mädchen, das er liebt, zusammen mit dem Mann zu sehen, den *sie* liebt.«

»Meinst du?«, frage ich skeptisch.

Für Embers Verhältnisse ist diese Sicht auf die Dinge besorgniserregend finster. Normalerweise ist sie immer diejenige, die optimistisch ist und an das Gute im Menschen glaubt, während ich alles zehnmal hinterfrage.

Dass irgendetwas nicht mit ihr stimmt, vermute ich schon seit einer ganzen Weile. Sie vergräbt sich in der Arbeit an ihrem Blog wie noch nie zuvor, verlässt kaum ihr Zimmer, und wenn ich sie darauf anspreche, ob alles in Ordnung ist, wechselt sie das Thema sofort zu etwas Unverfänglicherem. Während ich mich wochenlang gefragt habe, mit wem sie ihre Zeit verbringt, frage ich mich jetzt, warum sie mit dieser Person keine Zeit mehr verbringt.

Und warum sie noch immer glaubt, mit mir nicht darüber reden zu können.

»Ich glaube, Cyril hat einen Tiefpunkt erreicht, von dem er sich gerade wieder hochkämpft. Nach allem, was du mir über eure gemeinsame Zeit erzählt hast, finde ich es respektvoll, dass er dich das gefragt hat«, sage ich beruhigend an Lin gewandt. »Mit Sicherheit war das auch nicht leicht für ihn. Und überhaupt: Möchtest du, dass er nicht zur Party kommt?«

Lin schüttelt den Kopf. »Nein, das fände ich kindisch. Wir gehen beide nach Oxford und werden uns dort mit Sicherheit über den Weg laufen. Da kann ich ihm dann auch nicht sagen, dass er sich verpissen soll.«

»Du könntest schon. Rein theoretisch.«

Lins Mundwinkel zucken. Sie streicht sich das Haar hinter die Ohren und greift dann wieder nach der Schere. »Außerdem bin ich über ihn hinweg.«

Ich sehe sie prüfend an. Beim letzten Mal, als wir uns über Cyril unterhalten haben, war offensichtlich, dass Lin die ganze Sache sehr mitnimmt. Jetzt bin ich mir nicht mehr so sicher.

»Lydia würde es bestimmt auch verstehen, wenn du nicht mit zur Party kommst«, schlage ich vorsichtig vor.

»Nein«, sagt Lin augenblicklich. »Nein. Ich möchte dabei sein. Und wer weiß – vielleicht kommt ja irgendjemand, der mir gut gefällt.«

Ihr Kommentar überrascht mich, gleichzeitig fühle ich mich erleichtert. So wie sich das anhört, ist Lin wirklich bereit, nach vorn zu blicken und sich auf etwas Neues einzulassen. Ich verschweige ihr, dass es sich bei den anderen Gästen nur um ältere Freunde von Ophelia handelt. Dafür freue ich mich zu sehr für sie, und dafür sieht sie einfach viel zu optimistisch aus.

»Ruby, darf ich einen Penis auf den Body malen?«

Kurz bin ich überfordert mit dem plötzlichen Themenwechsel, muss aber gleich darauf ein Grinsen unterdrücken. »Wenn du das unbedingt möchtest, tu dir keinen Zwang an. Ich weiß nur nicht, ob Lydia sich darüber freuen wird.«

»Lydia wird drüber lachen«, gibt Ember zurück und beginnt dann, mit einem von meinen heiß geliebten Glitzerstiften ein männliches Genital auf den Pappstrampler zu malen.

»Du hättest ihn nicht ganz so groß machen müssen«, kommentiere ich trocken, doch Ember zuckt nur grinsend die Schulter.

»Oh, das ist großartig«, sagt Lin lachend. »Ich male auch was Lustiges drauf.«

Ich atme tief durch und sehe mir die Vorlagen an, die wir vorab auf Pinterest rausgesucht haben. Diese bestehen aus brauner Pappe mit einem kleinen Loch am oberen Ende, durch das eine Schnur geführt wird, an der man die Bodys aufhängen kann. Sie haben einen goldenen Rand und feine Linien sowie eine geschwungene Kalligrafie-Überschrift. Embers Kunstwerk hat damit nicht mehr besonders viel gemeinsam, aber wenn man sie dadurch wieder zum Lachen bringen kann, ist mir das sehr recht.

»Lydia und Graham werden unsere Kreativität zu schätzen wissen«, sagt sie und beginnt, den Penis zu verzieren.

»Genau«, stimmt Lin zu und zeichnet mit einem konzentrierten Gesichtsausdruck etwas auf den Body. Nach einer Weile hebt sie ihn hoch und betrachtet ihn kritisch. Dann dreht sie ihn zu uns. Mit einem der Metallic-Stifte hat sie das Superman-Logo aufgemalt.

Ember jubelt.

»Ich hätte ein Cape mit ausschneiden müssen«, sagt sie zerknirscht.

»Beim nächsten Body dann«, sage ich – eigentlich nur aus Witz. Doch dann sehen Ember und Lin erst einander und dann mich mit strahlenden Mienen an. Im nächsten Moment beugen sich beide über die Pappe und beginnen, Veränderungen an dem von der Schablone vorgegebenen Umriss vorzunehmen.

Nach einer Weile kann ich nicht anders, als mitzumachen, und irgendwann geht es nur noch darum, wer die merkwürdigsten Ideen hat und die anderen am meisten zum Lachen bringen kann.

Zu einem Body fügen wir Engelsflügel hinzu, zu einem anderen einen Eishockeyschläger mitsamt Mini-Puck. Lin entwirft einen Strampler-Bikini

mit Obstmuster und malt auf einen anderen Teufelshörner. Mein Highlight ist allerdings ein misslungener Pferdekopf, auf den Ember besonders stolz ist. Jedes Mal, wenn ich ihn angucke, kann ich nicht mehr an mich halten und fange erneut an zu lachen.

Irgendwann klopft es an der Tür.

»Herein«, rufe ich.

James steckt den Kopf ins Zimmer.

»Hello, Loverboy«, sagt Ember mit tiefer Stimme und bringt Lin und mich damit noch mehr zum Lachen.

James betritt das Zimmer und hebt amüsiert eine Augenbraue. »Ihr habt eine tolle Zeit, wie ich sehe.«

»Schau dir mal die Schätz-Karten für die Babyparty an und such dir einen Favoriten raus«, sagt Lin und deutet auf die Pappkarten, die fast den gesamten Boden bedecken.

»Ist das ...«, fragt James, hält aber inne und legt den Kopf schräg.

»Es soll ein Einhorn sein«, sagt Ember und verdreht die Augen. »Als wäre das so schwer zu erkennen.«

»Sieht eher aus wie ein Schwein. Und das auch nur mit viel Fantasie.«

»Hey!«, ruft Ember empört, greift nach einem der Kissen auf meinem Bett und wirft damit nach James. Das Kissen segelt durchs Zimmer und prallt kurz vor James auf dem Boden auf, was ihn schief grinsen lässt.

»Ich wollte eigentlich auch nur kurz Bescheid geben, dass ich wieder da bin. Oh, und Angus sagt, das Essen ist bald fertig. Ihr könnt also runterkommen.«

»Wie war dein Treffen?«, frage ich.

»Sehr gut«, sagt James. »Sie scheint das Unternehmen im Detail zu kennen und hat einen kompetenten Eindruck auf mich gemacht. Ihr Interesse an den Anteilen hat wirklich aufrichtig gewirkt und nicht so, als wäre sie nur an einem Teil des Kuchens interessiert.«

»Was sagt dein Bauchgefühl?«, frage ich vorsichtig.

James sucht seit Wochen nach einem passenden Käufer für seine Anteile, aber Fiona Green war die erste Interessentin, die er persönlich kennenlernen wollte. *Beaufort* ist das Lebenswerk seiner Mum, und ich glaube, der Druck, die richtige Person zu finden, belastet ihn mehr, als er sich selbst eingestehen möchte.

»Mein Bauchgefühl sagt, dass ich nicht allzu lange zögern sollte«, gibt er zurück.

»Meine Oma sagt immer, dass das Bauchgefühl der allerwichtigste Indikator ist, wenn man eine wichtige Entscheidung zu treffen hat«, sagt Lin, und Ember nickt zustimmend.

»Es muss klick machen, sonst ist sie nicht die Richtige.«

»Bei mir macht es selten einfach so klick«, erwidert James. »Ich brauche immer Zeit, bis ich Menschen richtig einschätzen kann – über den ersten Eindruck hinaus, meine ich. Aber ich treffe mich nächsten Dienstag ein zweites Mal mit ihr. Vielleicht fällt es mir danach leichter, mich zu entscheiden.«

»Klingt doch gut«, sagt Ember. Sie hebt das Papp-Einhorn hoch. »Und falls du Rat brauchst, kannst du dich sonst auch vertrauensvoll an Ernie wenden.«

James Mundwinkel zucken. »Alles klar.«

»Wir sind fertig mit Basteln, oder?«, fragt Lin.

»Ja«, antworte ich und sehe mich auf dem Boden um. »Wir haben mehr als genug.«

Sie hebt die Arme über den Kopf und rekelt sich. Dann streckt sie die Beine aus und beugt sich vor, um sich mit den Armen bis zu ihren Füßen zu dehnen. Ich kann einen Knochen in ihrem Rücken knacken hören, und meine Augen weiten sich erschrocken.

»Ich finde es toll, dass ihr das alles für Lydia vorbereitet«, sagt James, und als sich unsere Blicke treffen, verändert sich sein Lächeln ein Stück. Es wird offener. Wärmer. Einen Tick vertrauter. Es ist ein Lächeln, das nur für mich bestimmt ist, eines voller Geheimnisse, die nur wir beide kennen. Je länger er mich ansieht, desto trockener wird meine Kehle. Und desto wärmer wird mir.

Fahrig beginne ich, die Papp-Bodys auf einen Stapel zu schieben. Ich sitze in meinem Kinderzimmer, zusammen mit meiner kleinen Schwester. Ich kann jetzt auf keinen Fall über James' nackten Körper nachdenken.

»Sollen wir runtergehen?«, fragt Ember unvermittelt. »Dad hat geschrieben.« Sie hält ihr Handy hoch und zeigt uns die Nachricht. Im selben Moment sehe ich, wie oben eine weitere eingeht. Doch bevor ich den Absender erkennen kann, hat Ember das Handy wieder zu sich gedreht. Ihr Ausdruck verfinstert sich, als sie die Nachricht liest. Sie sperrt das Handy und stützt sich auf dem Boden ab, um dann aufzustehen.

Während Lin und James zur Tür gehen, halte ich meine Schwester kurz am Arm fest. »Du kannst mit mir reden, Ember«, wispere ich. »Immer. Das

weißt du, oder?«

Sie sieht auf meine Hand, dann in mein Gesicht. Kurz scheint sie mit sich zu ringen, schüttelt aber letztlich den Kopf. »Hierüber leider nicht, Schwesterherz.«

Bevor ich noch etwas sagen kann, folgt sie Lin und James nach unten.

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

Lydia

»Gäste!«, rufe ich James, Ruby, Ember und Lin zu, gleich nachdem ich die Tür aufmache. Ich packe James' Arm und ziehe ihn ins Haus, die anderen folgen ihm.

»Das nenne ich mal eine Begrüßung«, gibt er zurück und schlingt einen Arm um mich. Er drückt mich kurz an sich, dann wandert sein Blick den Flur entlang. Er hebt eine Braue. »Ist das ein ...?«

»Ein übergroßes Herz aus bunten Rosen? Ja.« Ich wende mich an Ember, Lin und Ruby und nehme sie ebenfalls nacheinander in den Arm.

»Du siehst zauberhaft aus, Lydia«, sagt Ember.

Ich streiche mit beiden Händen über den weichen Stoff meines grünen Etuikleids, das so geschnitten ist, dass mein Bauch, der meines Erachtens jetzt wirklich nicht mehr größer werden kann, schön zur Geltung kommt.

»Das finde ich übrigens auch«, erklingt Grahams Stimme dicht hinter mir.

Ich drehe mich zu ihm und lächle ihn an. Dann greife ich nach seiner Hand und lasse meine Finger zwischen seinen hindurchgleiten.

Ich kann nicht beschreiben, wie gut es sich anfühlt, das jetzt tun zu können – egal, wo wir uns befinden und wer uns sieht. Wir haben gestern Abend darüber gesprochen, ob es merkwürdig sein würde, wenn meine Freunde, die teilweise seine Schüler waren, uns so sehen, dann aber beschlossen, uns darüber keine Gedanken zu machen. Graham ist mein Freund und der Vater meiner Kinder. Ich möchte ihn berühren können, wann und wo ich will.

Als ich mich wieder zu den anderen umdrehe und in ihre Gesichter blicke, sehe ich darin nichts als Freude und Offenheit. Keiner von ihnen macht den Anschein, als wäre es unangenehm, uns Händchen haltend zu sehen.

»Ihr seht auch alle toll aus«, sage ich und begutachte ihre sommerlichen Outfits.

Normalerweise liebe ich warmes Wetter, und Sommer war schon immer meine Lieblingsjahreszeit, aber mit dem Bauch und den schmerzhaften Wassereinlagerungen in den Beinen wäre mir eigentlich eher nach Herbst. Oder Winter. Am liebsten Winter in der Antarktis.

Wobei eine Babyparty in der Antarktis wahrscheinlich keinen Spaß machen würde.

»Wie ich höre, ist die Party schon in vollem Gange«, sagt Ruby lächelnd. Damit meint sie sicher die Musik, die man vom Garten aus bis hierher hören kann.

»Ophelia ist heute Morgen schon durch den Garten getanzt. Sie wollte, dass ich mitmache, aber ich war nach zwei Minuten schon fix und fertig«, erzähle ich. »Ich habe dann lieber den Aufbau des Buffets überwacht – es gibt eine dreistöckige Torte und ungefähr eine Million Cakepops.«

»Ich liebe Cakepops«, sagt Ember erfreut. Sie hält ein riesiges, in gepunktetes Geschenkpapier eingepacktes Paket hoch und sieht mich fragend an. »Wo kommen die Geschenke hin?«

»Folgt mir«, sage ich und will sie durch den Flur nach hinten in den Garten führen, als James mich am Arm zurückhält. Ich lasse Grahams Hand los und sehe ihn verdutzt an.

»Wir haben noch einen Überraschungsgast mitgebracht«, sagt er. Das Erste, was mir durch den Kopf schießt, ist: hoffentlich nicht Dad. Mein zweiter Gedanke ist, dass James mich besser als jeder andere kennt und mir das nicht antun würde.

Er macht einen Schritt zurück zur Tür und zieht sie wieder auf. Jemand betritt das Haus. Jemand, den ich noch nie zuvor in meinem Leben in Jeans und Hemd gesehen habe.

»Percy!«, rufe ich laut und mache einen Satz nach vorn auf meinen ehemaligen Chauffeur zu.

»Es ist schön, Sie wohlauf zu sehen, Miss Beaufort«, antwortet er förmlich. Er erwidert meine Umarmung, und mir wird bewusst, wie vertraut mir sein Geruch vorkommt. Er riecht nach Ledersitzen und einem Aftershave, das ich seit meiner Kindheit kenne. Nach einem Moment lösen wir uns voneinander.

»Ihr Bruder hat mich eingeladen«, erklärt Percy. »Ich hoffe, das ist in Ordnung.«

»In Ordnung?«, frage ich ungläubig und sehe zwischen ihm und James hin und her. »Das ist eine großartige Überraschung!«

Ich winke ihn ins Haus. »Percy, das hier ist mein Freund Graham. Graham, das ist Percy«, stelle ich die beiden einander vor, und sie schütteln sich die Hände.

»Ophelia wird umfallen, wenn sie dich sieht«, sage ich aufgeregt und deute über meine Schulter. »Sollen wir rausgehen?«

Als die anderen nicken, verschränke ich meine Finger wieder mit Grahams. Wir gehen durch den Flur in den Wintergarten, dessen Türen nach draußen weit geöffnet sind. Von dort betreten wir den Garten.

»Oh, wow«, kann ich Lin hinter mir murmeln hören.

»Jetzt versteht ihr, was genau ich mit ›bunt‹ meine«, sage ich über die Schulter und beobachte die anderen dabei, wie sie sich im Garten umsehen.

Mitten im Gras steht ein langer Gartentisch, auf dem ein grüner Läufer ausgebreitet wurde. Direkt darüber hängen unzählige pastellfarbene Heliumballons, die an kleinen bunten Laternen befestigt sind, damit sie nicht wegfliegen. Seitlich vom Haus wurde das Buffet aufgebaut. Zwischen kleinen Tontöpfen, die mit Blumen oder Kakteen befüllt sind, stehen bereits die ersten Getränke und eine Auswahl unterschiedlicher Vorspeisen, die mir vorhin schon das Wasser im Mund zusammenlaufen lassen haben. Überall im restlichen Garten hängen Lampions, Ballons und Luftschlangen.

Ophelia entdeckt uns vom anderen Ende des Gartens und kommt augenblicklich auf uns zugelaufen. Sie trägt ein geblühtes Sommerkleid und hat das rote Haar locker hochgesteckt. »Hallo, zusammen!«

Als ihr Blick auf Percy fällt, weiten sich ihre Augen. Sie scheint einen Moment lang zu zögern, dann geht sie jedoch zu ihm und umarmt ihn. »Das ist ja eine Überraschung.«

»Hallo, Ophelia«, sagt Percy leise und fügt noch leiser etwas hinzu, was ich nicht verstehe, weil es in diesem Moment erneut an der Haustür klingelt.

»Kommst du mit?«, frage ich Graham, und als er nickt, sage ich zu den anderen: »Bedient euch ruhig schon mal am Buffet, wir sind sofort wieder da.«

Graham und ich gehen durch den Wintergarten und den Flur zurück zur Haustür. Bevor ich die Klinke herunterdrücke, greift Graham nach meinem Handgelenk. Fragend sehe ich zu ihm hoch, und bevor ich weiß, wie mir geschieht, beugt er sich zu mir und küsst mich sanft. Wie von selbst schließe ich die Augen und lehne mich ihm entgegen, mein Körper scheint mit seinem förmlich verschmelzen zu wollen. Nach einem kurzen Moment

löst er sich von mir und sieht mir in die Augen, ein leichtes Lächeln auf den Lippen.

»Wofür war der denn?«, frage ich heiser.

Er schüttelt den Kopf. »Einfach so.«

Obwohl diese Worte so simpel sind, macht mein Herz einen aufgeregten Satz. Früher ist es uns nicht möglich gewesen, irgendetwas einfach so zu tun.

Doch jetzt steht uns die Welt offen.

Ich stelle mich auf die Zehenspitzen, um ihn noch mal zu küssen, als die Klingel erneut durchs Haus tönt. Graham lacht leise, während ich ertappt die Augen zusammenkneife und mich letztlich doch zur Tür umdrehe.

Als ich sie aufziehe, sehe ich erst einmal nichts außer einem riesengroßen Geschenk, das bei genauerem Hinsehen verdächtig die Form eines Teddybären hat. Eine Schleife ist darum befestigt, die mit Sicherheit den dreifachen Umfang meines Kopfes hat. Es bewegt sich ein Stück nach links, und daneben taucht Alistairs Gesicht auf. Er grinst mich breit an. »Ich habe eine Lieferung für Lydia Beaufort.«

Kesh, der neben Alistair steht, lacht leise. Ich senke den Blick und sehe, dass er Alistairs Hand hält. Mein Magen macht einen überraschten Satz. Die Frage muss in meinem Gesicht geschrieben stehen, aber er lächelt nur und macht einen Schritt über die Türschwelle. Dann umarmt er mich fest.

»Danke für die Einladung, Lydia«, sagt er mit dunkler Stimme.

»Sehr gern«, gebe ich zurück und strahle ihn an.

Er löst sich von mir, um Graham die Hand zu schütteln. Alistair versucht währenddessen, mit dem Riesengeschenk durch die Tür zu passen, und als er es endlich geschafft hat, lässt er es zu Boden sinken und streicht sich mit dem Handrücken über die Stirn, als hätte er gerade eine schweißtreibende Übung beim Training absolviert. Dann schließt er mich in die Arme, sogar noch viel fester als Kesh.

Er reicht Graham die Hand. »Hi, Mr Sutton.«

»Graham, bitte«, sagt Graham sofort.

Alistair nickt. »Geht klar.« Er sieht sich neugierig in Ophelias Flur um. »Ich bin so gespannt, wie das heute wird. Ich war noch nie auf einer Babyparty. Werden Geschenke gleich ausgepackt, oder ...?«

»Schön wär's«, sage ich mit einem Schnauben.

»Ophelia hat alles genau durchgetaktet«, erklärt Graham schmunzelnd. »Die Geschenke sind erst nach dem Essen dran. Wenn es nach mir geht, könnten wir allerdings gleich damit loslegen. Das da sieht nämlich sehr interessant aus«, sagt er mit einem Nicken auf Alistairs Geschenk. Ich will es gerade zu mir ziehen, um es genauer in Augenschein zu nehmen, da hebt Alistair es schnell wieder hoch.

»Kommt überhaupt nicht infrage«, höre ich ihn gedämpft sagen.

»Ich glaube, Wren und Cy kommen gerade auch an«, bemerkt Kesh. Er sieht über die Schulter nach draußen, wo ein klappriges Auto auf das Grundstück fährt.

»Wieso seid ihr nicht alle zusammen gefahren?«, frage ich verwundert.

»Wren meinte, es tut seinem Auto gut, wenn es mal richtig durchgeheizt wird. Allerdings hätten wir zu viert niemals da reingepasst«, sagt Keshav.

»Damit bestimmt nicht«, sagt Graham und deutet auf das Geschenk.

»Kann es sein, dass ich Kuchen rieche? Ich glaube, ich rieche Kuchen«, sagt Alistair unvermittelt und versucht, um das Plüschtier herum zu mir zu gucken.

Ich muss mir ein Lachen verkneifen. »Wollt ihr schon mal vorgehen? Du kennst den Weg noch, oder?«

Alistair murmelt zustimmend. Er und Kesh gehen den Flur entlang, und mein Herz macht einen kleinen freudigen Hüpf, als ich sehe, wie Kesh die Hand auf Alistairs unteren Rücken legt und ihn flüchtig streichelt. Ich wusste zwar, dass die beiden gute Freunde sind, aber damit, dass sie eines Tages ein Paar werden könnten – und so wirkt dieses Bild gerade auf mich –, habe ich nicht gerechnet. Ich hebe den Blick zu Graham, der den beiden ebenfalls hinterhersieht und mich dann anlächelt.

»Wir haben gehört, hier steigt eine Party?«, erklingt Wrens Stimme, und ich drehe mich gerade rechtzeitig um, um ihn und Cyril die Treppe zur Eingangstür hochkommen zu sehen. Genau wie Kesh und Alistair tragen sie Hemden, und insgeheim frage ich mich, ob sie sich alle abgesprochen haben.

Das Herz schlägt mir bis zum Hals, als ich Cyril ansehe. Es ist immer merkwürdig, sich das erste Mal nach einem großen Streit wieder gegenüberzustehen. Nach unserem Telefonat hatten wir keinen Kontakt mehr, und ich weiß nicht, wie ich mich ihm gegenüber verhalten soll.

»Da habt ihr richtig gehört«, antworte ich ein wenig verspätet und erwidere Wrens Umarmung, als dieser mich kurz, aber fest an sich zieht.

»Wow«, sagt Wren. Er schiebt sich die Sonnenbrille ins Haar und betrachtet meinen Bauch. »Ich hatte nicht das Gefühl, dass wir uns so lange nicht mehr gesehen haben.«

»Ich habe ihn gut versteckt«, sage ich.

»Das sehe ich«, sagt er. Dann blickt er an mir vorbei den Flur hinab.

»Sind die anderen schon alle da?«

»Ja, im Garten.«

Er nickt und geht an uns vorbei den Flur entlang.

Dann sind Cyril, Graham und ich allein. Eine betretene Stille breitet sich zwischen uns aus.

»Hallo«, sagt Cyril schließlich mit rauer Stimme. Genau wie Wren trägt er eine Sonnenbrille, sodass ich seine Augen nicht sehen kann.

»Hi«, sage ich. »Schön, dass du gekommen bist.«

Cyril schluckt schwer und ringt sich dann zu einem Lächeln durch.

»Danke für die Einladung.« Endlich nimmt er die Sonnenbrille vom Gesicht, klappt sie zu und steckt sie in die Tasche seines Hemds.

Cyril und Graham stehen sich schweigend gegenüber, beide mit angespannten Schultern und zusammengebissenen Zähnen. Die Stimmung ist so geladen, dass ich unweigerlich die Luft anhalte.

Schließlich räuspert Cyril sich. »Mr Sutton, es ...«

Wieder Schweigen.

Neben mir höre ich Graham leise ausatmen. »Du kannst mich Graham nennen, Cyril«, sagt er.

Eine Sekunde vergeht, dann noch eine. Schließlich nickt Cyril.

»Einverstanden«, sagt er. »Graham.«

Ich mache einen Schritt nach vorn, um Cyril wie die anderen auch mit einer Umarmung zu begrüßen. Er wirkt so überrumpelt, dass er eine Sekunde lang überhaupt nichts macht. Erst nach ein paar Herzschlägen hebt er einen Arm und schlingt ihn um meinen Rücken – vorsichtig und zaghaft, als hätte er Angst, er könnte mich verschrecken, wenn er zu fest drückt. Ich stelle fest, wie vertraut er sich anfühlt. In diesem Moment ist er einfach nur der Junge, den ich mein Leben lang kenne und der immer für mich da war, wenn ich ihn gebraucht habe.

»Alles okay?«, fragt er und löst sich ein Stück von mir. Er sieht mich eingehend an, und in seinem Blick ist die Unsicherheit und die Zerrissenheit, die ich ebenfalls empfinde.

»Noch nicht«, sage ich ehrlich. In Cyrils Augen flackert etwas Dunkles auf. Er macht den Mund auf, um etwas zu sagen, wahrscheinlich, dass er wieder gehen kann, wenn ich das möchte, aber ich komme ihm zuvor.

»Aber das wird schon wieder. Bestimmt.«

Mit diesen Worten schließe ich die Tür hinter ihm und bringe ihn gemeinsam mit Graham zu den anderen in den Garten.

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

Ember

Wir sind noch nicht mal eine Stunde hier, und schon jetzt kann ich mit großer Gewissheit sagen, dass ich Ophelia Beaufort liebe. Und das nicht nur, weil die Dekoration der Babyparty so bunt ist, dass man gar keinen Grund für schlechte Laune haben kann, sondern vor allem, weil Lydias Tante total cool drauf ist.

Sie ist eine dieser Gastgeberinnen, die es schaffen, dass man sich automatisch wohl in ihrem Zuhause fühlt, auch wenn man noch nie zuvor dort gewesen ist. Innerhalb der ersten fünfzehn Minuten hat sie mir einen alkoholfreien Cocktail in die Hand gedrückt und sich mit Ruby und mir über unsere Ambitionen unterhalten. Sogar auf meinen Blog hat sie mich angesprochen und mir erzählt, dass sie ihn abonniert hat und jeden meiner Beiträge aufmerksam verfolgt. Danach konnte ich gar nicht anders, als sie toll zu finden.

Meiner Euphorie wurde allerdings ein Dämpfer verpasst, als Wren den Garten betreten hat. Während die anderen ihn stürmisch begrüßt haben, habe ich mich ruckartig zu Lin gedreht und sie in ein Gespräch über die Galerie ihrer Mum verwickelt. Ich konnte ihn nicht ansehen.

Ich habe gewusst, dass das heute nicht leicht wird. Wren als Freund verloren zu haben, tut weh, und auch wenn ich mir vorgenommen habe, mir nichts anmerken zu lassen – der stechende Schmerz in meiner Brust war im ersten Moment so heftig, dass ich einen Augenblick lang überhaupt nicht wusste, wie ich damit umgehen sollte, und Lin zweimal bitten musste, das, was sie gesagt hat, zu wiederholen.

Danach habe ich versucht, Wrens Anwesenheit zu ignorieren und nicht jedes Mal zusammenzuzucken, wenn er gelacht hat.

Ich bin froh, als Ophelia irgendwann wieder zu mir kommt, meine Hand nimmt und mich zu einer großen Leinwand weiter hinten im Garten zieht.

»Oh, wie niedlich«, sage ich, als ich das Bild sehe, das darauf gemalt wurde: zwei kleine Schildkröten, die mit einem riesigen Strauß aus

Luftballons in Richtung Himmel gezogen werden. »Hast du das gezeichnet?«

Ophelia nickt und sieht dabei so stolz aus, dass ich lächeln muss. »Ich habe die Vorlage auf Pinterest gefunden.«

Ich beäuge die Mischpalette, die neben der Leinwand auf einem Holztisch steht und mit vielen Farben gefüllt wurde. »Was muss ich tun?«

»Das ist Fingerfarbe«, erklärt Ophelia. »Du malst mit deinem Daumenabdruck die Ballons und die Schilde der Schildkröten an. Guck, so.«

Mit Ophelias Anleitung tunke ich meinen Daumen erst in die grüne, dann in die gelbe Farbe und drücke ihn danach auf die raue Leinwand. Es ist so sonnig, dass das Licht von der weißen Fläche reflektiert wird und meine Augen anfangen zu tränen, aber Ophelias enthusiastischen Lauten nach zu urteilen, mache ich meine Sache trotzdem gut.

»Sehr schön, Ember! Du hast ganz eindeutig ein Talent fürs Malen«, sagt Ophelia und strahlt mich an. Ich frage mich zwar, wie sie das anhand eines bloßen Daumenabdrucks erkennen kann, freue mich aber trotzdem.

»Hast du auch schon?«, frage ich mit Blick auf die wenigen Ballons auf dem Bild, die bereits bunt sind.

»Ja, meiner ist der hier«, antwortet sie.

»Deiner glitzert ja«, stelle ich fest. »Warum glitzert deiner? Ich habe nirgends Glitzer gesehen.«

»Wie ich sehe, beweist du noch mehr Geschmack.« Ophelia grinst breit. »Lydia hat gesagt, ich soll nicht so dick auftragen, also habe ich den Glitzer wieder weggetan. Aber wenn du möchtest, kann ich ihn gern holen gehen.«

Ich schüttele den Kopf. »Nein, nein, schon okay. Das ist übrigens eine sehr schöne Idee mit dem Bild.«

»Ich glaube, ich habe in den letzten vier Wochen nichts anderes gemacht, als mir im Internet Inspiration für Babypartys zu holen. Irgendwann musste ich ein Ranking aufstellen, sonst wäre der Garten aus allen Nähten geplatzt. Und wie du vielleicht siehst ...« Sie macht eine ausladende Bewegung mit einem Arm. »Hey, Percy, du musst auch noch an die Leinwand!«, ruft sie plötzlich.

Der Chauffeur, der gerade in einigen Metern Entfernung ein Glas mit dem Grapefruit-Cocktail geholt hat, versteift sich. »Ich – ähm. Meinen Sie wirklich?«

Ophelia wischt seine Einwände mit einer Handbewegung fort.

Percy sieht noch einmal sehnsuchtsvoll zum Tisch, kommt aber schließlich seufzend zu uns und der Leinwand.

Ich habe Mum einmal über Percy schwärmen hören und muss sagen, dass ich ihren verzückten Gesichtsausdruck von damals jetzt nachvollziehen kann. Er wirkt sehr sympathisch mit der tiefen Stimme und dem freundlichen Lächeln. Außerdem finde ich es lustig, wie förmlich er mit Ophelia, Lydia und James spricht, obwohl wir uns alle in einem Meer bunter Luftballons befinden.

»Hier, nimm Gelb«, fordert Ophelia ihn auf.

»Wieso Gelb?«

»Weil es eine fröhliche Farbe ist und das hier ein fröhliches Bild werden soll.«

An der Art, wie die beiden miteinander umgehen – wie Ophelia ihm die Farben hinhält und Percys Lächeln etwas von seiner Höflichkeit verliert und herzlicher wird –, merkt man, wie lange sie sich bereits kennen müssen.

Percy nimmt die gelbe Farbe und tunkt seinen Daumen hinein, dann drückt er ihn auf die Leinwand. Im Vergleich zu meinem hat seiner einen viel größeren Durchmesser.

»Ich kann nicht glauben, dass ihr Percy dazu gebracht habt zu malen«, erklingt plötzlich James' Stimme dicht neben mir.

Ich drehe mich zu ihm. »Er macht das gut, findest du –«

Die Worte bleiben mir im Hals stecken, und mein ganzer Körper spannt sich an.

Wren steht neben James, den Blick fest auf mich geheftet. Er sieht aus, als würde er jeden Moment den Mund aufmachen und mich ansprechen. Darauf bin ich nicht vorbereitet. Als sich Wrens Lippen teilen, handle ich ganz instinktiv: Ich murmle eine Entschuldigung, mache kehrt und laufe in Richtung Haus.

Ich durchquere den Wintergarten, gehe durch den schmalen Flur und betrete das Gästebad. Nachdem ich die Tür hinter mir geschlossen habe, atme ich ein paar Sekunden lang ein und aus, in dem verzweifelten Versuch, meinen Herzschlag wieder einigermaßen zu beruhigen. Danach stelle ich mich ans Waschbecken, lasse kaltes Wasser über meine Hände und Handgelenke laufen und tupfe mir etwas davon an den Hals.

Nachdenklich starre ich auf die gelblich braunen Fliesen, auf denen hier und da kleine Hunde abgebildet sind. Ophelia hat einen äußerst merkwürdigen, aber gleichzeitig liebenswerten Geschmack, der an etwas in

mir rührt. Vielleicht liegt es an den Gräsern und Pollen draußen, vielleicht liegt es an den Hundefliesen, oder vielleicht – zu einer ganz geringen prozentualen Wahrscheinlichkeit – liegt es an Wren, aber mit einem Mal brennen Tränen in meinen Augen.

Ich dränge sie mit aller Kraft zurück und versuche, mich zu sammeln. Der Tag heute sollte schön werden. Ich weigere mich, mich von Wrens Anwesenheit so runterziehen zu lassen. Entschlossen überprüfe ich, ob meine Mascara noch an Ort und Stelle sitzt, wasche noch mal meine Hände und öffne dann die Tür.

Ich biege rechts ab – und pralle fast mit jemandem zusammen.

»Da bist du ja«, sagt Wren.

Ich kann ihn nur anstarren. Er begrüßt mich, als wäre ich seine Begleitung, die er gesucht und endlich gefunden hat. Als wären wir miteinander hier.

So ein verdammter Schwachsinn.

Ich nehme ein großes Stück Abstand von ihm. »Möchtest du irgendwas?«, frage ich.

»Ich würde gern mit dir reden, wenn du Zeit hast«, antwortet er.

Ich kann seinen Blick nicht deuten, dabei dachte ich eigentlich, ich hätte den Dreh inzwischen raus. Doch anscheinend habe ich mir auch das eingebildet.

»Ich weiß nicht«, sage ich unschlüssig und sehe mich um, ob irgendjemand in der Nähe ist, der uns hören könnte. Ich habe keine Ahnung, wie ich es Ruby erklären sollte, wenn sie mich mit Wren in einem dunklen Flur vorfindet. Wie ich ihr erklären sollte, dass Wren der Grund dafür ist, dass ich so selten zu Hause war und die Schule geschwänzt habe. Dass ich Zeit mit ihm verbringen wollte, weil er etwas in mir geweckt hat, was ich vorher noch nie gespürt habe.

Ich glaube nicht, dass sie mich verstehen würde. Ich bin mir ja selbst nicht mal so sicher, ob ich mich verstehe.

»Wir müssen wirklich dringend reden. So, wie es jetzt ist, kann es nicht weitergehen.«

»Es gibt überhaupt nichts, was weitergehen kann«, gebe ich tonlos zurück.

Wren zuckt kaum merklich zusammen. Sein Gesichtsausdruck wird weicher, beinahe verletzlich.

»Ember«, sagt er schließlich rau. »Ich muss dir etwas sagen.«

All die negativen Gedanken, die mich nach unserem Zusammentreffen vor meiner Schule verfolgt haben, kommen jetzt mit aller Wucht zurück.

*Du bist nicht gut genug. Du bist wieder in der Schublade gelandet, in die dich alle Leute packen, die dich kennenlernen.*

»Wenn du mir vorher Lügen aufgetischt hast, bin ich mir nicht sicher, ob ich die Wahrheit jetzt hören möchte.« Ich klinge bissig und verschlossen und überhaupt nicht nach mir selbst. Ich frage mich, wie er das macht. Wie schafft er es, diese Gedanken in mir hervorzurufen, wo ich doch so hart daran arbeite, nur Positives in mein Leben zu lassen? Ich will diesen Kampf nicht verlieren. Das geht einfach nicht.

Wren macht einen Schritt auf mich zu. Nur noch ein halber Meter liegt jetzt zwischen uns. »Ich habe gelogen, als ich gesagt habe, dass wir Freunde sind, Ember.«

Ein fieses Stechen fährt durch meinen Bauch.

Ich wusste es.

Ich habe es schon gewusst, als er mich zum ersten Mal angesprochen hat. Ich könnte mich dafür ohrfeigen, dass ich so neugierig war und unbedingt neue Leute kennenlernen wollte.

In mir wächst ein Sturm heran, der mich mitreißen will, aber ich kämpfe mit aller Kraft dagegen an.

»Weißt du was? Ich muss mir das echt nicht geben«, sage ich zwischen zusammengebissenen Zähnen und will mich an ihm vorbeidrängen. »Wenn du mich bitte durchlassen würdest?«

»Ember«, sagt Wren eindringlich.

Ich vermeide es, in sein Gesicht zu blicken, und starre stattdessen auf seinen Brustkorb.

»Du hast mich falsch verstanden«, sagt er leise, aber immer noch mit dieser Dringlichkeit in der Stimme. »Ich will nicht nur dein Freund sein, Ember. Ich möchte ... mehr.«

Schlagartig verstummen die Gedanken in meinem Kopf.

Ich sehe in Wrens Gesicht, bringe es aber nicht fertig, auch nur ein einziges Wort zu sagen.

Wren holt stockend Luft und räuspert sich. »Als wir uns zum ersten Mal gesehen haben, wollte ich nur Spaß haben. Aber dann habe ich dich richtig kennengelernt und gemerkt, was für ein großartiger Mensch du bist. Ich habe angefangen, dich zu vermissen, obwohl wir eigentlich ständig Kontakt hatten. Ich habe mich auf jedes unserer Treffen gefreut. Du warst die ganze

Zeit für mich da, obwohl ich dir kaum etwas zurückgeben konnte, und dabei ist mir nach und nach etwas klar geworden.« Seine Stimme wird rauer, je länger er spricht, und schließlich muss er sich erneut räuspern, um weitersprechen zu können. »Ich mag dich, Ember. Sogar mehr als das. Ich glaube, ich bin dabei, mich Hals über Kopf in dich zu verlieben.«

In meinen Ohren ist nichts als lautes Rauschen, während sich Wrens Worte immer und immer wieder in meinem Kopf wiederholen. Ich versuche, ihre Bedeutung zu verstehen, versuche, zu verstehen, was hier gerade passiert – aber ich schaffe es nicht.

Ich stehe nur da und starre ihn an.

»Mir ist klar, dass du in dieser Hinsicht nichts von mir möchtest. Und mir ist auch bewusst ...«

Das reißt mich aus meiner Trance. »Wer sagt das?«, unterbreche ich ihn.

Er öffnet den Mund und schließt ihn wieder. »Wer sagt was?«

»Dass ich in dieser Hinsicht nichts von dir möchte. Wer sagt das?«, frage ich.

»Du. An unserem ersten Abend in Maxton Hall. Da warst du ziemlich deutlich, als du mir gesagt hast, was du von mir hältst. Und das respektiere ich.«

»Meinst du an dem Abend, als ich dich ungefähr zwei Sekunden lang kannte und du mich küssen wolltest, obwohl du angetrunken warst?«, entgegne ich ungläubig.

Wren schluckt schwer. »Ja.«

»Ich kannte dich überhaupt nicht! Ich bin kein Mädchen, das leicht vertraut, geschweige denn eines, das sofort mit einem Unbekannten rumknutscht.«

Erst sagt Wren gar nichts mehr. Nach ein paar Sekunden bringt er ein monotones »Oh« hervor.

Ich spüre mein Herz, das heftig gegen meinen Brustkorb hämmert. Dieser Moment zwischen uns ist so intensiv, dass mir fast schwindelig wird.

»War das der Grund dafür, dass du mich nicht bei deiner Party haben wolltest?«, frage ich leise.

Wren hebt die Hand und reibt sich den Nacken. »Ich hatte Angst. Vor der Reaktion meiner Freunde, wenn sie zum ersten Mal zu mir nach Hause kommen. Vor Rubys und James' Reaktion, wenn sie erfahren, dass wir uns

getroffen haben. Und irgendwie auch vor meinen eigenen Gefühlen. Es kam in diesem Moment alles zusammen.«

»Ich habe gedacht, dass du dich vor deinen Freunden nicht mit mir zeigen willst, und das hat wehgetan«, sage ich, und Wren schüttelt augenblicklich den Kopf.

»Das ist es nicht. Das ist es auf keinen Fall, Ember. Es war ... der Zeitpunkt. Ich war einfach überfordert.«

»Hätte ich das gewusst, hätte ich nicht so harsch reagiert.«

»Ich hätte dir erzählen sollen, was bei mir los ist«, entgegnet er. »Ich hatte nur Panik, mich in deiner Gegenwart irgendwie unnormale zu benehmen und dich zu verschrecken ... keine Ahnung. Ich will das mit uns auf keinen Fall in den Sand setzen. Dafür bist du mir zu wichtig.«

»Du bist mir auch wichtig, Wren. Nur deshalb war ich gekränkt«, sage ich mit belegter Stimme.

»Ja?«, fragt er.

Ich nicke.

Langsam kämpft sich das Wren-Lächeln zurück auf sein Gesicht, dieses mühelose, träge Lächeln, das mir schon bei unserer ersten Begegnung aufgefallen ist. Mittlerweile kommt es mir viel vertrauter vor als damals.

Und nachdem ich es so lange nicht gesehen habe, weckt es in dieser Sekunde ein Kribbeln in meinem Körper, das mich von Kopf bis Fuß durchfährt.

»Was machen wir jetzt, Supergirl?«, fragt er gedämpft.

Seine Haltung ist locker, aber der Blick in seinen braunen Augen ist voller Ungewissheit.

»Ich weiß es nicht«, murmle ich und meine jedes Wort ernst. Ich weiß nicht, wie ich mit all dem umgehen soll, was er mir gerade gesagt hat. Mein Herz klopft aufgeregt, und die Schmetterlinge in meinem Bauch machen mich nervös.

»Du musst mir sagen, was du möchtest, Ember«, raunt er. »Ob wir weiter Freunde sein sollen. Ob wir mehr sein können. Ob du immer noch möchtest, dass ich aus dem Weg gehe, damit du zurück zu den anderen in den Garten gehen kannst.«

*Ob wir mehr sein können.*

Ich weiß zwar nicht genau, was das bedeutet – was es für *mich* bedeuten könnte –, aber ich glaube, das ist genau das, was ich möchte.

»Du brauchst nicht aus dem Weg zu gehen, Wren«, sage ich mit fester Stimme.

Er atmet auf. »Nicht?«

Ich schüttele langsam den Kopf. »Nein.«

Wieder breitet sich ein Lächeln auf seinen Lippen aus. Diesmal erwidere ich es zögerlich.

»Darf ich dich umarmen, Ember?«, fragt er leise.

Statt zu antworten, mache ich einen vorsichtigen Schritt nach vorn und schlinge die Arme um seine Taille. Ich spüre seine Hände auf meinem Rücken, erst ganz leicht, dann fester. Ich schließe die Augen und versuche, zur Abwechslung mal nicht nachzudenken, sondern den Moment zu genießen.

Vor wenigen Stunden wollte ich Wren noch komplett aus meinen Gedanken verbannen. Jetzt hält er mich im Arm, und ich kann mit großer Gewissheit sagen, dass das eines der schönsten Dinge ist, die mir seit geraumer Zeit passiert sind.

*Ich habe ihn nicht verloren*, denke ich, als er mit der Hand über mein Schulterblatt streicht. Ich kann seinen schnellen Herzschlag an meinem Körper spüren, der sich nach und nach wieder zu beruhigen scheint – genau wie mein eigener.

Als bräuchten wir nur einander, um wieder zur Ruhe zu kommen.

»Wren«, erklingt plötzlich eine fassungslose Stimme. »Kannst du mir sagen, was zum Teufel du da mit meiner Schwester treibst?«

Ruby

Ich kann nicht glauben, was sich gerade vor meinen Augen abspielt.

Mitten im Flur von Ophelias Haus stehen Ember und Wren, eng umschlungen.

Sie sehen vertraut miteinander aus – und eindeutig nicht so, als würden sie einander zum ersten Mal in den Armen halten.

Bei meinen Worten springen sie auseinander und sehen mich ertappt an. Das schlechte Gewissen in Embers Blick lässt Alarmglocken in meinem Kopf schrillen. Nach und nach setzen sich die fehlenden Puzzleteile der letzten Wochen zusammen, in denen Ember sich so merkwürdig benommen und ein so großes Geheimnis darum gemacht hat, mit wem sie ihre Freizeit verbringt.

Die Tatsache, dass sie nicht in der Schule war, ihre Freundinnen und mich angelogen hat, ständig nur am Handy gehangen hat und partout nicht mit mir reden wollte, obwohl wir uns sonst alles erzählen.

Das hier muss der Grund für all das sein.

Wren muss der Grund dafür sein.

»Ich kann das nicht glauben«, bringe ich hervor. »Seinetwegen bist du so komisch in letzter Zeit?«

Ember reckt trotzig das Kinn. »Das geht dich überhaupt nichts an.«

Ich beiße die Zähne so fest aufeinander, dass sie knirschen. Ember hat recht, das weiß ich. Sie ist mir keine Rechenschaft schuldig, aber das hier ist Wren, verdammt noch mal!

»Mir ist total egal, was du mit wem machst, solange es sich dabei um eine gute Person handelt.«

»Hör auf, ständig über andere Leute zu urteilen, Ruby!«, gibt sie wütend zurück.

»Ember ...«, sagt Wren beschwichtigend, aber sie wischt seinen Einwand mit einer wüsten Handbewegung fort.

»Ich habe es so satt, dass du mich ständig bemuttern willst. Das wird langsam total unerträglich.«

Bei ihren harschen Worten zucke ich zusammen. »Ich will dich nicht bemuttern. Ich möchte nur ...«

»... *das Beste für mich?* Während die Schwestern meiner Freundinnen immer mit ihnen feiern gehen, hältst du mir Vorträge darüber, mit wem ich mich treffen darf und mit wem nicht. Du schreibst mir sogar vor, mit wem ich Zeit auf den Maxton-Hall-Partys verbringen darf und stellst mir einen Babysitter an die Seite. Statt die Zeit zu genießen, die wir noch miteinander haben, bevor du wegziehst, behandelst du mich total von oben herab.«

Ich spüre, wie mir jegliches Blut aus dem Gesicht weicht. So hat Ember noch nie mit mir geredet. Etwas brodelte in mir hoch, heftig und unaufhaltsam. »Tut mir ja auch leid, dass ich den Kerl, der mich auf meiner ersten Schulfeier heimlich mit Alkohol abgefüllt und dann meinen betrunkenen Zustand ausgenutzt hat, um mit mir rumzumachen, nicht als gut genug für meine Schwester empfinde!«

Embers Augen weiten sich. Sie sieht zwischen Wren und mir hin und her. Dann schüttelt sie den Kopf.

»Das hast du nicht gemacht«, sagt sie zu Wren und klingt mit einem Mal verletzlich.

Wren schüttelt den Kopf und nickt gleichzeitig. Entwaffnet hebt er die Hände. »Das ist Jahre her. Damals ... ich habe mich schon entschuldigt.«

Ember keucht auf. »Ich glaube das nicht!«

»Ich war ein dummer Idiot, okay? Ich würde so etwas nie wieder machen.«

Sie schnaubt verächtlich. »Ist klar. Und wieso hast du meine Schwester abgefüllt, wenn ich fragen darf? Aus Spaß? Um mit ihr das Gleiche zu machen, was du bei mir versucht hast?«

»Was hat er bei dir versucht?«, frage ich und mache einen drohenden Schritt nach vorn. Ich bin bereit dazu, Wren aus dem Weg zu schubsen, wenn es sein muss – sogar mehr als das.

»Ich werde mich immer wieder bei dir entschuldigen, Ruby. Es tut mir wirklich leid, was damals geschehen ist, aber ich dachte eigentlich, das hätten wir hinter uns gelassen. Und, Ember«, er sieht meine Schwester eindringlich an. »Alles, was ich jemals zu dir gesagt habe, habe ich von Herzen gemeint. Ich hoffe, das weißt du.«

Ember sieht ihn eine gefühlte Minute lang an, dann schüttelt sie den Kopf. »Jetzt gerade weiß ich überhaupt nichts mehr, Wren.«

Während ich mich frage, was Wren meiner Schwester alles erzählt haben könnte, macht Ember kehrt und läuft den Flur entlang zurück nach draußen, ohne mich oder Wren eines weiteren Blickes zu würdigen. Mein Magen fühlt sich mit einem Mal flau an, und ich frage mich, ob ich gerade einen schlimmen Fehler gemacht habe.

»Du hast sie verletzt«, sagt Wren plötzlich. Ich reiße den Kopf zu ihm herum und funkle ihn an.

»Glaub mir, das hast du schon allein hinbekommen. Was zum Teufel hast du ihr angetan?«

»Ich habe ihr überhaupt nichts angetan. Ember und ich haben das geklärt – und es ist genau, wie sie gesagt hat. Es geht dich wirklich nichts an. Hör auf, Kontrolle über etwas bekommen zu wollen, was überhaupt nichts mit dir zu tun hat.«

»Ich möchte sie beschützen!«, gebe ich laut zurück. »Hättest du jemanden, an dem dir so viel liegt wie mir an ihr, wüsstest du, wie sich das anfühlt.«

Wren öffnet den Mund, um etwas zu erwidern, aber jemand anders kommt ihm zuvor.

»Leute!« Ich fahre herum und sehe Alistair im Flur stehen. Er ist blass im Gesicht, seine Locken stehen in alle Richtungen ab. »Ich weiß, dass ihr gerade schwer beschäftigt damit seid, euch gegenseitig an die Gurgel zu gehen. Aber wir haben gerade ein größeres Problem bekommen.«

»Was ist los?«, fragt Wren und klaut mir damit die Worte aus dem Mund.

Alistair schluckt schwer. »Mortimer Beaufort hat soeben Lydias Party gesprengt.«

James

Dad hier zu sehen, erwischt mich eiskalt. Wie von selbst geht mein Blick zu Lydia, die mit Lin am Tisch sitzt und sich über die gebastelten Karten der Mädels totlacht. Ich will um jeden Preis verhindern, dass sie Dad entdeckt. Sie soll diesen Tag in schöner Erinnerung behalten.

Leider ist er direkt in den Garten gekommen, ohne an der Haustür zu klingeln. In dem Moment, in dem Lydias Blick auf ihn fällt, rutscht mir das Herz in die Hose. Sie hört jäh mit dem Lachen auf, und innerhalb von wenigen Sekunden weicht ihr jegliche Farbe aus dem Gesicht.

Doch gerade als ich einen Schritt nach vorn und in ihre Richtung machen will, sehe ich Graham quer über die Wiese auf Dad zugehen. Er kommt direkt vor ihm zum Stehen. »Sie haben hier nichts zu suchen«, sagt er, sein Ton hart.

Dad hebt spöttisch eine Braue. »Und Sie haben mir überhaupt nichts zu sagen«, erwidert er kühl.

»Das hier ist unsere Party. Und soweit ich mich erinnern kann, sind Sie nicht eingeladen. Sie werden diesen Tag nicht für Lydia ruinieren«, sagt Sutton entschlossen. Er sieht aus, als würde er meinen Vater jede Sekunde packen und eigenhändig aus dem Garten schleifen.

Ein Kribbeln in meinem Nacken sorgt dafür, dass ich mich zu Lydia umdrehe. Sie starrt Dad und Graham mit großen Augen an, dann findet ihr Blick meinen.

*Unternimm etwas*, teilt sie mir ohne Worte mit. *Bitte*.

Ohne nachzudenken, stelle ich den Teller ab, den ich mir gerade am Buffet vollgeladen habe, und gehe zu meinem Vater.

»Was willst du hier?«, frage ich.

Dad lässt den Blick in aller Ruhe über die Ballons, die Pfingstrosen auf dem länglichen Gartentisch, die Leinwand mit Fingerabdrücken und schließlich das Buffet gleiten. Ein spöttisches Lächeln erscheint auf seinem Gesicht, das meinen Puls augenblicklich in die Höhe schießen lässt.

»Ich bin hier, um mit dir zu reden«, sagt er so leise, dass nur wir beide es verstehen können. Im Garten ist es in den letzten paar Minuten gespenstisch still geworden. Es ist, als ob alle die Luft anhalten und abwarten würden, was als Nächstes passiert. »Auf meine Mails reagierst du ja nicht.«

»Was bringt dich auf die Idee, dass ich mit dir reden möchte?«, frage ich kühl.

In seinen eisigen Augen blitzt etwas auf, was ich nur zu gut kenne. Es ist die unbändige Wut, die ihn jedes Mal dazu gebracht hat, die Hand gegen mich zu erheben. Ich habe mir zwar fest vorgenommen, nie wieder irgendjemanden zu schlagen – aber das bedeutet nicht, dass ich mich nicht zu wehren weiß, sollte er es versuchen.

»Komm mit. Graham hat recht. Du wirst Lydias Tag nicht ruinieren«, sage ich und nicke in Richtung des Hauses. Ich drehe mich um und gehe voran, ohne zu überprüfen, ob er mir folgt. Aus dem Augenwinkel sehe ich, wie Ophelia aufsteht und auf uns zukommt.

»Mortimer«, sagt sie, als wir gerade dabei sind, durch die Tür des Wintergartens zu treten. »Musstest du ausgerechnet heute herkommen?«

Dad würdigt sie keines Blickes. »Das ist eine Angelegenheit zwischen mir und meinem Sohn«, sagt er und geht an ihr vorbei ins Haus. »Halt dich da raus.«

»Du hast es zu meiner Angelegenheit gemacht, als du deine Tochter zu mir gebracht hast«, erwidert Ophelia. Ihr Tonfall ist eiskalt. So habe ich sie noch nie sprechen hören.

Ich kann sehen, wie Dads Schultern sich anspannen. Langsam dreht er sich zu Ophelia um.

Genau in diesem Moment betreten Ruby, Wren und Alistair den Wintergarten. Sie kommen zu einem abrupten Stopp, ihre Mienen sorgenvoll, als sie sehen, wie angespannt die Situation ist.

»Ist schon okay, Ophelia«, sage ich.

Ich muss alles daranlegen, dass Dad schnellstmöglich wieder von hier verschwindet, damit er weder Lydia noch Ruby zu nahe kommt. Das würde ich mir nicht verzeihen.

»Am besten gehen wir ins Esszimmer«, sage ich.

Dad folgt mir, als ich den Raum verlasse. Im Esszimmer angekommen, schließe ich die Tür hinter uns und drehe mich dann langsam zu ihm um. Ich bin in den letzten Wochen so offen mit meinen Gefühlen umgegangen, dass er mir in diesem Moment jede Emotion vom Gesicht ablesen können muss.

»Was kann so wichtig sein, dass du dafür ausgerechnet auf Lydias Babyparty auftauchen musst?«, frage ich und versuche, meine Stimme einigermaßen ruhig zu halten.

»Ich wusste nicht, dass die Schwangerschaft einer Schülerin heutzutage Anlass zum Feiern ist. Außerdem informiert man mich nicht über Lydias Freizeitaktivitäten.«

»Als ob du gekommen wärst, wenn Lydia dich eingeladen hätte.«

Dads Maske sitzt im Gegensatz zu meiner perfekt, sein Blick ist undurchdringlich. Mir wird klar, dass ich keine Antwort auf meine Stichelei bekommen werde – so ist das immer mit Dad, wenn ihm etwas unter seiner Würde erscheint.

»Was willst du, Dad?«, frage ich deshalb, meine Stimme bemüht ruhig.

Er drückt die Schultern durch. Obwohl Samstag ist und die Sonne viel wärmer scheint als für einen Tag im Mai üblich, trägt er einen schwarzen

Anzug, komplett mit Hemd, Krawatte und Sakko. Er ist – wie immer – der perfekte Geschäftsmann.

»Ich habe deinen Ausstieg aus dem Unternehmen als kindliche Rebellion abgetan«, fängt er an. »Aber mittlerweile sind mehr als fünf Wochen vergangen.«

»Und?«, sage ich schlicht.

Dads Mundwinkel bewegen sich minimal. »Inzwischen frage ich mich, wann du endlich einsiehst, dass du deine *Beaufort*-Anteile niemals verkaufen kannst.«

Meine Nackenhaare stellen sich auf. »Laut Vertrag muss ich nur einen passenden Partner finden und diesen dem Gesellschafterkreis vorstellen.«

»Glaubst du wirklich, dass du im Vorstand eine Mehrheit bekommst, die dem Verkauf an Fiona Green zustimmt?«

Mein Herz macht einen Satz nach unten. Ich spüre, wie mein Mund mit einem Mal ganz trocken wird, während mein Vater mich durchdringend ansieht und ein wissender Blick in seine Augen tritt.

Woher auch immer – Dad weiß von meinen Gesprächen mit Fiona. Er weiß von meinen konkreten Plänen. Er weiß, dass Fionas Vorstellungen für das Unternehmen sich mit denen von Mum decken – und in diesem Moment überkommt mich eine schreckliche Vorahnung.

Ich schlucke hart. »Was willst du mir damit sagen?«

»Ich glaube, du weißt, was ich dir sagen will.«

Ich sehe ihn fassungslos an. Bei seinen Worten löst sich meine Hoffnung, mich bald komplett von *Beaufort* losmachen zu können, genau wie das Wissen, das Erbe meiner Mum in gute Hände zu übergeben, in Luft auf. Ich kann nur ein bitteres Lachen ausstoßen. »Ich hätte es wissen müssen.«

»Dir hätte klar sein sollen, worauf du dich einlässt.«

Kopfschüttelnd sehe ich Dad direkt in die Augen. »Du bist wirklich unglaublich.«

Sein Kiefer spannt sich an. »Ich versuche das Erbe unserer Familie zu retten, während du alles dafür gibst, es zu zerstören.«

»Es ist nicht das Erbe *unserer* Familie, es ist das Erbe von Mums Familie. Und Ophelias«, bringe ich hervor. »Und ich zerstöre gar nichts. Ich kann mit diesem Unternehmen nichts anfangen. Warum verstehst du das nicht?«

»Du hast es doch noch nicht mal versucht.« Er lacht humorlos auf. »Im Gegenteil, in dem Moment, in dem es ernst wurde, bist du abgehauen.«

»Du hättest beinahe die Zukunft meiner Freundin zerstört. Du hast dem Mann, den Lydia liebt, Geld angeboten, damit er aus ihrem Leben verschwindet. Wenn du wirklich glaubst, dass ich dir danach noch ins Gesicht sehen kann, ohne dass mir schlecht wird, dann ...« Ich schüttele den Kopf. »Ich weiß nicht, was ich dir dann noch sagen soll.«

Dad sieht mich stumm an, sein Gesicht völlig regungslos.

Eine Sekunde, zwei, drei – dann halte ich die Stille nicht länger aus.

»Warum bist du hier?«, frage ich erneut.

»Um dir zu sagen, dass ich dich am Montag um fünfzehn Uhr zu unserem Vorstandsmeeting erwarte.« Er richtet seine Manschettenknöpfe.

»Hast du gerade ein Wort von dem gehört, was ich dir gesagt habe?«

»Ja.«

»Was, wenn ich nicht komme? Willst du mich dazu zwingen, mit dir bei *Beaufort* zu arbeiten?«

Eigentlich ist das eine rhetorische Frage – doch mein Vater verzieht keine Miene.

Ich starre ihn an. »Das kannst du unmöglich ernst meinen.«

»Ich möchte diese Fehde zwischen uns beenden, Sohn«, fängt er an.

»Ich möchte, dass wir wieder an einem Strang ziehen. Gemeinsam. So wie Cordelia und ich es seit deiner Geburt geplant haben.«

Mums Namen aus seinem Mund zu hören, lässt meinen Magen einen unangenehmen Satz machen. »Ich kann nicht glauben, dass du wirklich denkst, das zwischen uns könnte jemals wieder in Ordnung kommen.«

»James«, sagt mein Vater, doch ich schüttele nur den Kopf.

»Ich werde nicht zurück zu *Beaufort* kommen, Dad. Niemals.«

Einen Moment lang ist es totenstill im Raum, und wir sehen uns nur an, Dads Blick finster, meiner entschlossen.

Dann greift Dad in die Innentasche seines Jacketts und holt sein Handy heraus. »Du lässt mir keine Wahl.«

Ein flaues Gefühl breitet sich in meinem Magen aus. »Wie meinst du das?«, frage ich.

Doch er ignoriert mich. Stattdessen beginnt er, etwas in sein Handy einzutippen.

»Was machst du da?«, frage ich. Ich hasse es, wie kratzig meine Stimme in dieser Sekunde klingt.

Mein Vater sieht mich an. Obwohl wir auf gleicher Augenhöhe sind, gibt er mir das Gefühl, als würde er mich von oben herab betrachten, immer kurz davor, enttäuscht den Kopf zu schütteln.

»Ich habe es im Guten versucht. Aber du bist so besessen davon, grundlos deine Zukunft wegzuwerfen, dass mir nichts anderes übrig bleibt, als dich in die richtige Richtung zu stoßen.«

Die Drohung, die in diesen Worten mitschwingt, ist unüberhörbar. Doch ich werde mich nicht von ihm einschüchtern lassen. Nicht mehr.

Ich nehme einen tiefen Atemzug. »Du brauchst mich nicht in die richtige Richtung zu stoßen, ich finde den Weg schon ganz allein. Und wenn du nur hergekommen bist, um mir zu drohen, statt deiner Tochter zu ihrer Schwangerschaft zu gratulieren und das mit ihren Freunden zu feiern, kannst du wieder verschwinden und uns am besten für immer in Ruhe lassen«, sage ich so ruhig wie nur möglich.

Dad lächelt. »Wusstest du, dass Helen Bell beinahe jeden Tag Ware aus der kleinen Bäckerei, in der sie arbeitet, mit nach Hause nimmt? Obwohl das eigentlich verboten ist?«

Das Blut gefriert mir in den Adern.

»Hier mal ein halber Kuchen, da eine Tüte Brötchen ...«

»Das würde sonst alles weggeworfen werden«, sage ich leise. »So, wie du es sagst, hört es sich an, als würde sie stehlen.«

Dad zuckt mit den Schultern. »Ob das ihr neuer Chef auch so sehen wird? Willst du es wirklich darauf ankommen lassen?«

Ich wage es nicht, mich auch nur einen Millimeter zu bewegen.

»Und die Hygienestandards in dem Restaurant, in dem Angus Bell arbeitet, scheinen wirklich unterirdisch zu sein. Ich kenne mehrere Leute, die auf Nachfrage bestätigen, dass sie sich dort eine Lebensmittelvergiftung zugezogen haben. Wenn sich das erst mal rumspricht ...« Er zuckt mit den Schultern. »Unschön.«

Das Zimmer kommt mir plötzlich unsäglich stickig vor. Ich kann nicht mehr richtig atmen.

»Was machen die Bells, wenn sie plötzlich kein Einkommen mehr haben?«

»Dad ...«

Er schnalzt mit der Zunge. »Und dann ist da noch deine Freundin. Ruby.« Er legt so viel Missachtung in seine Stimme, als er ihren Namen

sagt, dass ich ihn am liebsten anspringen würde. Doch der Schock über seine Worte hält mich an Ort und Stelle, als wäre ich festgefroren.

»Glaubst du wirklich, dass sie in Oxford eine Chance hat? Nicht, wenn sich ihr Stipendium in letzter Sekunde in Luft auflöst, oder?«

Um mich herum beginnt sich alles zu drehen.

»Was wird sie dann noch retten, hm? Sicherlich nicht ihr Empfehlungsschreiben, das ein Lehrer ausgestellt hat, der ein halbes Jahr später von der Schule geflogen ist, weil er mit einer Schülerin geschlafen hat.«

»Das würdest du nicht tun«, krächze ich.

»Wann habe ich jemals leere Drohungen ausgesprochen?«, entgegnet er. *Mein Vater ist verrückt*, schießt es mir zum ersten Mal durch den Kopf. *Er ist völlig durchgeknallt.*

»Was haben die Bells dir getan?«, frage ich heiser.

Dad beginnt im Esszimmer auf und ab zu laufen, die Hände hinter dem Rücken gefaltet. Beim Fenster angekommen, verharrt er und blickt nach draußen in den Garten.

»Ich habe euch schon mal gesagt, dass ich alles tun werde, um den Ruf von *Beaufort* zu bewahren.«

»Du würdest eine gesamte Familie zerstören.«

Er bleibt noch eine Weile am Fenster stehen, bis er sich schließlich wieder zu mir umdreht und mich eingehend ansieht. »Es liegt in deiner Hand, James.«

Mein Kopf fährt Karussell. Ich fühle mich wie in einem dieser Fahrgeschäfte gefangen, bei denen man am Rand steht und sich kein Stück vom Fleck rühren kann, wenn es anfängt, sich in rasender Geschwindigkeit zu drehen, und dabei in die Höhe steigt.

Ich kenne meinen Vater. Ich weiß, dass er jedes Wort von dem, was er eben gesagt hat, ernst gemeint hat.

Leere breitet sich in mir aus.

Das Glück, das ich in den letzten Wochen empfunden habe, die Hoffnung, die ich mir zum ersten Mal in meinem Leben zu fühlen erlaubt habe – alles wird nach und nach verdrängt, bis da nichts mehr ist.

Nichts außer dem Wissen, dass ich verloren habe.

Ich spüre, wie die Maske zurück auf mein Gesicht rutscht, als wäre sie nie weg gewesen. Dann frage ich tonlos:

»Was soll ich tun?«

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

Ruby

Nachdem Mortimer Beaufort gegangen ist, ist die Stimmung am Boden.

James kommt zurück nach draußen, kreidebleich und mit einem Blick in den Augen, der Panik in mir aufsteigen lässt. Doch als wir ihn fragen, was passiert ist, winkt er nur ab, nimmt sich den Teller, den er zuvor am Buffet abgestellt hat, und beginnt zu essen.

Danach löst sich die Party bald auf. Ich bin so damit beschäftigt, mich um James zu sorgen, dass ich nicht einmal zucke, als Ember bei Wren ins Auto steigt. Dieser hat wenigstens den Anstand, zu zögern und mir einen unsicheren Blick zuzuwerfen, doch ich schüttele nur den Kopf und hebe gleichzeitig die Schultern.

So habe ich wenigstens die Gelegenheit, in Ruhe mit James zu reden, dessen Verhalten mich von Minute zu Minute nervöser macht.

Nachdem wir eine gute halbe Stunde schweigend zurück in Richtung Gormsey gefahren sind, rutsche ich über die Rückbank zu James und greife nach seiner Hand.

»Sprich mit mir«, wispere ich.

James, der aus dem Fenster gesehen hat, dreht den Kopf zu mir. Im nächsten Moment nimmt er mein Gesicht in beide Hände und küsst mich.

Er löst seine Lippen von meinen, hält mein Gesicht aber weiter umfasst. Als ich die Augen öffne, kann ich sehen, dass er seine noch immer geschlossen hält.

»James ...«

Seine Hände zittern.

»Es tut mir so leid«, sagt er rau. »Ich ... es tut mir so leid.«

»Was?«, frage ich eindringlich und umfasse seine Handgelenke. In diesem Moment will ich ihn so nah bei mir halten wie nur möglich. »James, du machst mir Angst.«

James' Atem geht unregelmäßig. Es bringt mich um, was die Begegnung mit seinem Vater in ihm angerichtet hat.

»Was ist passiert?«, flüstere ich und streichle seine Handgelenke mit den Daumen.

James lässt die Berührung ein paar Sekunden lang zu, dann lehnt er sich zurück in seinen Sitz. Er fährt sich mit beiden Händen übers Gesicht.

»Dad hat ...« Er scheint nach den richtigen Worten zu suchen. »Dad hat gewonnen.«

Die verschwommenen Lichter der Straßenlaternen rauschen gleichmäßig an uns vorbei, doch es fühlt sich an, als würde die Zeit stillstehen. »Was?«

»Ich werde am Montag zurück zu *Beaufort* gehen.« Er räuspert sich. »Und heute Abend zurück nach Hause.«

»Nein«, platzt es aus mir heraus. »Nein, James.« Ich will nach seiner Hand greifen, doch er entzieht sie mir. Mein Herz macht einen Satz nach unten. »Egal, was er gesagt hat«, sage ich eindringlich. »Wir finden einen Weg.«

»Es steht zu viel auf dem Spiel. Das Risiko ist zu groß.«

Ich schüttele den Kopf.

»Ruby ...«

»Nein! Egal, womit er dir gedroht hat – es ist nicht wert, dass du deine Zukunft dafür hergibst.«

Er sieht mich an, lange, ohne etwas zu sagen. Dann seufzt er. »Doch. Doch, das ist es.«

»Womit erpresst er dich?«, frage ich kaum hörbar.

James schüttelt den Kopf, aber das lasse ich ihm nicht durchgehen.

»Wir haben uns geschworen, keine Geheimnisse mehr zu haben.«

»Ruby ...«

»Du hast es versprochen!«

»Er wird deine Familie zerstören«, bringt er schließlich hervor. »Nicht nur Oxford, sondern alles, was euch wichtig ist.«

Ich habe das Gefühl, dass ich nicht mehr atmen kann.

»Ihr habt so viel für mich getan«, fährt er fort. »Ich kann das nicht zulassen.«

»Wir ...« Meine Stimme versagt, und ich muss mich räuspern. »Wir finden einen Weg. Er wird damit nicht durchkommen.«

»Ruby, hör mir zu ...«

»Ich denke überhaupt nicht dran! Ich lasse nicht zu, dass du deine Pläne über Bord wirfst, James. *Unsere* Pläne.«

»Es ist nicht deine Entscheidung«, erwidert James beinahe unerträglich sanft. Er hebt die Hand und streicht mir mit dem Fingerknöchel über die Wange.

Ich weiche vor ihm zurück, die Stirn gefurcht.

»Wie kannst du immer und immer wieder zulassen, dass er dir das antut?«, frage ich fassungslos.

James presst die Lippen fest aufeinander.

»Wehe, du schweigst mich jetzt wieder an«, fauche ich. »Wir sind ein Team. Du kannst nicht einfach ... du kannst nicht einfach *gehen*.«

Er stößt hörbar den Atem aus. »Die Zeit mit dir – die Zeit mit deiner Familie – war die schönste, die ich mir je hätte wünschen können. Das war das Einzige, was mich auf den Beinen gehalten hat. Das musst du mir glauben«, beteuert er. »Aber ich ... ich habe keine andere Wahl.«

»Du hast immer eine Wahl!«, sage ich energisch. »Ich kann nicht zulassen, dass du deine Zukunft für meine opferst.«

Das traurige Lächeln, das in dem Moment auf sein Gesicht tritt, raubt mir die Luft zum Atmen. In diesem Moment weiß ich, dass ich keine Chance habe, ihn zu überzeugen.

Er hat sich entschieden.

Meine Augen beginnen zu brennen, und ich muss blinzeln, weil meine Sicht verschwimmt. »Was hat er dir angedroht?«, flüstere ich.

»Ich hoffe«, fängt er mit kratziger Stimme an. »Ich hoffe, du akzeptierst meine Entscheidung und hasst mich nicht dafür.«

Ich schüttele den Kopf. Seine Worte haben mich mitten ins Herz getroffen. Ich möchte schreien oder etwas kaputt machen – einfach nur, um dieses Gefühl der Machtlosigkeit loszuwerden, das sich in meinem ganzen Körper ausbreitet. Doch stattdessen bleibe ich still sitzen und sehe James an.

Eine Träne befreit sich aus meinem Augenwinkel und läuft über meine Wange. James fängt sie mit seinem Daumen auf. »Ich könnte dich niemals hassen, James.«

Er zieht mich an seine Seite und vergräbt sein Gesicht in meinen Haaren.

Als wir eineinhalb Stunden später in Gormsey ankommen, fühle ich mich körperlich und psychisch vollkommen erschöpft. James und ich haben die restliche Fahrt Arm in Arm verbracht, ohne zu reden. Ich habe versucht,

mich selbst zu beruhigen, indem ich mir immer und immer wieder gesagt habe, dass ich James dadurch nicht verliere, aber es fällt mir schwer, daran zu glauben, wenn ich den leeren Blick in seinen Augen sehe. Mortimer Beaufort hat mir heute einen Teil von ihm genommen, und ich hasse ihn dafür mehr, als ich jemals irgendjemanden in meinem Leben gehasst habe.

Ich kämpfe mit den Tränen, als ich James dabei zusehe, wie er seine Tasche aus unserem Wohnzimmer holt und sich von meinen Eltern verabschiedet, die betroffen zwischen uns hin- und hersehen, weil sie denken, wir haben uns gestritten. Erst als Ember, die kurz nach uns zu Hause angekommen ist, ihnen zuflüstert, dass James' Vater auf der Party aufgetaucht ist, nimmt Mum James in den Arm.

»Du bist hier immer willkommen«, sagt sie.

James schließt einen Moment fest die Augen. »Danke«, sagt er rau. Dann schüttelt er meinem Dad die Hand und geht in Richtung Haustür.

Ich begleite ihn nach draußen, durch unseren Vorgarten bis zu seinem Auto. Da es noch bei uns stand, ist Percy mit dem Rolls-Royce allein zurückgefahren, nachdem er uns hier abgesetzt hat. James öffnet den Kofferraum und verstaut seine Tasche.

Dann dreht er sich zu mir. »Okay.« Er räuspert sich.

»Okay«, flüstere ich.

James beißt sich auf die Unterlippe und sieht mich an. »Ich schreibe dir morgen.«

Ich habe Angst, dass ich anfangen zu weinen, wenn ich noch etwas sage, also nicke ich nur. Er beugt sich nach vorn und gibt mir einen sanften Kuss. Als er sich wieder zurücklehnen will, umfasse ich seine Oberarme und ziehe ihn näher an mich heran. Er macht einen überraschten Laut an meinen Lippen, unterbricht den Kuss aber nicht. Stattdessen vergräbt er eine Hand in meinen Haaren und küsst mich ebenso verzweifelt wie ich ihn.

Als wir uns schließlich voneinander lösen, atmen wir beide schwer und schnell. James hebt die Hand und streicht mir vorsichtig die Haare aus dem Gesicht. »Ich liebe dich«, sagt er mit rauher Stimme, dann dreht er sich um, öffnet die Fahrertür und steigt ein.

Regungslos sehe ich zu, wie er losfährt und schließlich um die Straßenecke verschwindet. Mein Herz tut weh. Für ihn, für mich. Für *uns*.

»Ruby?«, dringt Embers zögerliche Stimme an mein Ohr.

Ich drehe mich zu ihr um. Sie steht unschlüssig an unserem Gartentor.

»Ist alles okay?«, fragt sie.

Ich öffne den Mund, um ihr zu antworten, doch es kommt kein Wort heraus – stattdessen aber ein Schluchzen, das mich mindestens genauso überrascht wie Ember, die alarmiert die Augen aufreißt und augenblicklich zu mir kommt, um mich in den Arm zu nehmen.

»Oh, Ruby«, sagt sie und streicht über meinen Rücken, während ich die Tränen zulasse.

James

Obwohl ich die Geschwindigkeitsbegrenzung nicht überschreite, kommt es mir vor, als würden die Häuser Gormseys viel zu schnell an mir vorbeiziehen. Gleichzeitig fühlt es sich an, als würde ich schon seit einer Ewigkeit in diesem Auto sitzen, dabei sind höchstens fünf Minuten vergangen, seit ich von den Bells losgefahren bin.

*Es liegt in deiner Hand, James*, klingt die Stimme meines Vaters in meinen Gedanken nach. *Es liegt in deiner Hand.*

Wenn die Entscheidung in meiner Hand liegt – wieso fühlt es sich dann überhaupt nicht so an? Wieso dreht sich die Welt so rasend schnell, wieso ist da dieser Druck auf meinem Brustkorb, der immer stärker wird?

Meine Sicht verschwimmt. Ich wische mir mit dem Ärmel über die Augen, aber es hilft nicht. Ich lasse den Wagen langsamer werden und lenke ihn an den Straßenrand. Dann schalte ich den Motor ab und lehne mich mit der Stirn gegen das Lenkrad.

In meinem Kopf wird die Stimme meines Vaters immer lauter und lauter, bis ich es irgendwann nicht mehr aushalte und den Instinkt verspüre, mir die Hände auf die Ohrmuscheln zu pressen. Das alles macht mich so unglaublich wütend. Ich hasse es, die Kontrolle so zu verlieren, ich hasse, dass mein Vater mich dazu gebracht hat, Ruby und ihre Familie zu verlassen.

Blindwütig schlage ich gegen das Lenkrad. Ich kann nicht mehr. Ich kann einfach nicht mehr. Wieder und wieder lasse ich meine Faust darauf niederprallen, so lange, bis ich keine Kraft mehr habe und meinen Kopf zurück gegen die Kopfstütze sinken lasse. Ich schließe die Augen und atme ein paarmal tief durch, und irgendwann dreht sich die Welt nicht mehr so rasend schnell. Auch meine Sicht ist nicht mehr verschwommen, obwohl das Brennen in meinen Augen immer noch da ist.

Ich lasse meinen Blick die Straße entlanggleiten und denke darüber nach, was geschieht, wenn ich jetzt zurück zu meinem Vater fahre. Wie sich

das anfühlen würde.

Ich schalte den Motor wieder an. Mein Körper funktioniert wie auf Autopilot, als ich den Wagen auf die Straße lenke, und bevor ich richtig realisiere, was ich tue, biege ich links ab. Die Route ist mir mittlerweile in Fleisch und Blut übergegangen – wahrscheinlich könnte ich sie sogar blind fahren.

Ich parke direkt hinter Wrens Auto, steige aus und gehe den kurzen Weg durch den Vorgarten zur Haustür der Fitzgeralds. Ohne nachzudenken, drücke ich auf die runde Klingel.

Eine Minute vergeht, in der nichts geschieht, dann öffnet Wren die Tür. Seine Augen weiten sich ein Stück, als er mich sieht. Dann runzelt er die Stirn.

»Bist du hier, um mir wegen Ember die Hölle heißzumachen?«, fragt er.

Die Worte bleiben mir im Hals stecken, als ich realisiere, was er gerade gefragt hat. »Wieso sollte ich dir wegen Ember die Hölle heißmachen wollen?«

»Ember ist das Mädchen, von dem ich dir erzählt habe. Ich ... ich dachte, Ruby hätte dich geschickt. Sie hat uns heute miteinander gesehen.«

Ich habe keine Ahnung, was ich darauf antworten soll. Die Fragen überschlagen sich in meinem Kopf. Wren und Ember? Wie Ruby wohl reagiert hat, als sie davon erfahren hat?

Beim Gedanken an Ruby durchfährt mich ein schmerzhaftes Stechen, das mich daran erinnert, weshalb ich ursprünglich hergekommen bin.

»Ich bin nicht wegen Ember hier.«

Wren nickt langsam. »Wegen deines Dads?«

Jetzt bin ich derjenige, der nickt. »Er erwartet mich zu Hause, aber ich kann das gerade echt nicht.«

»Willst du drüber reden?«, fragt er leise.

Ich schüttele den Kopf. »Ich kann nur gerade einfach nicht nach Hause.«

Noch während ich die letzten Worte sage, macht Wren einen Schritt zur Seite. »Komm rein.«

Ich trete über die Schwelle und gehe dann mit Wren nach oben in sein Zimmer.

Hier zu sein fühlt sich mit jedem Mal weniger merkwürdig an. Wrens altes Haus war immer so etwas wie mein zweites Zuhause – ich frage mich, ob es mit diesem Haus irgendwann auch so sein wird.

»Setz dich«, sagt Wren und deutet auf sein Bett, während er zu seinem Schreibtisch geht und dort Platz nimmt. Mein Blick fällt auf den Bildschirm seines Computers. Die schnörkelige Überschrift der Website ist mir mehr als vertraut, genau wie das Bild am rechten Rand. Blitzschnell klappt Wren den Laptop zu, doch es ist zu spät – ich hätte Embers Blog unter Hunderten erkannt.

»Wren?«, frage ich, während ich mich setze.

Er dreht den Kopf zu mir.

»Ja?«

Ich sehe ihn unverwandt an. »Ember ist in den letzten Wochen so etwas wie eine Schwester für mich geworden. Wenn du ihr wehtust, werde ich dir wehtun. Das ist dir klar, oder?«

Wrens einer Mundwinkel hebt sich leicht, aber der Blick in seinen Augen bleibt ernst. »Geht klar. Auch wenn ich das nicht vorhabe, nur mal so nebenbei.«

Ich senke den Blick auf meine Hände und betrachte konzentriert die Linien auf meiner Haut. »Manchmal hat man keine andere Wahl. Manchmal wird man von anderen dazu gebracht, jemandem wehzutun, auch wenn das das Letzte ist, was man will.«

Danach breitet sich Schweigen zwischen uns aus. Ich balle die Hände zu Fäusten und lockere sie wieder. Meine Gedanken gehen zu Ruby und zu Dad und schließlich auch zu meiner Mum. Ich frage mich, was sie tun würde, wenn sie noch am Leben wäre. Würde sie verstehen, dass ich mit dem Unternehmen nichts anfangen kann? Würde sie zulassen, dass Dad Rubys Familie droht? Ich glaube nicht. Doch leider ist sie nicht mehr da, um ihn aufzuhalten – und ich fühle mich nutzloser als je zuvor.

Wren reißt mich aus meinen Gedanken, als er sich neben mich setzt. Er hält mir ein großzügig gefülltes Whiskeyglas entgegen – eines der Gläser, die wir ihm zur Einweihung geschenkt haben. Dankbar nehme ich es an und schwenke die braune Flüssigkeit darin hin und her.

»Ganz gleich, was dein Dad vorhat – du packst das. Wir packen das.«

Ich klammere mich an diese Worte, als ich mit meinem Glas gegen seines stoße.

Ember

Ich weiß nicht, wie viel Zeit vergangen ist, als ich Ruby schließlich loslasse und wir zurück ins Haus gehen. Sie weicht den Fragen unserer Eltern aus

und murmelt nur, dass sie zu müde zum Reden ist und sich gern hinlegen würde. Danach geht sie in ihr Zimmer und lässt sich wortlos auf ihr Bett fallen. Dass sie die Tür nicht hinter sich geschlossen hat, sehe ich als Aufforderung, ihr zu folgen.

Als ich mich neben sie setze, richtet sie sich auf, lehnt sich mit dem Rücken gegen das Kopfteil des Bettes und sieht mich an. Ich erwidere ihren Blick und warte, ob sie als Erste etwas sagt. Sie hat mich mit ihrem Verhalten bei Lydias Tante wirklich verletzt, und auch wenn ich sie jetzt nicht allein lassen möchte, kann ich das nicht vergessen.

»Es tut mir leid, dass ich vorhin so ausgeflippt bin«, fängt sie schließlich an. Ihre Augen sind noch rot und ihre Stimme kratzig, dabei hat sie schon vor einer ganzen Weile aufgehört zu weinen. »Euch zusammen zu sehen, war nur das Letzte, womit ich gerechnet habe. Seit wann erzählen wir uns so was nicht mehr, Ember?«

Ich atme tief durch. »Ich wollte erst mal selbst herausfinden, was das zwischen mir und Wren ist, bevor ich jemand anderem davon erzähle. Außerdem wusste ich genau, wie du reagierst.«

»Habe ich dir wirklich das Gefühl gegeben, dass du mir nicht vertrauen kannst? Ich möchte nur das Beste für dich. Mehr nicht.«

»Ich weiß«, antworte ich leise.

»Es tut mir leid, dass ich so bevormundend war. Ich ...« Sie zuckt mit den Schultern. »Ich möchte alles über die Dinge wissen, die du in deiner Freizeit tust. Und ich möchte, dass wir uns alles sagen können. Genau wie früher immer.«

Bei ihren Worten bildet sich ein Kloß in meinem Hals. »Ich möchte das auch.«

»Ich möchte auf keinen Fall eine große Schwester sein, mit der man nicht reden kann und bei der man sich Sorgen machen muss, dass sie über einen urteilt.« Sie zögert. »Nur ... Wren und ich haben eine Vergangenheit, die mich wirklich ... Ich weiß nicht genau, was für eine Art Mensch er heute ist, aber damals fand ich ihn und sein Verhalten schrecklich.«

»Das verstehe ich«, sage ich. »Ich finde es auch schrecklich.«

»Trotzdem bist du vorhin zu ihm ins Auto gestiegen.«

Ich suche nach den richtigen Worten. »Wir haben die letzten Wochen nicht miteinander gesprochen und uns erst heute wieder vertragen. Ich wollte ihm die Möglichkeit geben, es mir zu erklären. Dazu muss ich sagen,

dass ich ihn als ganz anderen Menschen kennengelernt habe. Er steht zu dem, was er damals getan hat. Oder?»

Ruby atmet tief durch und nickt schließlich knapp.

»Ich mag ihn wirklich, Ruby. Ich habe das Gefühl, dass er mich versteht. Wir haben irgendwie ... geklickt.«

»Mh«, macht sie. »Kann sein, dass er sich geändert hat.«

»Ich bin vorsichtig. Aber das ist eine Erfahrung, die ich selbst machen muss. Du kannst mich davor nicht beschützen.«

Einen Moment lang schweigt Ruby und fährt mit dem Zeigefinger eine imaginäre Linie auf ihrer Matratze nach, anscheinend in Gedanken versunken. Schließlich seufzt sie und sagt mehr zu sich selbst als zu mir:

»Nein. Das stimmt.«

»Möchtest du mir erzählen, was zwischen dir und James vorgefallen ist?«, frage ich vorsichtig.

Ruby schluckt schwer. Ihr Blick schweift durch das Zimmer und bleibt am Schreibtisch hängen. »Er geht zurück zu seinem Vater. Und zurück zu *Beaufort*.«

Ich halte den Atem an. »Was?«

Ruby sagt nichts mehr. Minuten vergehen, in denen sie nur geradeaus starrt. Sie wirkt, als wäre sie gar nicht richtig anwesend, und ihre Augen sind so leer, dass es eine Gänsehaut auf meinen Armen verursacht.

»Wren hat mir auf der Rückfahrt erzählt, dass es ihn nicht wundern würde, wenn James' Vater zu unfairen Mitteln greifen würde, um ihn zurückzuholen«, sage ich vorsichtig. »Glaubst du, das ist heute passiert?«

Das reißt Ruby aus ihrer Trance. Ihr Blick sprüht Funken, als sie mich ansieht. »Der Mistkerl erpresst James.«

Ich atme stockend aus. Also ist es so, wie Wren gesagt hat.

»Womit erpresst er ihn?«, frage ich.

Ruby schluckt schwer. Sie öffnet den Mund, schließt ihn wieder. Schließlich räuspert sie sich und setzt erneut an. »Er ... er hat gesagt, dass er unsere Familie zerstören wird.«

Meine Augen weiten sich. »Wie bitte?«

»Mehr hat James mir nicht erzählt, aber das braucht er auch nicht. Wir wissen beide, dass Mortimer Beaufort keine leeren Drohungen ausspricht.« Sie reibt sich mit einer Hand über die Augen, die wieder feucht geworden sind. »Allein die Vorstellung, was er genau zu James gesagt haben könnte, macht mich unglaublich wütend.«

Ich denke fieberhaft über das nach, was Ruby mir gerade erzählt hat, und überlege, ob es irgendeinen Grund geben könnte, der rechtfertigt, warum James' Vater auf diese Weise handelt. Doch mir fällt beim besten Willen nichts ein. Unser Dad würde uns niemals ein solches Leid zufügen – egal in welcher Situation er selbst wäre. »Ich verstehe nicht, wie man seinen Kindern so etwas antun kann.«

Ruby greift nach einem ihrer Kissen und zieht es auf ihren Schoß. Sie umarmt es fest und scheint sich förmlich daran festzuklammern.

»Er hat sich in den Kopf gesetzt, dass er *Beaufort* nur mit James weiterführen wird. Es geht ihm nur um sein Ansehen – um die Wirkung, die es auf andere hat, wenn James bei Meetings und Verhandlungen neben ihm sitzt. Mir wird schlecht, wenn ich daran denke, dass James ab sofort wieder alles tun muss, was er von ihm verlangt. Ich würde ihm so gern helfen, weiß aber nicht, was ich tun kann.« Ihre Stimme bricht, und sie muss sich wieder räuspern.

Ich greife nach vorn und umfasse ihren Arm, der fest um das Kissen geschlungen ist. »Du hilfst ihm doch, Ruby.«

»Wie denn? Indem ich hier sitze und zulasse, dass er einfach geht?«, entgegnet sie.

Ich schüttele den Kopf und drücke ihren Arm sanft. »Du bist für ihn da. Und ich glaube, das ist genau das, was James im Moment von dir braucht.«

Ruby schluckt schwer und schnieft. Mir wird klar, dass ich sie in diesem Zustand auf keinen Fall allein lassen möchte. Kurzerhand kommt mir eine Idee.

»Was hältst du davon, wenn ich heute hier schlafe?«, frage ich vorsichtig.

Ruby denkt kurz über meine Frage nach. In der nächsten Sekunde rutscht sie ungefähr einen halben Meter zur Seite und lässt sich nach hinten sinken. Sie reicht mir das Kissen von ihrem Schoß, und ich platziere es auf der frei gewordenen Hälfte des Bettes. Dann lege ich mich hin, drehe mich zur Seite und sehe Ruby an.

»Danke, dass du da bist, Ember«, flüstert sie.

Ich greife nach ihrer Hand. »Immer.«

Ruby

Am Montag fühle ich mich wie in Watte gepackt. Der Vormittag zieht an mir vorbei, ohne dass ich wirklich etwas mitbekomme, weil meine Gedanken nur bei James sind und der Tatsache, dass er mit seinem Auszug ein schmerzliches Loch in meiner Familie hinterlassen hat.

Am Sonntag habe ich ihm geschrieben, wie es ihm geht und ob er reden möchte, woraufhin er geantwortet hat, dass alles in Ordnung sei.

Am späten Abend habe ich dann die Benachrichtigung erhalten, dass ein erster Post auf *Beyond Beaufort* hochgeladen wurde.

Ich habe den Großteil der Nacht damit verbracht, James' Worte immer und immer wieder durchzulesen. Er hat über Träume geschrieben. Darüber, wie wichtig sie sind und dass man sie zulassen muss, egal, wie schlecht es einem geht oder wie aussichtslos eine Situation auch sein mag. Darüber, dass man sich mit Menschen umgeben soll, die einen darin bestärken, diese Träume zu verfolgen, und dass es nichts Schöneres gibt, als eine Person zu finden, die die eigenen Träume teilt. Und er hat darüber geschrieben, dass für manche Träume einfach noch nicht der richtige Zeitpunkt da ist und man sie dennoch nicht aufgeben darf, auch wenn es einen mehr Kraft kostet als alles andere, weiterhin an ihnen festzuhalten.

Seine Worte haben mich erneut zum Weinen gebracht, und ich konnte gar nicht aufhören, über sie nachzudenken.

Es macht mich wahnsinnig, dass es nichts gibt, was ich für ihn tun kann. Auch wenn Ember der Meinung ist, es würde reichen, für ihn da zu sein – mir genügt das nicht. Am liebsten würde ich nach London fahren und James' Vater zur Rede stellen, aber ich kann mir denken, was James davon halten würde.

Also sitze ich am Montagvormittag im Unterricht und zwingt mich dazu, Notizen aufzuschreiben, habe aber beim besten Willen nicht die Kraft, die Sachen ordentlich wegzusortieren, geschweige denn auch nur einen einzigen farbigen Stift in die Hand zu nehmen. Nicht einmal mein Bullet

Journal kann mir jetzt noch das Gefühl vermitteln, ich hätte mein Leben im Griff.

In der Mittagspause stochere ich lustlos in meinem Essen herum, während ich immer mal wieder den Kopf hebe und nach James Ausschau halte. Bisher habe ich ihn noch nicht gesehen. Ich hatte gehofft, dass er morgens wieder beim Bus auf mich warten würde, und musste die Enttäuschung wie einen schweren Kloß herunterschlucken, als das nicht der Fall gewesen ist.

»Wir können uns so glücklich schätzen, Ruby«, sagt Lin leise.

Ich blicke von meinem Reisgericht auf und sehe sie fragend an.

»Weil wir Eltern haben, die uns zu nichts zwingen. Ich meine, klar, meine Mum und meine Großmutter haben sich immer gewünscht, dass ich studieren gehe – aber sie haben mich nie zu irgendetwas gedrängt, was ich nicht wollte.«

»Genau das ist mein Problem. Weil ich weiß, wie es sein kann, wenn man eine liebende, unterstützende Familie hat, macht es die Situation irgendwie noch unerträglicher.«

»Leider wirst du daran im Moment nichts ändern können«, sagt Lin und nimmt einen Schluck von ihrem Eistee. Dann streicht sie sich eine Haarsträhne hinters Ohr. »Es liegt nicht in deiner Hand, was James' Vater tut. Und ich glaube dir, dass es unglaublich schwer ist, zuzusehen und nicht eingreifen zu können. Aber das Schlimmste, was du James jetzt antun kannst, ist, eure Beziehung darunter leiden zu lassen. Es geht ihm bestimmt schon dreckig genug mit seiner Entscheidung.«

»Ich weiß«, flüstere ich und lege die Gabel letztlich ganz beiseite. Ich will mir gar nicht ausmalen, was Mortimer Beaufort getan hätte, wenn James sich geweigert hätte zurückzukommen. Was er meiner Familie angetan hätte.

In diesem Moment betritt James die Mensa. Wren und Cyril gehen neben ihm, Kesh und Alistair sind dicht hinter ihnen. Sie unterhalten sich, Wren stößt James mit dem Ellenbogen in die Seite und grinst breit. Cyril verdreht auf seine Worte hin nur die Augen, muss aber ebenfalls grinsen. Und James? James ringt sich ebenfalls zu einem Lächeln durch, aber selbst aus dieser Entfernung kann ich sehen, wie verkehrt und aufgesetzt es aussieht. Es hat nichts mit dem Lächeln gemeinsam, das sich auf seinem Gesicht ausbreitet, wenn mein Dad einen Witz macht. Es hat nichts mit dem Lächeln gemeinsam, das er trägt, wenn er mit Lydia spricht. Und es hat

überhaupt nichts mit dem Lächeln gemeinsam, das er mir jedes Mal schenkt, kurz nachdem er mich geküsst hat.

Als hätte er meine Gedanken gelesen, sieht er zu mir. Die Jungs kommen in unsere Richtung, bestimmt, um sich auf ihren gewohnten Platz beim Fenster zu setzen. James bleibt vor unserem Tisch stehen. Jetzt kann ich sehen, wie blass er ist und wie tief die Ringe unter seinen türkisblauen Augen sind.

»Hey«, sagt er und hebt die Hand an meine Wange. Als seine Fingerknöchel meine Haut streifen, breitet sich ein Kribbeln in mir aus. Sein Lächeln ist zögerlich, als wäre er sich nicht sicher, wie ich auf seine Berührung reagieren würde.

In diesem Moment wird mir eines klar: James gibt gerade alles, um stark zu sein. Für Lydia, für meine Familie, für mich. So, wie ich mich benehme, helfe ich ihm dabei nicht. Im Gegenteil, ich belaste ihn nur zusätzlich. Mein Verhalten ihm gegenüber ist nicht wirklich fair. Er bringt ein riesiges Opfer für meine Familie und mich. Und statt ihm den Halt zu geben, den er gerade braucht und den seine Freunde ihm eindeutig spenden, kritisiere ich seine Entscheidung und mache ihm womöglich noch ein schlechtes Gewissen. Ich sollte für ihn da sein, statt ihm das Leben schwerer zu machen.

»James?«

Er sieht mich fragend an. »Ja?«

»Hast du nach dem Essen schon was vor?«, frage ich.

»Ich habe eine halbe Stunde Zeit, bis Percy mich abholt.« Er legt den Kopf leicht schräg und kneift die Augen zusammen. »Wieso?«

Ich lächle ihn an. Dann beuge ich mich vor und flüstere etwas in sein Ohr, hoffentlich so leise, dass es niemand anders hören kann. Als ich mich wieder zurücklehne, sehe ich etwas in James' Augen aufblitzen. Und das gefällt mir so viel besser, als ihn traurig zu sehen.

Die Mittagspause ist noch nicht ganz vorbei, und deshalb ist es angenehm leer, als ich in der Bibliothek ankomme. Statt meine gewohnte Route zum Drucker, der Ausleihe und schließlich zu den Gruppenräumen zu gehen, biege ich direkt rechts ab und durchquere den Raum bis fast ganz hinten, wo in einer Ecke zwischen zwei Regalen mit schweren Bildbänden und alten Geschichtsbüchern ein kleiner Tisch steht.

Ich stelle meine Tasche auf den Boden, dann setze ich mich auf den Tisch und lehne mich auf den Händen zurück. Mein Herz klopft wie verrückt, und ich komme mir vor, als würde ich etwas unsäglich Verbotenes tun – dabei warte ich bloß auf James.

Ich habe ihm genaue Instruktionen geschrieben, wo er mich finden kann, und es dauert keine fünf Minuten, bis er zwischen den Regalen auftaucht und zu mir tritt. Obwohl sich mein Herz schwer anfühlt, kann ich nicht anders, als ihn anzulächeln. »Da bist du ja.«

James kommt dicht vor mir zum Stehen. »Als könnte ich ein heimliches Treffen mit dem tollsten Mädchen der ganzen Maxton Hall ausschlagen.«

Bei seinen Worten wird mir warm. Ich strecke die Hände nach seinen aus, und er umfasst sie sanft.

»Es tut mir leid«, fange ich schließlich an und betrachte unsere verschlungenen Finger.

»Was tut dir leid?«

Ich streiche mit den Daumen über seine Handrücken. »Wie ich reagiert habe.« Ich blicke wieder auf und sehe James fest in die Augen. »Falls ich das nicht deutlich genug gesagt habe: Ich unterstütze dich bei allem, was du tust. Und wir werden auch das hier schaffen. Wir dürfen nicht zulassen, dass sich dein Vater wieder zwischen uns stellt. Okay?«

James scheint bei meinen Worten den Atem angehalten zu haben. Er starrt mich an und braucht ein paar Sekunden, bis er reagiert.

Langsam hebt er meine Hände an seinen Mund und küsst sie kurz. »Danke«, sagt er mit belegter Stimme.

Ich beuge mich vor und ziehe ihn für eine Umarmung an mich. Ich spreize die Beine, damit er sich zwischen sie stellen kann. Eine Minute lang halten wir uns aneinander fest. Ich atme seinen vertrauten Geruch ein und streiche mit den Händen über seinen Rücken.

»Wieso wolltest du dich eigentlich hier mit mir treffen?«, fragt James irgendwann dicht an meinem Ohr. Seine Hand liegt an meinem Hinterkopf, und er hält mich damit dicht bei sich. Trotzdem löse ich mich ein Stück von ihm und hole tief Luft.

»Ich wollte dir zeigen, dass selbst an einem Tag wie heute, wo du nach London fahren musst, trotzdem tolle Dinge geschehen können. Deshalb dachte ich, ich gebe dir endlich deinen Wunschkuss.«

James' Brauen sind zusammengezogen, doch bei meinen Worten klärt sich sein nachdenklicher Ausdruck, und ein lebendiges Funkeln tritt in seine

Augen. Seine Hand wandert an meinem Rücken nach unten, bis er fast bei meinem Steißbein angekommen ist. Dann zieht er mich nach vorn, bis ich beinahe auf der Kante des Tisches sitze und mich mit einer Hand auf seinem Brustkorb abstützen muss.

»Du hast tolle Ideen, Ruby Bell«, raunt James.

Ich weiß nicht, wer von uns sich zuerst bewegt. Im nächsten Moment verschmelzen unsere Lippen miteinander. Ich halte mich an ihm fest, und er drängt sich gegen mich, sein Mund fiebrig auf meinem. James hält meinen Nacken umfasst und ich gebe mich diesem Gefühl, das er in mir auslöst, völlig hin. Ich stelle fest, dass sich nichts zwischen uns verändert hat.

Und ich nehme mir fest vor, dass das auch in Zukunft so bleibt – ganz gleich, was sich sein Vater als Nächstes einfallen lässt.

James

Es ist wirklich schwierig, sich auf das Brainstorming für die neuen *Beaufort*-Kataloge oder die neue EU-Rechtsverordnung zur Kennzeichnungspflicht zu konzentrieren, wenn mir Ruby nicht aus dem Kopf gehen will.

»James?«, fragt Edward Culpepper und lässt mit seiner Stimme das Bild von ihr auf dem Tisch in der Bibliothek zerplatzen.

Genau wie alle anderen in diesem Raum spricht er mich mit meinem Vornamen an. Schließlich kann es nicht zwei Mr Beauforts geben. Die Mitglieder des Vorstands bemühen sich darum, mich gleichwertig zu behandeln, dennoch spüre ich die Skepsis, die mir entgegengebracht wird. Und das, obwohl ich zwei Drittel der Leute in diesem Raum nicht mal kenne – Dad muss in den letzten Wochen einen Großteil des Vorstands ausgetauscht haben.

»Ja?«, frage ich und beuge mich mit beiden Ellenbogen auf dem Konferenztisch nach vorn, um Interesse vorzuheucheln.

»Ich fragte, ob Sie noch etwas hinzuzufügen haben.«

Ich starre ihn an. Meine Kehle fühlt sich staubtrocken an, als ich merke, wie still es plötzlich im Raum geworden ist. Ich blicke in die kritischen Gesichter der Männer und Frauen, die um den Tisch herumsitzen. Ich wette, sie denken, dass ich keine Ahnung habe, wovon sie gerade gesprochen haben. Aber mein Dad hat mir diesen Kram eingetrichtert, seit ich ein Kind war. Ich könnte eine Geschäftsjahresplanung für *Beaufort* im Schlaf

übernehmen. Ich weiß, wie dieses Unternehmen funktioniert, auch wenn sich hier seit Mums Tod einiges geändert hat.

»Ja. Ich möchte, dass wir die Kennzahlen ab jetzt monatlich evaluieren, nicht mehr halbjährlich. So können wir schneller reagieren, sollte sich eine Entwicklung abzeichnen, mit der wir nicht gerechnet haben. Und ich finde, der Vorstand sollte dann anwesend sein, nicht nur die Abteilungsleiter.«

Culpeppers Mund hat sich leicht geöffnet, doch er klappt ihn augenblicklich wieder zu und nickt knapp. Dann macht er sich eine kurze Notiz auf seinem iPad und sieht zu meinem Vater am Kopfende des Tisches. Dieser erhebt das Wort und faselt irgendetwas von den bisherigen Maßnahmen. Eine Folie mit Zahlen und einem Graphen wird an die Leinwand vorn geworfen, und ich verbringe die nächsten fünfundvierzig Minuten damit, so zu tun, als würde ich zuhören und mir Notizen machen. Aber auf meinem Blatt entstehen nur wilde Kreise. Der Stift in meiner Hand fühlt sich an, als würde er das Tausendfache wiegen, sobald ich auch nur versuche, etwas von dem niederzuschreiben, was Dad und die anderen besprechen. Einmal erwische ich den alten Kerl neben mir dabei, wie er einen Blick auf mein geöffnetes Notizbuch wirft und dann missbilligend die Mundwinkel verzieht. Ich klappe es zu und starre von da an nach vorn, ohne den Stift noch ein einziges Mal anzurühren.

Die längsten eineinhalb Stunden meines Lebens enden irgendwann. Zwei Vorstandsmitglieder gehen zu Dad nach vorn und verwickeln ihn in ein Gespräch, während ich aufstehe und die Arme über dem Kopf ausstrecke, um die Steifheit irgendwie aus meinen Gliedern zu bekommen. Mein Vater wirft mir einen strengen Blick zu, und ich lasse sie wieder sinken. Danach warte ich auf ihn, mit durchgedrücktem Rücken, mein Notizbuch in der Hand. Mein Vater deutet seinen Kollegen an, kurz zu warten. Anschließend kommt er zu mir.

»Du fährst mit Percival nach Hause. Ich habe noch ein Geschäftsessen mit Edward und Bancroft. Es wird spät, ich bleibe über Nacht in London«, sagt er und nickt mir knapp zu.

Damit bin ich entlassen. Ich verabschiede mich flüchtig und fahre die zwanzig Stockwerke mit dem Aufzug nach unten. Eine unglaubliche Erleichterung überkommt mich, als ich durch die Drehtüren nach draußen trete und die frische Abendluft inhaliere. Percy lehnt bereits am Rolls-Royce und richtet sich auf, als er mich sieht. Er öffnet mir die Tür, und ich lasse mich auf die Rückbank fallen. Jetzt, wo ich mich hinter abgedunkelten

Scheiben befinde und niemand in diesem Gebäude mich mehr sehen kann, kann ich endlich den Knoten meiner Krawatte lockern. Sie hat mir schon seit Stunden den Hals abgeschnürt.

»Alles in Ordnung, Sir?«, fragt Percy mich, und unsere Blicke treffen sich im Rückspiegel.

Ich kann nur mit den Schultern zucken. Keine Ahnung, was ich auf diese Frage antworten soll. Es fühlt sich an, als wäre ich nach monatelangem Urlaub in ein Leben zurückgekehrt, das mich von morgens bis abends zutiefst deprimiert.

Ich lehne den Kopf zurück und schließe die Augen. Als ich sie irgendwann wieder öffne, fühlen sie sich trocken und müde an. Ich muss eingenickt sein. Mit beiden Händen reibe ich mir übers Gesicht und schaue nach draußen. Wir kommen gerade am Ortsschild von Pemwick vorbei – doch statt die Ausfahrt zu nehmen, fährt Percy daran vorbei.

»Du hast die Ausfahrt verpasst, Percy«, sage ich rau und beuge mich vor zur Minibar, um mir eine der kleinen Wasserflaschen herauszunehmen. Ich leere sie in einem Zug, in der Hoffnung, dass sich meine Kehle danach nicht mehr wie ein Reibeisen anfühlt. Dann sehe ich wieder nach draußen. Bei der nächsten Ausfahrt fährt Percy ab, biegt dann aber direkt links ab. Es folgen zwei weitere Abzweigungen, die ganz eindeutig nicht zurück zur Hauptstraße führen.

»Percy«, sage ich erneut und checke das Lämpchen an der Decke des Rolls-Royce. Es leuchtet, also muss er mich hören können.

Eine Reaktion bekomme ich dennoch nicht. Stattdessen lenkt er den Wagen auf den Parkplatz vor einer kleinen Kneipe. Stirnrunzelnd betrachte ich das gelbliche Licht, das durch die Fenster nach draußen scheint.

Ich will Percy fragen, wo zum Teufel wir hier sind, doch er kommt mir zuvor:

»Ich muss mit Ihnen reden, Mr Beaufort.«

Die Kneipe ist klein mit engen Gängen, bei denen ich mich unweigerlich frage, wie die Kellner mit den Tablett durchkommen sollen. Außer Percy und mir sind nur zwei weitere Männer anwesend, die in einer Ecke sitzen und ein Fußballspiel auf einem kleinen Fernseher an der Wand anschauen. Percy deutet auf einen Tisch an einer Wand, die über und über mit alten Plaketten und gerahmten Filmplakaten im Retro-Stil behängt ist. Wir setzen

uns, und wenig später legt ein Kellner Karten vor uns ab. Weder Percy noch ich rühren sie an.

»Was ich hier tue, wird mich vermutlich meinen Job kosten«, sagt Percy nach ein paar Minuten. Seine Stimme ist ruhig, als hätte er sich mit dieser Tatsache bereits abgefunden.

Ich sehe ihn an, abwartend.

Percy räuspert sich und öffnet den Mund, doch in dem Moment erscheint erneut der Kellner an unserem Tisch und fragt uns, was wir trinken möchten. Ohne den Blick von Percy zu nehmen, bestelle ich eine große Wasserflasche mit zwei Gläsern. Dann sind wir wieder allein.

»Ende letzten Jahres ...«, fängt er schließlich an, »... habe ich ein Telefonat Ihres Vaters mit angehört.«

Ich öffne den Mund, doch anscheinend weiß Percy, was ich ihn fragen werde.

»Der Lautsprecher im Rolls-Royce war angeschaltet.« Er zögert. »Ich habe mir erst nichts dabei gedacht – Ihr Vater führt in meiner Anwesenheit alle möglichen Gespräche. Aber ich konnte auch nicht aufhören, darüber nachzudenken.«

Ich schlucke schwer und sehe Percy abwartend an.

Er blickt auf den Tisch und schweigt ein paar Sekunden lang. Dann holt er tief Luft. »Ich konnte nicht aufhören, über seine Worte nachzudenken, weil er gesagt hat: ›Cordelia ist tot. Ich brauche deine Hilfe.««

Meine Nackenhaare stellen sich auf. »Wie ging das Gespräch weiter?«

»Er sagte, er wäre in zwanzig Minuten da, und bat seinen Gesprächspartner, ihn allein zu empfangen.«

Meine Gedanken wirbeln durcheinander, mein Herz schlägt immer schneller.

»Wohin hast du ihn gefahren?«, krächze ich.

»Zu Clive Allen.«

»Wieso sollte Dad sich heimlich mit unserem Anwalt treffen?«

Percy öffnet den Mund, wird aber vom Kellner unterbrochen, der in diesem Moment an den Tisch zurückkehrt und die Gläser und das Wasser vor uns abstellt.

»Wann war das?«, frage ich weiter.

»In der Nacht nach dem Tod Ihrer Mutter.«

Mein Magen macht einen unangenehmen Satz, und ein Gedanke flammt in meinem Kopf auf. Was, wenn Mums Tod kein Zufall war? Was, wenn

Dad daran beteiligt war? Doch dann denke ich an jene Nacht, in der ich ihn vor dem Familienportrait im Esszimmer gesehen habe.

*Ich werde dir nie vergeben. Jetzt bin ich mit den beiden allein und mache alles falsch, und es ist verdammt noch mal deine Schuld!*

Das kann unmöglich gespielt gewesen sein. Er hat gewirkt, als wüsste er, dass er Fehler macht. Und er hat geweint, vor meinen Augen. Zwar glaube ich, dass mein Vater zu vielem in der Lage ist, aber er hat Mum geliebt.

»Die erste Zeit danach war ich selbst zu ... beschäftigt, um mir darüber Gedanken zu machen. Aber das Gespräch hat mich nicht losgelassen. Und als ich mich am Wochenende mit Ophelia unterhalten habe, wusste ich, dass ich mit Ihnen darüber sprechen muss.«

»Was hat Ophelia gesagt?«

»Sie hat mir erzählt, dass es in den letzten Monaten besorgniserregende Entwicklungen bei *Beaufort* gegeben hat. Ihr Vater hat einen Teil des Vorstands entlassen.«

»Er hat sie nicht entlassen, sie sind auf eigenen Wunsch gegangen. Darüber haben sie heute im Meeting gesprochen«, sage ich, im selben Moment kommt mir aber der Gedanke, dass das wahrscheinlich nur die offizielle Version ist von dem, was wirklich passiert ist. In meinem Magen breitet sich ein flaes Gefühl aus.

»Ophelia sagte, dass sie mit der Art und Weise, wie Ihre Mutter das Unternehmen geleitet hat, zwar nicht immer einverstanden war, aber zumindest wusste, dass der Geist von *Beaufort* und die Traditionen Ihrer Familie für sie immer an erster Stelle standen. Jetzt scheint sich das langsam zu ändern.«

Ich hatte einen ähnlichen Gedanken, während ich heute mit meinem Vater in dem Meeting saß. Wenn ich früher mit Lydia den Hauptsitz von *Beaufort* besucht und Mum bei der Arbeit zugesehen habe, dann habe ich stets die Leidenschaft gespürt, mit der Mum und ihre Kollegen Entscheidungen getroffen haben. *Beaufort* hatte ein Herz. Im Gegensatz dazu war die Stimmung heute unterkühlt und angespannt, die Wortmeldungen emotionslos und phrasenhaft.

»Ich weiß, was sie meint«, sage ich leise.

»Ophelia glaubt nicht, dass Ihre Mutter die Visionen von Mr *Beaufort* geteilt hätte.«

Ich runzle die Stirn. »Meine Mum und mein Dad haben immer Hand in Hand gearbeitet.«

»Das hat nur funktioniert, weil das Wort Ihrer Mutter immer mehr gezählt hat als das Ihres Vaters. Sie konnte kontrollieren, was er tat, weil er streng genommen ihr Angestellter war.« Er räuspert sich. »Ich glaube, Ihre Mutter hat geahnt, dass so etwas passieren könnte, sollte ihr etwas ... sollte ihr etwas zustoßen.«

»Percy«, sage ich langsam. »Was willst du mir damit sagen?«

Percy sieht mich einen Moment lang nur an, dann atmet er ruckartig aus. Er greift in den Kragen seines Hemds und holt eine schmale Silberkette mit einem Anhänger hervor. Vorsichtig zieht er sie über den Kopf und hält sie anschließend hoch, damit ich sie genauer betrachten kann. Das, was an der Kette baumelt, ist kein Anhänger – sondern ein kleiner Schlüssel.

»Vor einigen Jahren hat mir Ihre Mutter diesen Schlüssel gegeben. Sie sagte, ich soll ihn mit meinem Leben beschützen.« Er betrachtet die kleinen Zähne und fährt mit dem Finger über das angelaufene Metall. Er wirkt beinahe wie in Trance. Dann schüttelt er den Kopf, wie um sich selbst aus dem Traum zu reißen, in dem er sich gerade befunden hat, und löst den Schlüssel von der Kette. Er schiebt ihn über den Tisch in meine Richtung, bevor er sich die Kette wieder über den Kopf streift und sie unter seinem Hemd verschwinden lässt.

Ich nehme den Schlüssel in die Hand und drehe ihn ein paarmal hin und her. »Wieso hat sie ihn dir anvertraut?«, frage ich mit rauer Stimme.

Percy schluckt schwer. »Wir waren so etwas wie Freunde.«

In meinem Kopf überschlagen sich die Gedanken, doch ich versuche, sie zu verdrängen. Alles, was jetzt wichtig ist, ist die Tatsache, dass Mum ein Geheimnis hatte. Ein Geheimnis, das sie weder Dad noch Lydia oder mir noch Ophelia anvertrauen wollte. Ein Geheimnis, zu dem ich den Schlüssel in meiner Hand halte.

»Sie hat mir nie gesagt, wofür er ist«, sagt Percy bedächtig. »Aber ich finde, Sie sollten ihn haben.«

Ich blicke auf und sehe Percy an, und mit einem Mal fällt mir auf, wie traurig er aussieht. Ich erinnere mich an das, was Ruby mir gesagt hat. Dass das alles mit Sicherheit nicht leicht für Percy gewesen sein kann – sowohl Mums Tod als auch Lydias und mein Auszug. Auch wenn er unser Angestellter ist – er ist Teil dieser Familie. Und er hat meiner Mum offensichtlich so viel bedeutet, dass sie ihm bedingungslos vertraut hat.

»Meinst du, der Schlüssel und Dads seltsamer Anruf hängen zusammen?«, frage ich schließlich.

Er zuckt mit den Schultern. »Ich weiß es nicht. Aber was ich weiß, ist, dass Ihr Vater etwas zu verheimlichen hat.«

Ich drehe den Schlüssel in meiner Hand. Dann hole ich mein Portemonnaie heraus, klappe es auf und schiebe ihn direkt hinter Rubys Liste. Entschlossen sehe ich Percy in die Augen. »Ich werde herausfinden, was das ist.«

»Ich hatte gehofft, dass Sie das sagen würden, Mr Beaufort.«

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

Ruby

Ich sitze auf den kalten Stufen vor dem Haus der Beauforts und schaue auf die Uhr. James hat mir vor über einer Stunde geschrieben, dass er sich auf dem Nachhauseweg befindet, und mich gefragt, ob ich vorbeikommen möchte. Ich habe keine Sekunde gezögert.

Das, was ich heute Mittag zu ihm gesagt habe, habe ich ernst gemeint. Ich möchte für ihn da sein und ihn unterstützen – und wenn er ein schreckliches Meeting bei *Beaufort* überstanden hat, will ich wenigstens einen schönen Abend mit ihm verbringen, bevor der ganze Kreislauf von vorn beginnt.

Ich muss nicht lange warten, bis ich den Rolls-Royce in der Auffahrt zum Haus entdecke. Ich stehe auf und streiche mir über den Rock, um mögliche Staubspuren zu entfernen. Percy hält mit dem Wagen direkt vorm Eingang, und wenig später steigt James aus. Obwohl ich weiß, dass er sich darin alles andere als wohlfühlt, kann ich nicht leugnen, wie gut ihm der grau karierte *Beaufort*-Anzug steht, den er für das Meeting angezogen hat. Er sieht aus, als wäre er eigens für James' Körper angefertigt worden, und ich schlucke schwer, als ich wieder nach oben blicke und das zweideutige Lächeln auf James' Lippen entdecke.

Im nächsten Moment kommt er zu mir und umarmt mich fest.

»Hey«, murmelt er in mein Ohr und drückt gleich darauf einen Kuss auf meinen Kopf.

Ich halte ihn einen Moment lang fest, bevor ich mich zurücklehne, um ihm ins Gesicht zu sehen.

»Wie war's?«, frage ich vorsichtig und streiche mit der Hand flüchtig über seinen Nacken.

»Komm«, sagt James und nickt in Richtung Haustür. »Ich erzähle dir drinnen alles.«

Er wirft einen Blick zu Percy, der gerade aus dem Wagen aussteigt und sich mit einem Nicken verabschiedet, dann nimmt er mich bei der Hand und geht gemeinsam mit mir zum Haus hoch. Er macht mir die Tür auf, doch

bevor wir auch nur einen Fuß ins Haus gesetzt haben, kommt Mary auf uns zu und sieht uns fragend an.

»Mary, Ruby und ich möchten heute Abend ein bisschen Privatsphäre«, sagt James. »Es wäre schön, wenn niemand nach oben kommt.«

Ich spüre, wie mir Hitze ins Gesicht schießt – genau wie der Haushälterin, auf deren Wangen sich eine leichte Röte ausbreitet. James' Worte haben mich völlig aus dem Konzept gebracht, und ich fühle mich wie benommen, als er mich die Treppe hochzieht und nach links in Richtung seines Zimmers abbiegt. Er wirft noch einen Blick über die Schulter, als wir in seinem Zimmer angekommen sind, und schließt dann die Tür hinter uns.

Ich rechne damit, dass James mich gegen die Wand drücken und besinnungslos küssen wird, doch stattdessen greift er in seine Hosentasche und holt sein Portemonnaie hervor.

»Ich muss dir etwas zeigen«, wiederholt er die Worte, die er auch schon in der SMS geschrieben hat.

Fragend sehe ich ihn an. »Was ist denn los?«

»Nach dem Meeting hat Percy mich abgeholt und wollte mich nach Hause fahren – aber er hat einen kleinen Stopp bei einer Kneipe eingelegt. Und dann hat er mir etwas über meinen Vater erzählt. Etwas, das alles verändern könnte.«

Er öffnet das Portemonnaie und holt etwas hervor – einen kleinen Schlüssel. Er hält ihn mir entgegen, und ich drehe ihn in meiner Hand hin und her. Er sieht nicht besonders aus, sondern wie ein ganz normaler kleiner Schlüssel.

»Wofür ist der?«, frage ich langsam.

»Mum hat Percy diesen Schlüssel vor Jahren anvertraut«, erzählt James schnell. Seine Worte überschlagen sich beinahe. Er stößt sich von der Tür ab und zieht im Gehen sein Jackett aus. Er lässt es auf das Sofa fallen, dann lockert er den Knoten seiner Krawatte und sieht mich wieder an.

»Außerdem hat er mir erzählt, dass er Dad kurz nach Mums Tod zu einem Anwalt fahren musste. Er sagte, es wäre dringend, und hat um Diskretion gebeten.«

Ohne es richtig zu realisieren, halte ich den Atem an. »Was hat das zu bedeuten?«

James lässt auch die Krawatte auf das Sofa fallen. Als Nächstes löst er die Manschettenknöpfe seines Hemds und krepelt die Ärmel locker bis zu den Ellenbogen hoch. »Das bedeutet, dass wir herausfinden müssen, was

Mum vor Dad versteckt hat. Vielleicht hängt der Schlüssel mit Dads Geheimnis zusammen. Vielleicht ...« Seine Worte verklingen, und er presst die Lippen zu einer dünnen Linie zusammen.

Ich drücke die Schultern durch und gehe auf James zu. Ich umfasse seine heißen Wangen und stelle mich auf die Zehenspitzen, um ihm einen kurzen Kuss zu geben. Danach löse ich mich von ihm und sehe ihn ernst an. »Wir werden rausfinden, wofür der Schlüssel ist.«

James schluckt schwer und nickt. Er nimmt den Schlüssel wieder zurück und steckt ihn in seine Anzughose. »Dad übernachtet heute in London. Es gibt keine bessere Gelegenheit, Mums Sachen durchzusehen, als jetzt.«

James nimmt mir meine Jacke ab, und dann verlassen wir sein Zimmer wieder. Wir gehen zurück und an der Treppe vorbei in den Teil des Hauses, den ich zuvor noch nie betreten habe. Der Flur ist mindestens genauso lang wie der, in dem Lydias und James' Zimmer liegen, allerdings gibt es hier nur eine einzige Tür. Wir kommen davor zum Stehen, und James atmet einmal tief durch. Dann dreht er den Knauf herum und drückt die wuchtige Holztür nach innen auf.

Es hat etwas Verbotenes, den Raum zu betreten, mein eigener Herzschlag kommt mir viel zu laut vor. Atemlos sehe ich mich um, als James die Tür hinter uns wieder schließt und verriegelt. Wir befinden uns in einem schmalen Flur, in dem sich rechts eine Garderobe mit integriertem beleuchtetem Spiegel befindet. Auf der linken Seite ist eine Tür, die mit Sicherheit in ein eigenes Bad führt. James geht daran vorbei in das Schlafzimmer, und ich folge ihm.

»Ich weiß nicht mehr, wann ich zum letzten Mal hier drin gewesen bin«, gesteht James. Er flüstert, als hätte er genau wie ich Panik, jeden Moment erwischt zu werden. Er geht durch den Raum zu einem Schreibtisch nah beim Fenster.

»Mum mochte es immer, beim Arbeiten nach draußen zu gucken. Jedes Mal, wenn sie in meinem Zimmer war, hat sie die Nase darüber gerümpft, dass mein Schreibtisch an der Wand steht.« Er betrachtet die Papiere, die auf der Arbeitsfläche liegen, und fächert die Zettel auseinander. Er überfliegt deren Inhalt. »Inzwischen möchte ich auch nur noch nach draußen gucken. Wenn ich mal meine eigene Wohnung haben sollte, werde ich es genau wie sie machen.«

Ich trete zu ihm und streiche vorsichtig über seinen Rücken. »Wollen wir anfangen?«, frage ich.

James verharnt noch einen Moment lang mit der Hand auf den Blättern, bevor er schließlich tief durchatmet und nickt. »Ja. Lass uns anfangen.«

»Wenn wir schon hier stehen ...«, sage ich und beuge mich zu den Schubladen des Schreibtisches runter. Fragend sehe ich James an.

»Tu dir keinen Zwang an.«

Ich nehme all meinen Mut zusammen und öffne die erste Schublade. Darin finden sich lauter *Beaufort*-Notizblöcke und die dazu passenden Bleistifte. Ich nehme alles heraus, lege es oben ab und taste dann den Boden ab. Ich klopfe auf die kleine Platte, aber der Laut klingt nicht hohl, sondern ganz normal.

»Du siehst aus, als hättest du das schon zimal getan. Gibt es da etwas, von dem ich wissen sollte?«, fragt James von der anderen Seite des Schreibtisches, wo er gerade dabei ist, das kleine Schränkchen auszuräumen.

»Ich habe genügend Filme gesehen«, gebe ich zurück und rüttle an der Schublade. Nichts tut sich, also räume ich die Sachen wieder ein, achte dabei darauf, dass alles genau so liegt wie vorher, und schiebe sie wieder zu. Danach ist Schublade Nummer zwei dran.

»Ich weiß nicht, ob ich das beängstigend oder eher heiß finden soll.«

Ich grinse und ziehe den Ordner heraus, der sich in der zweiten Schublade befindet. Ich blättere ihn durch, finde aber nichts, was verdächtig aussieht, geschweige denn etwas, wozu der kleine Schlüssel passen könnte.

So arbeiten wir uns vor, bis wir den gesamten Schreibtisch durchgesehen haben. Am Ende rücken wir ihn sogar nach vorn, um zu schauen, ob dahinter vielleicht etwas versteckt ist – jedoch ohne Erfolg. Danach gehen wir zu den Nachtschränken. Spätestens hier vergeht uns beiden die Lust, Witze zu machen, um die Situation aufzulockern. Ich komme mir schäbig dabei vor, als ich den von Mrs Beaufort öffne und mich durch Handcremes, vereinzelte Schmuckstücke sowie einen englischen Klassiker wühle. Auch ein altes Magazin, auf dessen Cover ein Foto von Cordelia Beaufort abgebildet ist, finde ich. Kurz wundere ich mich darüber, dass sie das in ihrem Nachttisch aufbewahrt, aber wahrscheinlich hätte ich es nicht anders gemacht. Vielleicht hätte ich mir so ein Titelbild sogar über den Schreibtisch gehängt.

»Hier ist nichts. Auch nicht unter dem Bett«, kommt es gedämpft von James. Er steht wieder auf, sein Hemd ist inzwischen total zerknittert.

»Hier auch nicht. Auf zum Kleiderschrank?«, frage ich.

»Ja.«

Als er die Tür zum begehbaren Kleiderschrank seiner Eltern öffnet, verschlägt es mir den Atem. Das Zimmer ist *riesig*.

Links und rechts befinden sich Kleiderstangen, an denen fein säuberlich gebügelte Kostüme und Blusen, Anzüge und Hemden hängen, und Regalfächer, in denen unzählige Schuhpaare stehen. Die linke Seite des Schranks muss Mrs Beaufort gehört haben, und ich komme richtig ins Schwitzen, als ich ihre Sachen erblicke. Gleichzeitig schießt mir durch den Kopf, dass meine Schwester ihre rechte Hand dafür geben würde, jetzt mit mir tauschen zu können. Sie hat ein Faible für begehbare Kleiderschränke, und ich weiß, dass das hier ein wahr gewordener Traum für sie wäre. Augenblicklich schäme ich mich für den Gedanken und verdränge ihn aus meinem Kopf, um mich auf die Aufgabe zu konzentrieren, die vor uns liegt.

James geht ein paar Schritte in den Raum und streicht leicht über den Stoff der Kostüme seiner Mum.

»Es riecht sogar noch nach ihr«, murmelt er heiser.

Ich trete von hinten an ihn heran und berühre seine Schulter leicht.

»Wenn du möchtest, dass wir aufhören, musst du nur was sagen.«

Er schüttelt sofort den Kopf. »Nein.«

Ich nicke und stelle mich an das erste Regal. Vorsichtig beginne ich, die einzelnen T-Shirts auseinanderzuschieben, um zu schauen, ob zwischen ihnen etwas versteckt wurde. Leider ist das nicht der Fall. James nimmt sich die oberen Fächer vor, an die ich nicht herankomme, sowie die Schuhregale, doch auch er hat keinen Erfolg.

»Hier auch?«, frage ich und deute auf die weiß lackierte Kommode weiter hinten im Raum. James nickt, und ich betätige den Drucktüröffner.

Wieder halte ich den Atem an. Ich werde förmlich von Schmuck geblendet. Alles leuchtet und funkelt – Broschen, Ketten, Ohrringe und einige Fascinator, die wie gemacht sind für Hochzeiten oder den Besuch beim Grand National.

»Wow«, murmle ich.

James kommt zu mir und hockt sich neben mich. »Ich erinnere mich an viele von diesen Stücken. Ich kann mich sogar an die genauen Anlässe erinnern, zu denen sie sie getragen hat. Ist das merkwürdig?«

Ich schüttle den Kopf. »Überhaupt nicht.«

Wir betrachten die mit schwarzem Samt ausgelegten Fächer und heben auch diese raus, um nachzuschauen, ob sich darunter womöglich etwas befindet. Das unterste Fach beinhaltet Haarspangen und lauter extravaganten Kleinkram. Ich erkenne einige Accessoires wieder, da ich sie an Lydia gesehen habe, als sie im Unterricht noch vor mir gesessen hat.

»Wieso ist das nur ein halbes Fach?«, fragt James plötzlich.

Ich bin zu sehr damit beschäftigt gewesen, eine glitzernde Spinne zu inspizieren und mich zu fragen, zu welchem Anlass man so etwas tragen sollte, als dass mir das aufgefallen wäre. Im nächsten Moment beugt James sich vor und zieht die Schublade so weit raus, wie es nur geht. Danach schiebt er seinen Arm in den Raum zwischen der untersten Schublade und der Rückwand des Schrankes. Seine Augen werden groß.

»Ich glaube, da ist etwas«, sagt er und beugt sich noch ein Stück weiter vor, bis sein Arm ganz im Schrank verschwunden ist. Ich höre ein leises Schaben, als James nach dem Gegenstand greift. Ich halte den Atem an, als er es endlich schafft und sein Arm wieder zum Vorschein kommt. Dann runzle ich die Stirn.

»Was ist das?«, frage ich leise.

James sieht genauso verwundert aus. Bei dem Gegenstand handelt es sich um eine kleine Box. Sie ist über und über mit kleinen Perlen und Bastelsteinen beklebt – in allen möglichen Farben. Die Schatulle ist so bunt und so schrill, dass sie überhaupt nicht zu den anderen Sachen in Cordelia Beauforts Schrank passt.

»Sieht aus wie ein Schmuckkästchen. Aber ... ich glaube nicht, dass das Mum gehört hat. Es sieht irgendwie merkwürdig aus.«

Ich nicke. Die Steine sind alle so schief aufgeklebt, dass es den Eindruck macht, als hätte sich ein kleines Kind daran ausgetobt. »Habt ihr so was vielleicht mal im Kindergarten gebastelt?«, frage ich.

Er schüttelt den Kopf. »Und wenn, dann hätte mein Vater es weggeworfen.«

»James«, sage ich plötzlich. »Dreh sie um.«

Er kommt meiner Aufforderung nach und erstarrt. Vorn an der Schatulle ist ein kleines Schlüsselloch zu erkennen.

»Hast du den Schlüssel?«, frage ich, doch James hat schon in seine Hosentasche gegriffen und ihn hervorgeholt. Ich glaube, wir halten beide den Atem an, als er ihn in das Schlüsselloch steckt – und umdreht.

Wir tauschen einen Blick, dann öffnet James den Deckel des Kästchens. Ich beuge mich vor.

Darin liegt auf dunkelblauen Samt gebettet ein Briefumschlag. James nimmt ihn heraus und stellt das Kästchen neben sich auf den Boden. Dann reißt er den Brief langsam auf.

Ich beobachte James beim Lesen. Er gibt keinerlei Regung von sich. Ich bemühe mich aber darum, abzuwarten und mir nicht anmerken zu lassen, wie unruhig ich bin.

Nach geschlagenen zwei Minuten blickt James von dem Brief auf.

»Und?«, flüstere ich.

»Wir müssen sofort Ophelia anrufen.« Er hält den Brief in die Höhe.

»Das hier ist das Testament meiner Mutter.«

Lydia

*... zusätzlich vermache ich meiner jüngeren Schwester Ophelia meine Anteile der Beaufort Companies. Im Falle meines Todes soll sie die Rolle der Kreativdirektorin und der ersten Vorstandsvorsitzenden übernehmen, bis meine Kinder ihr Studium abgeschlossen haben.*

Während Ophelia vorliest, schlage ich mir die Hand vor den Mund. Meine Tante reibt sich über die Augen, als könnte sie nicht glauben, was im Testament meiner Mutter geschrieben steht.

»Das war noch nicht alles«, sagt Ophelia und reicht es an mich weiter. Mit der freien Hand kralle ich mich in Grahams Bein. Er sitzt im Wintergarten neben mir und hat einen Arm um meine Schulter gelegt. Er drückt sie kurz, während ich den Brief meiner Mutter mit zitternden Fingern entgegennehme. Ich überfliege das Testament bis zu der Stelle, die Ophelia laut vorgelesen hat. Als ich meinen Namen sehe, hebe ich den Zettel höher.

*Hiermit bestimme ich, Cordelia Beaufort, meine Tochter Lydia Beaufort und meinen Sohn James Beaufort, zu gleichen Erbanteilen, zu meinen Erben. Mögen sie stets an sich glauben und ihre Vision in die Tat umsetzen.*

Ein dicker Kloß bildet sich in meinem Hals. »Ich glaube das nicht«, flüstere ich. »Sie hat mir Anteile überschrieben. James *und* mir.«

»Weil sie an dich geglaubt hat«, sagt Graham sanft.

Tränen steigen in meinen Augen auf und lassen Mums Worte vor ihnen verschwimmen. Hastig reiche ich den Brief zurück an James, der zu meiner Rechten sitzt und die ganze Zeit erstaunlich still gewesen ist.

»Ich kann nicht glauben, dass sie dieses Teil aufbewahrt hat«, sagt Ophelia leise und streicht mit den Fingern über das Schmuckkästchen. »Das habe ich ihr zu ihrem dreizehnten Geburtstag geschenkt.«

Ich schlucke schwer. »Wenn sie dieses Testament mit solcher Sorgfalt versteckt hat, würde das ja bedeuten ...«, fange ich mit belegter Stimme an.

»... dass das andere Testament gefälscht ist«, beendet James den Satz. »Das, in dem Dad als alleiniger Erbe der Firma genannt ist.«

»Cordelias Testament wurde amtlich verwahrt«, wirft Ophelia ein. »Ich war dabei, als Clive Allen es verlesen hat. Es hatte alles seine Richtigkeit.«

»Dieses Testament wurde aber nicht von Clive Allen beglaubigt«, sagt Graham plötzlich neben mir und deutet mit gerunzelter Stirn auf das Blatt in meiner Hand. »Sondern von einem Fergus Wright.«

James und ich tauschen einen Blick.

»Das war unser vorheriger Anwalt«, sagt mein Bruder langsam. »Und der unserer Großeltern. Er ist vor ein paar Jahren gestorben, woraufhin sie Allen eingestellt haben.« Er stößt ein fassungsloses Lachen aus. »Ich glaube das nicht.«

»Was?«, frage ich und wische mir über die Augenwinkel.

»Percy hat Dad in der Nacht nach Mums Tod zu Allen gefahren. Er hat ihn um Hilfe und Diskretion gebeten. Mit Sicherheit haben sie das Testament gefälscht.«

Ich halte die Luft an. »Glaubst du, Dad wusste, dass Mum ihm *Beaufort* nicht vererben würde?«

Ophelia steht von dem Rattanstuhl auf, auf dem sie die ganze Zeit über gesessen hat. »Er muss zumindest etwas geahnt haben.«

Ich werfe James einen Blick zu. Er wirkt genauso überwältigt von der Situation wie ich.

»Aber ... wenn Mum die ganze Zeit wusste, dass sie Ophelia irgendwann einmal die Firma vererben wird – wieso hat sie Dad dann nicht davon abgehalten, sie so auszugrenzen?«, fragt James nachdenklich.

»Weil sie mich beschützen wollte«, sagt Ophelia leise. Sie streicht sich eine rostrote Strähne hinters Ohr und schluckt schwer. »Ich werde meinen Anwalt kontaktieren. Er soll sich darum kümmern, dass das richtige Testament in Kraft treten kann.«

Ich greife nach der Hand meines Bruders, genau im selben Moment, als er nach meiner greift. Während Ophelia den Anruf tätigt, klammern wir uns aneinander fest. Ich glaube, uns ist beiden klar, dass wir jetzt noch enger zusammenhalten müssen als je zuvor.

James

Lydia trägt ein schwarzes Kostüm, in dem sie Mum erschreckend ähnlich sieht. Wir alle haben uns dem Anlass entsprechend angezogen: Ophelia trägt ein mintgrünes Etuikleid und ich einen Anzug von *Beaufort*.

Es dauert eine Weile, bis Dads Assistentin uns empfängt und uns bittet, ihr zu folgen. Sie öffnet die Tür für uns, und nacheinander betreten wir das Büro. In meiner Brust breitet sich ein beklemmendes Gefühl aus, als ich meinen Vater erblicke.

»Womit habe ich diese Überraschung verdient?«, fragt er spöttisch. Er macht sich nicht mal die Mühe, vom Schreibtisch aufzustehen.

Ophelia geht mit einer Gelassenheit durch den Raum, die ich bisher noch nie an ihr gesehen habe. In diesem Moment wirkt sie, als hätte sie die Oberhand. Wahrscheinlich, weil sie weiß, dass man nur so zu Dad durchdringen kann.

»Wir müssen uns unterhalten, Mortimer«, sagt sie und nimmt vor dem Schreibtisch Platz. Lydia setzt sich auf den zweiten Stuhl. Ich bleibe hinter ihr stehen und stütze mich auf die Lehne.

Dad sieht zwischen unserer Tante und uns hin und her. Ich kann seinen Blick nicht einordnen. Ob er weiß, was auf ihn zukommt?

»Wir haben das hier gefunden«, sagt Ophelia und öffnet ihre schwarze Aktentasche. Sie holt eine Kopie von Mums Testament heraus und schiebt sie über den Schreibtisch zu meinem Vater.

Ich beobachte seinen Gesichtsausdruck ganz genau. Erst blinzelt er perplex. Im nächsten Moment weicht jegliches Blut aus seinen Wangen. Er zieht die Kopie dichter an sich heran und überfliegt sie.

»Was soll das sein?«, fragt er und blickt auf.

»Das ist das Testament meiner Schwester«, gibt Ophelia ruhig zurück. »Was die Frage aufwirft, welches Testament im Dezember verlesen wurde.«

Dads linkes Auge beginnt zu zucken. Er hebt die Hand und streicht sich damit über das gegelte Haar. Dann schluckt er hart und presst die Lippen zu einer feinen Linie zusammen.

Damit ist eigentlich alles gesagt. Trotzdem brauche ich Gewissheit.

»Hast du Mums Testament gefälscht, Dad?«, frage ich und überrasche mich selbst damit, wie eiskalt und emotionslos meine Stimme ist.

Mein Vater sieht mich an. Er öffnet den Mund und schließt ihn wieder. Anscheinend hat es ihm die Sprache verschlagen.

»Ich habe dich etwas gefragt.« Ich sehe meinen Vater eingehender an. Inzwischen haben sich feine Schweißperlen auf seiner Stirn gebildet, und

das, obwohl er immer noch kalkweiß im Gesicht ist. »Hast du Mums Testament gefälscht, um *Beaufort* übernehmen zu können?«

»Mir blieb keine andere Wahl«, sagt er schließlich.

Lydia atmet scharf ein. Ich dagegen umklammere die Stuhllehne so fest, dass das Leder unter meinen Fingern knirscht.

»Warum?«, frage ich bemüht ruhig.

Mein Vater sieht erst Lydia an, dann mich. »Ich habe nicht mein Leben lang für dieses Unternehmen geackert, um am Ende mit leeren Händen dazustehen.«

»Cordelia hätte dir einen Teil ihrer Anteile vererbt, wenn sie nicht ganz genau gewusst hätte, wie gierig du bist«, sagt Ophelia energisch.

»Du hast doch überhaupt keine Ahnung, wovon du sprichst!«, zischt Dad. Er hat die Hände zu Fäusten geballt, so fest, dass seine Knöchel weiß hervortreten. »Wir hatten immer einen Plan, an dem wir gemeinsam gearbeitet haben. Die Kinder sollten nach Oxford, und James sollte danach das Unternehmen übernehmen. Wir brauchten Struktur, Strategie – und dann fing sie plötzlich davon an, dich wieder ins Unternehmen integrieren zu wollen, obwohl ich dich schon vor Jahren losgeworden bin. Es hat Ewigkeiten gedauert, ihr das auszureden.«

Ich kann nicht glauben, wie er über unsere Familie – über Mum – spricht.

»Dann war es gar nicht Cordelias Idee, mich aus dem Hauptunternehmen rauszuhalten«, sagt Ophelia langsam.

»Natürlich nicht. Deine Schwester hatte schon immer Probleme damit, konsequent zu handeln. Im Gegensatz zu Cordelia hatte ich eine Vision für *Beaufort*. Und für die standest du mir im Weg.«

Lydias Schultern spannen sich immer mehr an. Ich kann spüren, dass sie am liebsten aufstehen und aus dem Raum gehen würde, wahrscheinlich, um sich die letzten guten Erinnerungen an Dad, die sie noch hat, zu bewahren. Mir geht es ganz genauso. Gleichzeitig weiß ich, dass wir das hier durchstehen müssen. Sonst können wir niemals unbeschwert in die Zukunft blicken.

»Und wieso wolltest du mich um jeden Preis an die Firma ketten?«, frage ich.

Dad schnaubt verächtlich. »Weil du immer das gemacht hast, was ich gesagt habe. Weil es nur ein bisschen Gewalt gekostet hat, um dich in die richtige Richtung zu lenken. Es wäre besser für mich und das Unternehmen,

wenn du Cordelias Lücke füllst und nicht jemand, der einen eigenen Willen hat und diesen ständig versucht durchzudrücken.«

Trotz allem, was Dad mir in den letzten Jahren angetan hat, spüre ich einen schmerzhaften Stich in der Brust, als die Bedeutung seiner Worte zu mir durchdringt.

Sie zeigen mir, dass er in mir nie mehr als ein Hilfsmittel für seinen Erfolg gesehen hat. Sie zeigen mir, wie wenig er Lydia und mich lieben muss.

Und obwohl ich geglaubt habe, schon lange mit meinem Vater abgeschlossen zu haben, zerreißt etwas in mir, als sein Blick meinen kreuzt.

»Du bist eine Schande für diese Familie, Mortimer«, sagt Ophelia tödlich leise. »Du hast es nicht verdient, in Cordelias Fußstapfen zu treten.«

Daraufhin sagt er nichts mehr.

»Schämst du dich denn überhaupt nicht, Dad?«, fragt Lydia mit bebender Stimme.

»Ich habe nur getan, was ich für richtig gehalten habe.«

»Dann ist dein moralischer Kompass ganz schön verkehrt ausgerichtet«, gibt Lydia zurück.

»Mum würde sich schämen, wenn sie dich so sehen würde«, setze ich hinterher.

»Das ist ja schön und gut. Ich frage mich nur, was ihr jetzt mit dieser Information anfangen wollt.« Er hebt eine Augenbraue, aber sein überheblicher Blick hat die Wirkung verloren. Es ist, als wäre das Bild, das ich immer von meinem Vater hatte, endgültig zerplatzt und als würde ich jetzt sehen, was sich in Wahrheit hinter seiner Fassade verborgen hat. Ich erkenne sein wahres Ich – und es ist kein schöner Anblick. Im Gegenteil. Ich frage mich, wie ich überhaupt so lange an ihn habe glauben können.

»Wir haben jetzt mehrere Möglichkeiten, Mortimer«, sagt Ophelia.

»Die erste: Du ziehst dich aus dem Unternehmen zurück und übergibst die Führung an mich. So, wie Cordelia es vorgesehen hat.«

Der Raum ist von Stille erfüllt. Ich kann es hinter Dads Augen arbeiten sehen.

»Das ist leider keine Option für mich«, sagt er nach einer halben Minute.

»Schön, wenn das so ist, dann wird mein Anwalt ein Verfahren für die erneute Testamentsvollstreckung einleiten. Mit Clive Allen hat er bereits gesprochen, und dieser ist bereit, gegen dich auszusagen, sollten wir im

Gegenzug darauf verzichten, ihn anzuzeigen. Er wird sagen, dass du ihn erpresst und gezwungen hast, das falsche Testament zu verlesen. Deine Chancen, den Fall zu gewinnen, liegen aufgrund der Beweislast nahezu bei null, Mortimer. Und du kannst dir vorstellen, was passiert, wenn die Presse Wind davon bekommt.«

Dad senkt den Blick auf den Schreibtisch. Er schluckt schwer und lockert die Hände, bis sie flach auf der dunkelblauen Unterlage liegen. Als er wieder hochsieht, wappne ich mich für alles. Auch für den Fall, dass ich kämpfen muss. Doch als er erst Lydia und dann mich ansieht, meine ich fast, so etwas wie Bedauern in seinem Blick entdecken zu können.

»Ich würde es begrüßen, wenn wir die Presse aus alledem raushalten könnten«, sagt er schließlich.

In diesem Moment weiß ich: Wir haben gewonnen.

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

James

Die Sonne knallt auf das Spielfeld, aber ich genieße das Gefühl der Schutzausrüstung um meinen Körper und der weißen 17 auf meinem Rücken. Ich denke nicht nach. Alles, was ich tun muss, ist rennen, den Ball fangen und ihn ins Tor bringen.

Einen Moment lang schließe ich die Augen und konzentriere mich auf die Geräusche um mich herum: die stampfenden Schritte, die Rufe aus dem Publikum, das Surren des Balls ...

»Beaufort!«, brüllt Coach Freeman. »Hör auf zu schlafen, verdammt!«

Ich reiße die Augen gerade rechtzeitig wieder auf, um zu sehen, dass Alistair mir den Ball zuspielt. Im letzten Moment fange ich ihn mit dem Stick – und dann rennen drei Spieler der anderen Mannschaft gleichzeitig auf mich zu.

Mein Körper schaltet wie von selbst. Ich sprinte los, ohne auch nur eine Sekunde zu zögern. Einer der gegnerischen Spieler rammt mich. Ich gerate kurz aus dem Gleichgewicht, kann mich aber wieder fangen. Ich sehe mich nach meinen Teamkollegen um und entdecke Wren, der mit mir nach vorn geprescht ist. Ich reiße den Schläger zurück und spiele ihm den Ball kraftvoll zu. Er muss hochspringen, um ihn in die Pocket seines Schlägers zu bekommen, schafft es aber. Er macht drei Schritte, aber ein Verteidiger stellt sich ihm in den Weg. Ohne zu zögern, gibt Wren zurück an mich ab. Ich weiche den Verteidigern aus, renne so schnell ich kann. Dann springe ich und schieße. Der Ball saust am Torwart vorbei und landet im Netz. Im nächsten Moment pfeift der Schiedsrichter zur Pause.

Wren ist der Erste, der zu mir kommt und mich abklatscht, die anderen Mannschaftsmitglieder folgen. Adrenalin flutet meinen Körper. Ich befinde mich auf einem Hoch, von dem ich nie wieder runterkommen möchte.

Ich ziehe mir den Helm vom Kopf und halte augenblicklich Ausschau nach einem braunen Haarschopf.

Ruby sitzt auf einem Platz in der ersten Reihe, neben ihr ihre Schwester und das komplette Veranstaltungskomitee.

Ich präge mir alles ein. Das Gefühl des Rasens unter meinen Schuhen, als ich in Richtung Tribüne laufe. Das Knarzen meiner Handschuhe, als ich den Stick fester umfasse. Rubys Blick, der mich selbst aus einiger Entfernung mit einer Intensität trifft, die mir noch heftiger vorkommt als der Rausch, in dem ich mich durch das geschossene Tor befinde. Bei ihr angekommen, kann ich nicht anders, als zu grinsen.

»Hey«, murmle ich und beuge mich zu ihr runter. Der Kuss sollte eigentlich flüchtig werden, doch als ich Rubys Lippen an meinen spüre, kann ich plötzlich nicht mehr aufhören.

Ember stößt ein merkwürdiges Geräusch neben uns aus, und kurz darauf lehnt Ruby sich lachend zurück.

»Also, wenn er so spielt, kann ich ihm verzeihen, dass er einmal die Woche unser Treffen schwänzt«, sagt Lin zu mir.

»Ich weiß«, gibt Ruby lächelnd zurück, ohne den Blick von mir zu nehmen. »Er macht das ganz gut, oder?«

Mein Herz klopft noch schneller.

»Hey«, sagt Wren und stellt sich neben uns. »Ich möchte bitte auch gelobt werden.«

»Fishing for Compliments ist uncool, Wren«, erwidert Ember. Obwohl ihr Tonfall ernst ist, zucken ihre Mundwinkel. Ich blicke zu Wren, der Ember mit einem Ausdruck im Gesicht betrachtet, den ich noch nie zuvor an ihm gesehen habe: unbeschwert, offen und voller Zuneigung.

Ich frage mich, ob ich Ruby auch so anschau.

»Hat Lydia dir noch mal geschrieben?«, frage ich kurz darauf an Ruby gewandt.

Sie schüttelt den Kopf. »Nicht, seit du das letzte Mal gefragt hast. Was übrigens erst vor einer halben Stunde war.«

Ich beuge mich zu ihr runter. »Grins nicht so. Ich darf ja wohl ein bisschen aufgeregter sein. Man wird schließlich nicht jeden Tag Onkel«, sage ich so leise, dass nur Ruby es versteht. Lydia hat ihr vor einer halben Stunde geschrieben, dass sie seit einiger Zeit unregelmäßige Wehen hat, ihre Ärztin aber meint, dass sie noch warten soll, bevor sie ins Krankenhaus fährt, weil es vielleicht nur ein falscher Alarm ist.

»Ich werde dir ein Zeichen geben, sobald sie sich wieder meldet. Wie wir abgesprochen haben«, sagt Ruby. Noch immer liegt dieses vielsagende Lächeln auf ihren Lippen, das den Wunsch in mir weckt, sie stundenlang zu küssen.

»Versprochen?«, frage ich.

Sie nickt und setzt sich ein Stück auf. Dann umfasst sie mein Gesicht mit beiden Händen und zieht mich für einen Kuss zu sich runter.

»Komm, Captain«, sagt Wren und stößt mit der Schulter gegen meine. »Die Pause ist vorbei. Ich bin mir sicher, da geht noch mehr.«

Ich lächle Ruby noch einmal zu, bevor ich mit Wren kehrtmache und wieder in Richtung Spielfeld jogge. Währenddessen denke ich an den Beginn des Schuljahres zurück. An den Tag, als Lydia vor mir stand und mich darum gebeten hat, ein Auge auf Ruby zu haben.

Seitdem hat sich mein Leben um hundertachtzig Grad gedreht. Alles, was ich dachte, in Zukunft zu erleben, hat sich in Luft aufgelöst. Statt nach Oxford zu gehen und im Vorstand bei *Beaufort* zu sitzen, habe ich den Mut aufgebracht, mich gegen das zu entscheiden, was meine Eltern für mich gewollt haben, und auf mein Herz gehört.

Ophelia hat *Beaufort* übernommen und bereits begonnen, das Unternehmen behutsam zu erneuern. Lydia wird zu ihr stoßen, sobald die Zwillinge groß genug sind.

Ich habe gelernt, dass es wenig Sinn ergibt, krampfhaft an irgendwelchen Plänen festzuhalten. Zu Beginn des Schuljahres habe ich alles als eine Art Countdown zum Ende meines unbeschwerten Lebens empfunden, doch jetzt ... jetzt fühlt es sich an wie ein Anfang. Auch wenn ich tief im Inneren immer mit dem zu kämpfen haben werde, was geschehen ist, hat sich meine Perspektive auf das Leben grundlegend geändert.

Ich weiß, dass Wren sich auf den Spielstand unseres letzten Lacrosse-Spiels bezogen hat, aber ich grinse ihn von der Seite an.

»Und wie da mehr geht«, sage ich und meine es von ganzem Herzen.

# Epilog

## Drei Monate später

Ruby

Mein Leben ist in Farben unterteilt:

Gold – Seminare

Silber – Prüfungsleistungen

Bronze – Clubs und extracurriculare Aktivitäten

Grün – Am besten sofort erledigen

Türkis – Freizeit

Lila – Familie

Orange – Meine zweite Familie

Lila (mit Ember telefonieren), Orange (Taufgeschenke für Rosie und Henry (hübsch!) einpacken) und Bronze (am Erstsemesterfrühstück teilnehmen und mich mit mindestens einem Menschen unterhalten) habe ich heute bereits abgehakt. Es fehlen nun noch Grün (letzte Kisten auspacken, Thailand-Bilder ausdrucken und aufhängen), Orange (James' Reisebericht testlesen) und Türkis (mich mit Lin auf einen Kaffee treffen und herausfinden, wo es am besten schmeckt).

»Wie wäre es hier?«, fragt James.

Ich drehe mich auf meinem klapprigen Schreibtischstuhl zu ihm um. Er steht zwischen dem Bett und dem kleinen Kleiderschrank und hält ein Foto von uns an die Wand. Es ist das erste, das wir während der zwei Wochen gemacht haben, in denen ich ihn nach Thailand begleitet habe. Wir standen inmitten eines Straßenmarkts, und Hunderte Leute sind um uns herumgewuselt. Doch davon merkt man auf dem Bild nichts. Wir strahlen beide in die Kamera, glücklich und sorglos.

Jedes Mal, wenn ich das Foto anschau, fühle ich mich zurückversetzt in die zwei schönsten Wochen meines Lebens – was auch der Grund dafür ist, dass ich es unbedingt in meinem Wohnzimmer hängen haben möchte.

»Die Stelle finde ich super«, antworte ich ein wenig verspätet.

James nickt und klebt das Bild mit einem ersten Streifen Tesafilm an die bisher noch karge Wand. »Ich finde es echt dämlich, dass man hier keine Rahmen aufhängen darf.«

»Egal. Hauptsache, die Bilder hängen«, gebe ich zurück und mache ein kleines Kreuzchen vor die erledigte Aufgabe.

»Ich habe trotzdem noch etwas für dich«, sagt James. Ich kann hören, wie er neben mich an den Schreibtisch tritt, und sehe zu ihm auf. In der Hand hält er ein in braunes Papier verpacktes und mit einer weißen Schleife versehenes Geschenk.

Überrascht nehme ich es entgegen. »Was ...?«

»Mach es auf«, sagt er lächelnd.

Langsam ziehe ich die Schleife auf und falte das Papier auseinander. Ein kleiner Holzbilderrahmen kommt zum Vorschein, in dem sich ein weiteres Foto befindet.

Mein Herz macht einen Hüpfen. »Das ist von deiner Abschiedsparty!«

»Ich dachte, das könntest du vielleicht auf den Schreibtisch stellen.

Dann können wir dir alle beim Lernen zusehen.«

Ich kann meinen Blick nicht von dem Foto losreißen. Es wurde zu Beginn der Sommerferien in unserem Garten gemacht, einen Abend bevor James und ich nach Thailand geflogen sind. Meine Eltern stehen ganz am Rand neben Ember, Wren, Alistair, Kesh und Lin. Lydia und Graham lächeln breit in die Kamera, direkt neben ihnen steht Cyril, der Baby Henry auf dem Arm hält. Im Gegensatz zu den anderen sieht er nicht in die Kamera, sondern betrachtet Henry, der seinen Finger im Klammergriff umfasst hält. Auf der anderen Seite steht James mit Rosie auf dem Arm und ich direkt daneben, einen Arm um seine Hüfte geschlungen, das Gesicht gegen seine Schulter gelehnt.

»Unglaublich«, murmle ich und halte mir das Bild ein Stück dichter vor die Augen. »Das ist gerade mal zwei Monate her, und Henry und Rosie sind gefühlt schon doppelt so groß geworden.«

»Lydia sagt auch ständig, wie gruselig sie das findet. Ich finde es irgendwie cool. Bald können die Jungs und ich mit den beiden Lacrosse spielen.« Er bemüht sich um einen lockeren Tonfall, aber ich kann sehen, wie sich sein Blick plötzlich verfinstert. »Wenn ich wiederkomme, werden sie mich bestimmt nicht wiedererkennen.«

»So ein Quatsch«, sage ich und platziere das Bild auf dem Tisch. Dann stehe ich auf und stelle mich vor James. Ich lege die Hände auf seine

Hüften und stelle mich auf die Zehenspitzen, um mit der Nase gegen seine zu stupsen. »Du bist nur vier Wochen weg. Außerdem könnt ihr skype oder facetimen.«

In drei Tagen fliegt James nach Bali, wo er Seminare für journalistisches Schreiben und professionelles Fotografieren besuchen wird. Er hat sich in den vergangenen Monaten eine kleine Leserschaft aufgebaut, und auch wenn der Aufbau seiner Seite nur langsam vorangeht, hat er riesigen Spaß bei der Sache. Jedes Mal, wenn wir darüber sprechen oder zusammen an Einträgen und neuen Layouts basteln, leuchten seine Augen förmlich.

Ich habe ihn noch nie so gesehen. Und auch wenn es unglaublich schmerzt, immer wieder so lange von ihm getrennt zu sein, freue ich mich wahnsinnig darüber, wie sehr ihn seine Arbeit begeistert.

Es fühlt sich an, als wären wir beide angekommen und würden uns doch gleichzeitig auf einer Reise befinden – er in der Welt und ich in Oxford. Genau dort, wo ich immer sein wollte, und genau so, wie ich es mir immer erträumt habe. Nur noch besser, da ich James an meiner Seite habe.

»Ich werde dir etwas mitbringen«, sagt er und zieht mich an sich. »Oder vielleicht schnitze ich dir dieses Mal was.«

Ich muss grinsen. »Bitte etwas mit vielen Details und Mustern.«

»Ich sehe, was sich machen lässt«, murmelt er. Dann beugt er sich vor, um seine Lippen sanft auf meine zu legen, und entzündet damit ein Feuerwerk an Emotionen in mir.

Ich frage mich, ob das immer so sein wird, wenn er mich küsst.

Als er sich von mir löst, erkenne ich in seinem Blick eine ganze Reihe an Versprechen, die er mit Sicherheit noch alle einlösen wird, bevor er seine Reise antritt.

Meine Lippen formen sich selbstständig zu einem Lächeln.

»Mein James«, flüstere ich, bevor ich ihn wieder zu mir runterziehe und ihn küsse. Er seufzt an meinen Lippen.

So lange haben wir dafür gekämpft, endlich hier sein zu können. So viel ist geschehen in den letzten Monaten: zerschmetterte Wünsche, hoffnungsvolle Träume und mehr Liebe, als ich es jemals für möglich gehalten hätte.

Wir haben gekämpft und uns gegenseitig gerettet. Und genau das werden wir auch in Zukunft tun. Zu jeder Stunde, Minute, Sekunde.

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

# Danksagung

Ich kann gar nicht glauben, dass wir uns tatsächlich schon am Ende der Maxton-Hall-Trilogie befinden. Die vergangenen achtzehn Schreibmonate waren bis dato die turbulentesten, und nun blicke ich mit einem lachenden und einem weinenden Auge auf diese Zeit zurück.

Zuerst möchte ich mich bei meinem Mann Christian bedanken, ohne den dieses Buch niemals fertig geworden wäre. An manchen Tagen ist Schreiben mit großer Überwindung verbunden, gerade wenn die Selbstzweifel ohrenbetäubend laut werden und einen niederringen wollen. Danke, dass du mich pausenlos motiviert hast, mein größter Cheerleader warst und mir immer zuhörst.

Dank gebührt meiner Lektorin Stephanie Bublely, die morgens bis nachts mit mir an dem Feinschliff der Bücher gesessen hat und mich zu einer besseren Autorin macht. Nachdem wir so hart an Ruby, James & Co. gearbeitet haben, verdienen wir beide einen (langen) Wellness-Urlaub, einen Berg Schokolade und ganz viel Wein. Ich bin sehr stolz auf uns!

Es ist auch an der Zeit, all den anderen Menschen bei Bastei Lübbe/LYX zu danken, die unermüdlich an den Büchern arbeiten:

Sandra Krings aus der Herstellung, die alle Termine möglich macht und dank der es ein gedrucktes Buch gibt. Ricarda Witte-Masuhr, Simone Belack und Angie Timplan, die sich um das tolle Marketing gekümmert haben. Barbara Fischer und Anna Fohs aus der Presse sowie Christian Stüwe, dank dem meine Geschichten auch im Ausland erscheinen. Torsten Gläser und Andrea Ludorf stellvertretend für den gesamten Vertrieb von Bastei Lübbe/LYX, die die Bücher in den Buchhandel und somit zu euch Lesern bringen. Ich danke Jennifer Schock für die beste Lesereise, die ich mir hätte wünschen können, Ruza Kelava und Simon Decot für ihr Vertrauen in meine Geschichten und Katharina Schmidt, die immer als Vertretung einspringt, wenn man sie braucht.

Außerdem bedanke ich mich von Herzen bei meinen Testlesern Lisa, Robert und Laura für ihre wertvollen Kommentare, bei Sarah Saxx und Tina Köpke für die Gespräche übers Schreiben und bei meinen Freundinnen

Elisa, Jasmin, Jenny, Lucie, Maren, Wiebke und Anna für ihre immer offenen Ohren.

Und zum Schluss danke ich allen Lesern. Ich hoffe, James konnte euch zeigen, dass kein Traum zu groß oder klein ist. Ich hoffe, Ruby konnte euch darin bestärken, immer für euch selbst einzustehen. Ich hoffe, Lydia konnte euch Mut geben, über euch hinauszuwachsen. Und ich hoffe, ihr alle schneidet euch eine Scheibe von Ember ab, denn ein bisschen mehr Selbstliebe hat noch niemandem geschadet.

Danke, dass ihr mit nach Maxton Hall gereist seid.

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

*Kehrt zurück nach Woodshill ...*



[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

Everlys und Nolans Geschichte  
28. Juni 2019

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

# Die Autorin



© Mona Kasten

Mona Kasten wurde 1992 in Hamburg geboren und studierte Bibliotheks und Informationsmanagement, bevor sie sich ganz dem Schreiben widmete. Sie lebt gemeinsam mit ihrem Mann und ihren Katzen sowie unendlich vielen Büchern in Niedersachsen, liebt Koffein in jeglicher Form, lange Waldspaziergänge und Tage, an denen sie nur schreiben kann. Weitere Informationen unter: [www.monakasten.de](http://www.monakasten.de)

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

# Die Romane von Mona Kasten bei LYX

*Die Maxton-Hall-Reihe:*

Save Me

Save You

Save Us

*Die Again-Reihe:*

Begin Again

Trust Again

Feel Again

*Weitere Romane der Autorin sind bei LYX in Vorbereitung.*

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

LYX.digital in der Bastei Lübbe AG

Originalausgabe

Copyright © 2018 by Bastei Lübbe AG, Köln

Textredaktion: Stephanie Bublely

Covergestaltung: Sandra Taufer, München

Coverabbildung: © Shutterstock/Shebeko

Satz und E-Book: Greiner & Reichel, Köln

ISBN 978-3-7363-0675-2

Sie finden uns im Internet unter: [www.lyx-verlag.de](http://www.lyx-verlag.de)  
Bitte beachten Sie auch: [www.luebbe.de](http://www.luebbe.de) und [www.lesejury.de](http://www.lesejury.de)

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)

**Dir hat das Buch gefallen?**

**Dann gefallen dir auch diese Bücher:**



Bianca Iosivoni

### **Der letzte erste Blick**

Manchmal genügt ein einziger Blick ...

Das Einzige, was Emery Lance sich wünscht, als sie ihr Studium in West Virginia beginnt, ist ein Neuanfang. Sie möchte studieren, und zwar ohne das Gerede, das Getuschel und die verurteilenden Blicke der Leute zu Hause. Dafür nimmt sie sogar in Kauf, dass sie mit dem nervigsten Kerl aller Zeiten in einer WG landet. Doch es kommt schlimmer: Dessen bester Freund Dylan Westbrook bringt ihr Herz mit einem einzigen Blick zum Rasen. Dabei gehört er zu der Sorte Mann, von der Emery sich unbedingt fernhalten wollte: zu gut aussehend, zu nett, zu lustig. Und eine große Gefahr für ihr ohnehin schon zerbrechliches Herz ...

[Direkt im Shop ansehen](#)

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)



Mona Kasten

## **Begin Again**

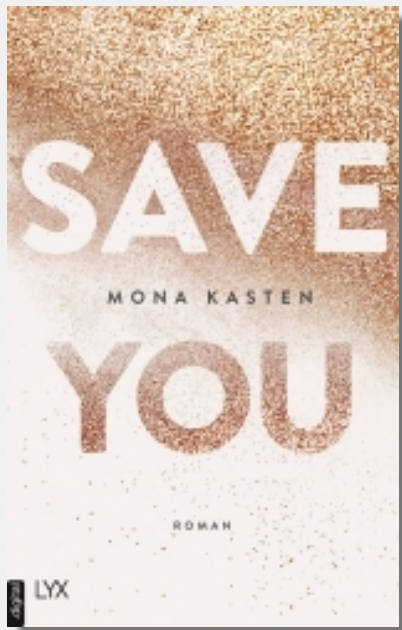
Er stellt die Regeln auf ...

sie bricht jede einzelne davon.

Noch einmal ganz von vorne beginnen - das ist Allie Harpers sehnlichster Wunsch, als sie für ihr Studium nach Woodhill zieht. Dass sie ausgerechnet in einer WG mit einem überheblichen Bad Boy landet, passt ihr daher gar nicht in den Plan. Kaden White ist zwar unfassbar attraktiv - mit seinen Tattoos und seiner unverschämten Art aber so ziemlich der Letzte, mit dem Allie sich eine Wohnung teilen möchte. Zumal er als allererstes eine Liste von Regeln aufstellt. Die wichtigste: Wir fangen niemals etwas miteinander an! Doch Allie merkt schnell, dass sich hinter Kadens Fassade viel mehr verbirgt als zunächst angenommen. Und je besser sie ihn kennenlernt, desto unmöglicher wird es ihr, das heftige Prickeln zwischen ihnen zu ignorieren ...

Der Auftaktband der Again-Reihe!

[Direkt im Shop ansehen](#)



Mona Kasten

## Save You

"Du hast mir das verdammte Herz rausgerissen. Und ich hasse dich dafür.

Aber ich liebe dich auch, und das macht das Ganze so viel schwerer."

Ruby ist am Boden zerstört. Noch nie hatte sie für jemanden so tiefe Gefühle wie für James. Und noch nie wurde sie so verletzt. Sie wünscht sich ihr altes Leben zurück — als sie auf dem Maxton Hall College niemand kannte und sie kein Teil der elitären und verdorbenen Welt ihrer Mitschüler war. Doch sie kann James nicht vergessen. Vor allem nicht, als dieser alles daransetzt, sie zurückzugewinnen ...

"Lache, weine und verliebe dich. Mona Kasten hat ein Buch geschrieben, das man nicht aus der Hand legen kann!" Anna Todd über *Begin Again*

Band 2 der neuen Trilogie von Spiegel-Bestseller-Autorin Mona Kasten!

[Direkt im Shop ansehen](#)

[OceanofPDF.com](http://OceanofPDF.com)